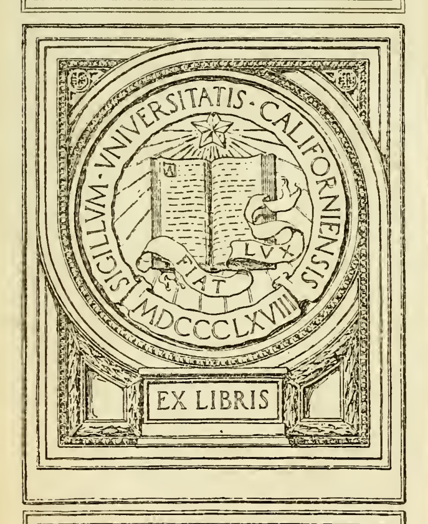
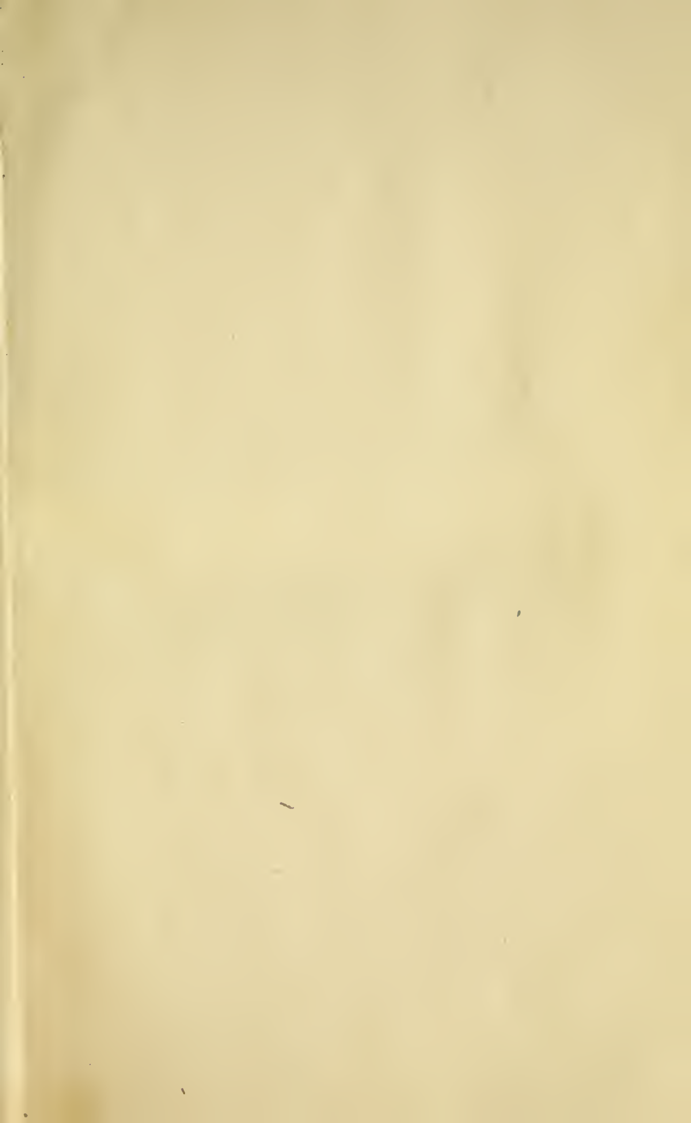



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS











Washington

Illustrationen

zur

Allgemeinen Weltgeschichte

von

C. v. Rotteck, Becker und Anderen.

Zwanzig Original-Compositionen

von

Alf. Rethel.

In Stahl gestochen von den vorzüglichsten deutschen Künstlern,
A. Göbel in Frankfurt a. M., Fr. Knolle in Braunschweig, Const. Müller in Düsseldorf,
Oelschig in Düsseldorf, Otto in München, F. A. Pflugfelder in Düsseldorf,
E. Rauch in Darmstadt, Siedentopf in Frankfurt a. M.,
K. Steifensand in Düsseldorf und Anderen.

Mit erläuterndem Texte

von

Prof. Friedrich Bülau.

Braunschweig,
Verlag von George Westermann.
1843.

PROSPECTUS.

Diese zwanzig Illustrationen

in Original-Compositionen von **Alf. Rethel**, in Stahl gestochen von den besten deutschen Künstlern, als **Pflugfelder**, **Const. Müller**, **X. Steifensand** in Düsseldorf, **Rauch** in Darmstadt, **F. Knolle** in Braunschweig, **Siedentopf** in Frankfurt a. M., **Otto** in München, **Oelschig** in Düsseldorf, **Göbel** in Frankfurt a. M. u. A., erscheinen in 10 Lieferungen mit erläuterndem Texte vom **Prof. Fr. Bülau** zum Preise von 8 Ggr. = 36 kr. rhein. = 30 kr. C.-M. pr. Lieferung.

Sie geben folgende Darstellungen:

Moses erschlägt den Aegypter.
Lykurg zeigt dem spartanischen Senate seinen König.
Perikles bei der Leiche seines Sohnes.
Hannibal in den Alpen.
Die gefangene Thusnelda in Rom.
Scene aus der Zerstörung Jerusalems unter Titus.
Attila auf den catalaunischen Gefilden.
Muhamed's Flucht.
Wittekind's Taufe.
Zweiter Kreuzzug.

Rudolph von Habsburg auf dem Marchfelde.
Gutenberg in seiner Werkstatt.
Luther in Wittenberg.
Gustav Adolph's Landung in Rügen.
Carl XII. in der Schlacht bei Pultawa.
Maria Theresia fleht die Ungarn um Hülfe an.
Washington.
Erstürmung der Bastille.
Napoleons Rückkehr aus Aegypten.
Friedrich Wilhelms von Braunschweig Tod bei Quatrebras.

Wahrscheinlich wird es jedoch nicht möglich sein, alle Blätter in chronologischer Reihenfolge zu liefern, da es das Bestreben der Künstler wie des unterzeichneten Verlegers ist, nur etwas ganz Ausgezeichnetes herzustellen, und sich daher nichts übereilen läßt.

Es kann jedoch die Versicherung gegeben werden, daß das Unternehmen jedenfalls im nächsten Frühjahr vollendet ist.

Braunschweig, im October 1842.

George Westermann.

Moses erschlägt den Aegypter

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Moses erschlägt den Aegypter.

Mit einer Gewaltthat des Zornes, aber eines Zornes, den nicht eigne Schmach und Bedrängniß, sondern das Mitgefühl mit den Leiden der Brüder, der Stammgenossen entzündet hatte, verkündet sich Moses zuerst in der Geschichte. Diese That brachte dem Volke keine Rettung, noch konnte oder sollte sie es, und den Thäter trieb sie in Flucht und Verbannung; aber indem eben hier in der Einsamkeit der Gebirge der Gedanke der welthistorischen Mission, die dem Moses bestimmt war, in ihm geweckt und gepflegt und zur Reife gebracht ward, knüpft sich an jene That eine unabsehbare Reihe von Entwickelungen, und so mögen wir uns in dem finstern Aegypter, den uns der Künstler vorführt, alle Härte und Willkür versinnlicht denken, welche Menschen an Menschen verübt haben, mögen in Moses Antlitz und Bewegung einen heiligen Zorn erkennen und seine rächende Hand gegen alles Heidenthum und alle Barbarei erhoben glauben. Der Künstler hatte aber auch darin Recht, daß er uns in dem gemißhandelten Israeliten eine solche fast lächerliche Jammergestalt vorführt. Hier ist kein Gedanke des Widerstandes und keine moralische Kraft dazu, hier ist eine muthlose Abgestumpftheit, die von dem Druck nicht die Schmach zu empfinden, nicht das ganze Gewicht seiner Dauer zu bedenken, nur eben über den physischen Schmerz des Augenblicks zu jammern vermag; wir haben einen gebornen Lastträger vor uns, der dem Peiniger frohnen wird, bis die starken Glieder den letzten Dienst versagen. Das sieht man: dieses Volk wird sich nicht durch sich selbst aus seiner Noth erheben, dieses

Volk ist durch die Sclaverei so gänzlich gebrochen, daß es nicht daran denkt, seine Fesseln zu sprengen, und die Folgezeit sollte lehren, daß es in Wahrheit nichts that, seine Freiheit zurückzugewinnen und daß die Folgen der Knechtschaft sich noch in die Zeit der Freiheit verlängerten. Der Moment aber, in dem wir Moses erblicken, führt uns in das ganze Getriebe seines Lebens und Wesens ein. Es ist nicht das friedliche Walten des Patriarchen, das uns in diesem Führer des israelitischen Volkes entgegentritt, und von den glücklichen Zuständen eines frohen Naturlebens finden wir wenig in seiner Geschichte; er ist auch nicht der lebendige Ausdruck und strahlende Vertreter seines Volksthums, wenn er gleich das Edelste, was er gegeben und behauptet hat, in dessen innerstem Leben fand, während er selbst in einer anderen Cultur gebildet war; seine Gewalt endlich über dieses Volk ist keine durch Gewohnheit, Erbrecht, Wahl oder irdische Bestallung erworbene; widerstrebend hat er sie auf sich genommen, als ihm der Beruf ward, zu dem Er allein in seinem Volke befähigt war, dieses Volk zur Freiheit zu führen und es dahin zu bilden, daß es auch nachher die Freiheit und in ihr seinen Glauben behaupten könne. Der Kampf gegen das Joch der Gewalt und gegen die Schwächen und Begierden des eignen Volks, ein rastloser, immer sich erneuernder Kampf war die Aufgabe seines Lebens. Er hat sie nicht ganz, nicht zur eignen vollen Befriedigung gelöst, aber Bewunderung verdient schon, was er für sie geleistet. Der Regent und Gesetzgeber, der ein in langer Unterjochung entmuthigtes und dabei zu mancher Ausschweifung der Sinnlichkeit, zu Wankelmuth, Undank und Parteiung, zu Aberglauben und Rohheit geneigtes, zwischen begeistertem Kriegsmuth und knechtischer Feigheit schwankendes Volk vor allerwärts drängenden Feinden sichern, es durch Glauben und Volksthum in Einheit zusammenhalten, seine Nationalität bewahren und in der Strenge der Sitten die Bürgschaft kriegerischer Tugend erhalten will, der ist es, der uns in Moses entgegentritt und den wir in seinem ganzen Leben und Wirken wiederfinden. Auch das Verhältniß zu seinem Gotte, auch seine religiöse Auffassung und Lehre erscheint im Lichte desselben Zweckes und ihm dienend. Moses stand höher, als sein Volk, ohne doch sich ihm entfremdet zu haben. Daß er so allein stand — er selbst mehr der Mann der That, als der Rede (2 Mos. 9, 10), — und daß er so

wenig seiner würdige Gehilfen fand, daran lag es — menschlicher Ansicht nach — daß seine Pläne nicht vollständig reiften, vielleicht auch daß sich Einseitigkeiten beimischten, von denen eine nicht von einem Einzelnen begründete Schöpfung freigeblieben sein würde. Daß aber sein Volk der Ermannung noch fähig und fähiger noch der Leitung, vor Allem empfänglich für die Stimme des Glaubens war, das machte das Gelingen möglich. Und an die Natur dieses Glaubens, des Erbtheiles frommer Väter, knüpft sich die welthistorische Bestimmung des jüdischen Volks und des mosaischen Werkes.

Der gemishandelte Israelit, den wir in so kläglicher Gestalt, ein Opfer des Hohnes und der Willkür sehen, am Barte gerauft und mit der knotigen Geißel bedroht, weil er vielleicht nicht rasch genug die Lasten zum Bau der stolzen Pyramiden herbeizuschleppen vermag, gehörte einem Stamme an, der vier Jahrhunderte früher noch eine einzelne Familie freier Hirten in Kanaan bildete, auch dorthin nicht viel früher geflüchtet, um die einfache Freiheit vor der in Assyrien und Babylon sich erhebenden Despotie zu retten. Das Glück, das ein Kind dieses Stammes am ägyptischen Hofe gemacht, zog auch die Brüder nach Aegypten, und hier vermehrte sich der Stamm, mit seinen Heerden die fetten Weiden am Kasius durchziehend, zum zahlreichen Volke. Immer aber hielten sie sich gesondert von den Aegyptern, in eigner Sitte, eignem Glauben. Diese Aegypter waren unter allen Völkern des Alterthums leicht am wenigsten geneigt, sich mit abweichender Volksart zu befreunden, und mochten, im Dunkel ihrer Formen und ihres Geheimwissens, mit Verachtung auf die rohe Einfalt des Hirtenvolks blicken. Einer neuen Dynastie war dasselbe Volk, als den früheren Königen verpflichtet, ein Gegenstand des Verdachts, und man dachte darauf, die Gefahr, den Anstoß zu entfernen. Jedenfalls nahm man kein Interesse mehr an diesem Volke und benutzte die Uebermacht, die erschlafften Israeliten in den drückendsten Helotenstand zu versetzen und ihnen die härtesten, zumal allen ihren Sitten und Gewohnheiten zuwiderlaufenden Arbeiten aufzubürden. Einmal soll man sogar direct die Ausrottung des Volks durch das Gebot, die männlichen Kinder zu tödten, beabsichtigt haben, ein Vorhaben, dessen vollständige Ausführung an einem Zuge von Menschlichkeit in dem ägyptischen Volke selbst gescheitert sein

soll. In dieser Zeit wurde Moses geboren, von seiner Mutter anfangs verborgen, dann aber, als Entdeckung zu fürchten war, in einer Weise ausgesetzt, die seine Rettung hoffen ließ. Seine Bestimmung führte ihn in die Hände der Tochter des ägyptischen Königs, die in echter Weiblichkeit sich des Kindes annahm und es am Hofe nach ägyptischer Weise erziehen ließ. Hier ward er in alle ägyptische Weisheit und Kunst, in die Geheimnisse des alten Priesterthums, in die Politik jener Staaten und in das Kriegswesen eingeweiht, wie er denn auch im ägyptischen Heere wider die Aethiopier gestritten haben soll. Ein Aegypter ward er darum doch nicht, und die Götzen des fremden Volkes gewannen keine Huldigung von seinem Herzen. Denn er gehörte einem Stamme an, in welchem der Dienst des alleinigen Gottes, der da Himmel und Erde und alle Creatur geschaffen und dem festen Glauben und willigen Gehorsam mit väterlich segnenden Händen Vergeltung bringt, sich von Geschlecht zu Geschlecht in treuer Ueberlieferung fortgepflanzt hatte. Moses ward durch die fremde Cultur nicht irre gemacht an diesem Glauben, sondern nur fähiger, seine ganze Bedeutung zu würdigen und ihn in höherer Reinheit zu erfassen. Sein Herz aber blutete bei dem Anblicke der schmachvollen Leiden und der tiefen Gesunkenheit eines Volks, von dessen Urvätern ihm die heilige Sage erzählte, wie sie des so besonderen Schutzes und Vertrauens ihres Gottes würdig befunden worden. Unwillen und Schmerz empfand er, einen Plan der Rettung, der Wiedererhebung hatte er nicht, und die unbedachte Aufwallung des Augenblicks, deren That unser Kunstwerk darstellt, konnte, wenn sie die vernichtende Rache der Gewalt auf sein Haupt zog, mit ihm auch die Bestimmung seines Lebens zerstören. Die That selbst, wie alle Blutthat, hat nichts gefruchtet. Ein Werkzeug der Mishandlung war entfernt, diese selbst ward nicht geringer und Israel duldete nicht weniger, als vorher. Die Vorsehung aber knüpfte, wider Moses Willen, eine Folge daran, auf die ihn sein bisheriges Leben zwar vorbereitet hatte, aber vielleicht nicht geführt hätte, wäre es nicht durch diesen raschen Schritt unterbrochen worden. Selbst sein Zorn war nicht ohne Vorsicht gewesen. Er hatte nicht eher gehandelt, als bis er wußte, daß kein feindlicher Zeuge nahe war. Aber der Gerettete selbst war schwatzhaft, und bald erfuhr Moses, daß die That unter seinem

Volke bekannt war. Da entwich er und zerriß damit alle die Verbindungen, die ihn vielleicht gehindert hätten, sich ganz dem Dienste seines Volkes zu weihen. Am Gebirge des Sinai, demselben, von wo er später die Gesetze für sein Volk geholt hat, fand er eine neue Heimath, genoß er den Frieden des häuslichen Glücks und lebte er, ein einfacher Hirte, unter fremdem, redlichen Volke, durch viele Jahre. Allein seines Gottes vergaß er nicht und nicht seines Volks, und in der Einsamkeit des Gebirgs, der Wüste, gedachte er rastlos der Leiden Israels, seines entschwundenen Glückes und seines Glaubens; in dem ahnungsvollen Dämmern sternheller Nächte erhob sich seine glühende Phantasie zu dem Urwesen, das den Erzvätern nahe gewesen, überdachte er die Räthsel der Schöpfung und durchdrang sein sinnender Geist die Bahnen der Zukunft. Tüchtiger immer ward er zur Führung des Werks, sehnsüchtiger verlangte er nach seinem Gotte, und der ahnenden Frage ward Erwiederung, dem Beruf seine Aufgabe. Auf geweihtem Boden, am brennenden Busche ging ihm der Wille des Himmels auf, und wenn er auch im Momente, wo er zur Ausführung schreiten sollte, nochmals zagte, seinem Beruf, seiner Kraft nicht traute, so trieb ihn doch das göttliche Geheiß und er ging nach Aegypten zurück, um Er, der Einzelne, dem Pharao und aller Macht und Wissenschaft Aegyptens entgegenzutreten. Die That zwar, die ihn früher vertrieben, war vergessen; aber unternahm er nicht etwas, was den Zorn der Gewaltigen viel entschiedener anfachen mußte, als in damaligen Zuständen jene That gethan hätte? Doch er wagte es und trat mit seinem Bruder Aaron, der ihn an Gabe der Rede übertraf, vor Pharao, den Willen des Himmels und die Rechte seines zertretenen Volkes geltend zu machen. Die erste Ansprache zog nur härtere Leiden und Bedrückungen Israels nach sich, und schon zürnte das Volk seinem kühnen Vertheidiger. Erst als es die Leiden sah, die der Herr über Aegypten verhängte, und von denen Israel verschont blieb, erst da begann es zu hoffen und sich um den zu sammeln, der ihm von Gott verkündigte, seinem Retter und Schirm. Nicht durch einen Widerstand, einen Ankampf des israelitischen Volks gegen die ägyptische Macht errang ihm Moses die Freiheit; nicht auf die Kraft und die Waffen seines Volks gestützt, trat er vor Pharao. Unerschüttert und unermüdlich verlangte er im-

mer und immer nur freien Abzug und berief sich auf Gott, der seine Stütze war. Die heilige Sage verkündet uns, daß Moses durch allerlei Wunder, durch den persönlichen Eindruck, den seine geistige Ueberlegenheit machte, sich Gehör verschaffte, und daß durch eine Reihe von Plagen, von denen Aegypten verheert ward und die sich bei jeder abschlägigen Antwort, die den Bitten des Gottgesendeten ward, verschlimmerten, Pharao's und der Aegypter Starrsinn gebrochen und die Genehmigung zur Auswanderung erwirkt ward. Die Israeliten zogen ab, das Land zu suchen, aus dem Joseph gekommen, wo Abraham gewohnt hatte. Als sie abgezogen, kehrte die alte Härte in Pharao's Herz und er setzte ihnen in drohender Verfolgung nach. Er, seine Rosse und Reisigen versanken in den Fluthen des rothen Meeres an der Stelle, wo mehr als drei Jahrtausende später ein anderer Eroberer kaum einer gleichen Gefahr entging. Israel war aus Aegypten gerettet und Moses hatte vollführt, was ihm bleibenden Anspruch auf Dankbarkeit und Vertrauen seines Volks gab.

Aber wie riesig das Unternehmen erscheinen mußte, was der Einzelne, ohne irdischen Beistand, durchgesetzt; bald sollte er erkennen, daß es nur der kleinere Theil des Werks war, das ihm oblag, und daß die Macht des gewaltigsten Feindes keine so schwere Gefahr ist, wie die Schwäche des eignen Volks. Moses wollte die Israeliten nicht deshalb aus Aegypten geführt haben, damit sie eine beduinische Horde würden, wie die Andern, und wie diese dem Verfallen in Rohheit, Laster und Götzendienst aller Art, im günstigsten Falle einem sinnlichen Pflanzenleben entgegengingen; sondern sie sollten ein Volk sein, in welchem der von den Vätern ererbte Dienst des alleinigen Gottes in Reinheit und erhebender Veredlung erhalten werde und das ganze Leben des Volks und aller Einzelnen durchdringe, dieses Volk rein haltend von der Gemeinschaft mit den Irrenden und Gesunkenen, sein inneres Band in Innigkeit festigend und seine Sitte kräftigend und bildend. Ein von dem Geiste Gottes durchhauchtes Gemeinwesen wollte er bilden, eine Stätte des Glückes und der Kraft, einen Tempel der Sitte und des Glaubens. Das Gesetz, die Verfassung holte er ihm von den verborgenen Höhen des Sinai und übergab es ihm, geweiht und geheiligt als das unmittelbare Gesetz des Gottes, der da König sein sollte in Israel.

Nicht auf sich nahm Moses den Ruhm und die Macht, die bei diesem Volke und für ihn kein Genuß war, sondern er handelte als ein Werkzeug des ewigen Gottes, der Bote seiner Befehle, der Träger seines Willens. Neuere meinen: Moses habe weniger Gott gedient, als dessen Namen benutzt, um das Werk seiner weltlichen Weisheit durch das Ansehen göttlicher Offenbarungen zu heben und zu kräftigen. Das unbedingte Vorwalten politischer Gesichtspunkte, denen die Religion mehr als Mittel dient, denn daß sie wahrhaft als der Hauptzweck hervorträte, der unverkennbare Einfluß ägyptischer Institute auf die mosaische Gesetzgebung, die Thatsachen, daß Moses selbst einen Theil seines Gesetzgeberplanes fallen lassen und ändern mußte, weil er sich als unausführbar darstellte, daß Anderes auch nachher nicht zur Reife gelangte und daß in der ganzen Verfassung nur zu bald entwickelte Keime des Verfalls, des Mißbrauchs, der Ausartung lagen, haben dieser Meinung manchen scheinbaren Grund geliehen. Auch bei ihr würde man nicht an absichtliche Täuschung denken dürfen, gegen welche so deutlich jedes Zeugniß spricht, das wir von Moses und über ihn haben, jeder Zug seines Wesens. Aber wer überhaupt will die Rathschlüsse der Vorsehung meistern, ihre Pfade ergründen? wer will rechten, wenn die Offenbarungen des Himmels dem Geschlechte einer Zeit verkündigen, was ihm das Gemäßeste ist, was es verstehen kann, was sich an seine Vorstellungen anschließt und was ihm nützen und sich selbst im Wirken veredeln wird, wenn nur das Volk das gebotene Gut mit ganzen Kräften und ganzer Treue erfassen und pflegen will? Und am wenigsten wir, die wir den Fortgang der Geschicke kennen, haben ein Recht, zu zweifeln, daß auch in diesem Werke der göttliche Wille lebendig war. Diese Offenbarung war für die damaligen Juden, hat sie sittlich gekräftigt und ihre Nationalität gehalten, und würde auch sie noch höher gehoben haben, wenn sie sich einer reineren Auffassung derselben fähig gemacht hätten. Dann würden die mit Absicht gelassenen Lücken ergänzt, die Keime entwickelt, die Formen veredelt, das nur der absterbenden Zeit Gehörige würde ausgeschieden und an die Stelle des Regel- und Gesetzwerks der Alles durchdringende Geist getreten sein. Aber auch so wie es war, bereitete sich doch der Herr durch Moses in dem israelitischen Volke die Stätte, von wo ein welterlösendes Princip, eine

der weitesten Verbreitung und höchsten Entwickelung fähige Religion ihren Ausgang nehmen sollte.

Moses aber hatte ein schweres Werk. Er erkannte bald, mit welchem entarteten und zuchtlosen Volke er zu thun hatte, und mußte, dem Lande der Verheißung schon nahe, wieder umkehren, um noch durch 38 Jahre das Volk in der Wüste umherziehen zu lassen. Wohl zog die Donner- und Feuerwolke vor Israel her; wohl speiste der Herr das Volk mit dem Manna des Himmels und tränkte es mit dem Wasser, das auf Moses Gebot aus dem Felsen sprang; wohl öffnete sich die Erde und verschlang die Rotte der Aufrührer; aber doch erneuerten sich Wankelmuth, Zuchtlosigkeit, Unglauben und Götzendienst, Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Aegyptens und Abgötterei vor dem goldnen Kalbe. Die alte Generation mußte erst absterben und ein in den harten Entbehrungen und Kämpfen der Wüste, in der Zucht des neuen Gesetzes und in der Begeisterung des neubelebten Glaubens erwachsenes Geschlecht mußte erst reifen, bevor das Volk den Boden seiner künftigen Heimath betreten durfte. Aaron, ja auch Moses, der einmal wenigstens gezweifelt, wurden nicht würdig befunden, diesen Moment zu erleben, und nur von fern durfte Moses vor seinem Ende das Land der Verheißung erblicken und den Stämmen seines Volks seinen prophetischen Segen widmen.





A. Rethel inv. [illegible] sc.

Lykurg

[illegible] und Verlag von George Westermann [illegible]

Lykurgos läßt den Charilaos als König anerkennen.

Eine glückliche Wahl, die in dieser Reihe bildlicher Darstellungen neben Moses Lykurgos stellte. Beide Gesetzgeber, Beide die Gründer einer Verfassung, welche, das ganze Leben nach allen Seiten hin regelnd, alle Zwecke und Richtungen der Menschen einem großen Hauptzwecke unterordnete, in manchen Punkten — doch die des Lykurg am meisten — die Natur gewaltsam beugte und so eine großartige, aber einseitige Entwickelung hervorrief. Beide haben ihre Gesetze durch göttliches Ansehen geweiht und gekräftigt. Beide gehören halb der Geschichte, halb der Sage an. Beide entnahmen Vieles in ihren Schöpfungen dem alten Volksthum der Nation, für die sie wirkten, drückten ihm aber den Stempel ihres eignen, in fremder Cultur entwickelten Geistes auf und änderten es für die Zwecke ihrer Systeme.

Lykurg wird uns hier in einem Momente vorgeführt, der schon früh bewährte, wie fremd ihm alle Selbstsucht, alle Versuchungen der Macht und der Herrschaft waren; der auch zugleich von seiner politischen Anschauung einen Zug enthält, der auch weiter für die Spartanische Verfassung charakteristisch geblieben ist. Lykurgos war aus dem Heldengeschlechte der Herakliden entsprossen. Es wird erzählt, daß er der Sohn des Königs Eunomus, aus dem Stamme der Eurytioniden, und der Bruder des Königs Polydektes gewesen und dem Letzteren bereits in der Regierung gefolgt sei, als die verwitwete Königin ihm ihre Schwangerschaft erklärte. Das entartete Weib erbot sich gegen ihn,

die Geburt hintertreiben zu wollen, wenn er darauf einginge, sie zu seiner Gemahlin und Königin zu erheben. Lykurg stellte sich bereit, beredete aber die Königin, die Niederkunft erst abzuwarten, da, wenn ein Mädchen geboren würde, die gefährliche Handlung unnöthig sei, er selbst aber sorgen wolle, daß im Falle der Geburt eines Knaben dieser beseitigt werde. Den Dienern, von denen die Königin glaubte, daß sie eben zu diesem Zwecke in ihre Umgebung versetzt seien, hatte Lykurg befohlen, falls ein Knabe geboren würde, ihm denselben sofort zu bringen. Er befand sich mit den Ersten des Volks bei einem festlichen Mahle, als ihm das Knäblein gebracht ward, nahm es auf, zeigte es den Anwesenden mit den Worten: »Spartaner, es ist euch ein König geboren,« und setzte es auf den Thron. Staunen über die unerwartete Nachricht und freudige Theilnahme bei dem Anblick der in dem Kinde wieder aufgelebten Züge ihres verewigten Königs bemächtigten sich der Anwesenden, und Lykurg gab ihrer Freude das bleibende Wort zum Gedächtniß, indem er den König Charilaos (Volksfreude) nannte. War auch Lykurgs Verfahren nur die Erfüllung der gemeinsten Pflicht, nur die Enthaltung von einem groben Verbrechen, so mußte es doch Bewunderung erregen und die Achtung für ihn verstärken, da es in damaligen, wie in späteren Zeiten, nur zu viele Beispiele entgegengesetzten Handelns gab, da man zu oft gesehen hatte, wie wenig Sicherheit Recht, Verfassung und Menschlichkeit dem Ehrgeize und der Herrschsucht gegenüber hatten, da man wußte, daß ein Verbrechen, das einen Thron erwirbt, keinen irdischen Richter fürchtet und selbst von der Stimme des Volks nur in geheimem Flüstern getadelt wird, wie denn auch dieser Tadel wohl durch glänzenden Gebrauch der Würde zu ersticken, hier aber nicht einmal Entdeckung zu fürchten und die Stimme des Gewissens leicht mit der Rücksicht auf den Vortheil des Staats, dem ein kräftiger Regent Bedürfniß sei, zu beschwichtigen war. Dennoch fand Lykurg seine Gegner, und die Partei der Königin, vielleicht auch die des andern Königshauses — denn schon damals bestand in Lakedämon eine Doppelregierung — suchte ihn selbst jetzt noch der Herrschsucht zu verdächtigen. Obwohl es nicht gelingen konnte, diesen Anschwärzungen allgemeinen Eingang zu verschaffen, wie schon das unbedingte Vertrauen bezeugt, mit welchem die Lakedämonier sich später

dem Lykurgos hingaben, so wollte der Letztere doch auch dem fernsten Verdachte jeden Stoff nehmen und entzog sich freiwillig, für die Zeit der Minderjährigkeit seines königlichen Neffen, der Heimath. Er soll nicht bloß die stammverwandten Dorier auf Kreta, wo die Gesetzgebung des weisen Minos gefeiert wurde, sondern auch die üppigen ionischen Städte Kleinasiens besucht, die seltsamen und geheimnißvollen Institute Aegyptens erkundet haben, ja nach Libyen, Iberien und bis in das ferne Indien gedrungen sein. Jedenfalls hatte er sich mit den Sitten und Einrichtungen anderer Völker und mit dem Geiste der damals im höchsten Ansehen stehenden Gesetzgebungen bekannt gemacht und sich damit eine wichtige Vorbereitung für das Werk erworben, das ihm noch bevorstand. Seine Abwesenheit war durch mancherlei innere Unruhen und Parteiungen in Sparta bezeichnet worden. Die Könige Charilaos und Archelaos, Letzterer aus dem Stamme der Agiden, hatten mit einander und Beide mit dem Volke gehadert. Als die Verwirrung am höchsten stieg und die Gefahr, der im Innern sich in Uneinigkeit auflösende Staat möge sich nicht länger gegen die Nachbarn behaupten können, allseitig erkannt wurde, schickte man eine feierliche Gesandtschaft an Lykurg, auf den schon lange die Blicke der besten Vaterlandsfreunde gerichtet gewesen und an den schon vorher manche Sendungen ergangen waren, und beschwor ihn, dem Vaterland zu Hilfe zu eilen. Nun trat er als Ordner und Gesetzgeber des zerrütteten Staatswesens auf und gab den Lakedämoniern eine durch alle Verhältnisse des Lebens durchgreifende, von allen Seiten her auf ein großes Hauptziel hinarbeitende, systematisch durchgebildete Verfassung.

Es ist zu glauben, daß manche Züge derselben älteren Ursprungs waren, und daß die Unkunde späterer Zeiten, bei einem Volke besonders, das die Wissenschaften nicht pflegte, manches, was erst später entstand, dem Lykurgos beigelegt hat. Lykurg konnte sich weder selbst vollständig von allem Eindruck des Volksthums, in dem er erzogen war, losmachen, noch würde er als weiser Gesetzgeber gehandelt haben, wenn er das im Volke Eingewurzelte, oft in sich schon die unbewußte Anerkennung des Gebotes der Verhältnisse, nicht beachtet hätte. Eben so wenig konnte seine Gesetzgebung für alle Fälle, deren der Lauf der Zeit — wie sehr er auch durch den stabilen Charakter des Spartanischen Staats-

wesens gehemmt werden mochte — immer neue hervortreibt, in Voraus vorsehen und es wurden Nachträge und Ergänzungen nöthig. Aber so hoch, wie es zuweilen geschehen ist, darf man die Bedeutung dessen, was Lykurg aus Aelterem beibehielt, oder was erst nach ihm entstanden ist, schwerlich anschlagen. Und wenn man auch Alles, was von den Lebensumständen des Lykurg erzählt wird, als zwischen Geschichte und Sage schwankend betrachten will, die spartanische Verfassung selbst trägt unverkennbar den Stempel einer von dem systematischen Geiste eines Einzelnen in das Leben hineingebildeten Verfassung. In Allem ist weniger Entwickelung, weniger natürliche, nothwendige Folge, als System und künstliche, planmäßige, absichtsvolle Berechnung. Nur außerordentliche Verhältnisse, der Eindruck äußerster Noth und die ungewöhnliche Macht, die in die Hände des Gesetzgebers gelegt war, konnten ihre erste Einführung möglich machen; einmal bestehend, entfaltete sie allerdings eine Kraft, die das Leben auch gewaltsam nach ihren Zwecken beugte, erzeugte sie selbst den Sinn, ohne den sie weder bestehen konnte, noch zu ertragen gewesen wäre; ihre Folgen bewährten alle Vorzüge, aber auch alle Gebrechen solcher aus dem einseitigen Bewußtsein eines einzelnen, nur das Bedürfniß der Gegenwart beachtenden Gesetzgebers, und nicht unter den vielartigen Einflüssen aller Kräfte des Lebens und aller Bedürfnisse der sich an einander schließenden Jahrhunderte entwickelten Verfassungen. Die dem Dorischen Stamme, im Vergleich besonders zu dem Ionischen, ohnedies schon eigne größere Sittenstrenge und die Kraft, durch die er sich vor den Pelasgern vorthat, erleichterten dem Lykurg sein Werk. Sonst aber mag er von dem Vorgefundenen hauptsächlich das bewahrt haben, was seinen Zwecken zusagte, oder was er mußte, Manches vielleicht nur in Namen und Formen, unter gänzlicher Umgestaltung des Geistes.

Nicht die politische Form war die Hauptsache in der Lykurgischen Verfassung, wiewohl auch sie dazu beigetragen hat, diesem Staatsleben jenen Charakter der Dauer zu geben, durch den es sich vor allen andern Staatsbildungen der griechischen Großzeit auszeichnet. Ebenso hat sie es vor manchen Grundgebrechen antiker Republiken, vor den Erschütterungen, welche Ehrgeiz und Herrschsucht und rohe und feine Demagogie erzeugten, vor den Unbilden, die der Neid auf jedes Vor=

strahlende erregte, vor den anarchischen Unruhen, Launen und Verkehrtheiten der Massenherrschaft zu bewahren gedient. Und auch auf den unbedingten Gehorsam gegen das Gesetz und dessen Träger, auf die schweigende Ehrfurcht vor aller Autorität, die den Spartanern zu Ruhm und Vortheil gereichten, war sie nicht ohne Einfluß. Aber wenn man das politische Leben in eine stete, vage Beschäftigung Aller mit dem Allgemeinen, in ein Urtheilen Aller über Alles im Staate, in ein rastloses Streben nach Einfluß auf das Ganze und in zahlreiche Bahnen dafür setzt, so fand sich so etwas in Sparta nicht; wie es denn auch von politischen Bewegungen, Parteiungen und Revolutionen freier geblieben ist, als andre griechische Staaten und nur zuweilen von Anklängen solcher Wirren berührt ward, die jedoch nicht in dem tieferen Staatsleben ihren Grund hatten, sondern nur von den Reibungen der Doppelkönige, oder von dem Ehrgeize eines Feldherrn herrührten, der in auswärtigen Siegen verlernt hatte, auch als Bürger ganz Spartaner zu sein. Die Freiheit der Spartaner war nicht die Germanische: der persönlichen Selbstbestimmung und mannigfaltigen, individuellen Entwickelung; vielmehr griff hier der Staat in das Innerste alles Lebens ein und regelte und beugte Alles für den Zweck der Verfassung. Sie war auch nicht die Athenienſische oder modern-liberale: der Basirung alles Staatswirkens auf den wahren oder fingirten Willen der Mehrzahl; wenigstens glaubten diese Gesetzgeber, dasselbe auf dem indirecten Wege einer die Gleichheit der Gesinnung verbürgenden Gleichheit der Verhältnisse und der Sitte sicherer zu erreichen. Die Freiheit der Spartaner verdiente diesen Namen nur auf der Seite der Unabhängigkeit gegen Außen; und selbst ihre Gleichheit, die ein viel mehr charakteristisches Moment dieses Staatslebens war, als die Freiheit, war weniger eine Gleichheit des politischen Rechts, als eine Gleichheit der Lage, der Lebensart und der Sitte. Im Uebrigen war die Verfassung monarchisch-aristokratisch; wie denn auch Sparta gegen Außen weder die athenienſische Marotte gegen die Könige theilte, noch den demokratischen Republiken hold war, sondern meist die aristokratische Seite in letzteren stützte. Die doppelten Könige wurden beibehalten; mit ihnen die Erblichkeit der obersten Würde, dieses festeste Bollwerk gegen die Machinationen des Ehrgeizes, diese wohlthätigste Bürgschaft ruhi-

gen, willigen Gehorsams. Sie waren die Vorsteher des Gottesdienstes, die Führer der Heere, die Inhaber eines Theiles der richterlichen Gewalt und die Ersten im Rathe. Sie ernannten auch die Sendboten nach Delphi und verfügten über verwaiste Kinder. Zugleich aber setzte man ihnen die Gewalt der fünf Ephoren und eines Rathes der XXVIII entgegen, dessen Mitglieder sechzig Jahre zählen mußten. Die Ephoren hatten die Aufsicht über Verfassung und Verwaltung des Staats und jeder Ueberschreitung der Gewalten entgegenzutreten, bedurften aber bei den äußersten Gegenmitteln der Zustimmung des Rathes, mit dem und den Königen vereint sie die oberste Instanz des Staats in jeglicher Beziehung bildeten. Die größere Volksgemeinde, zu der überhaupt nur die älteren und vermögenderen Bürger Zutritt hatten, wirkte bei einigen Wahlen mit und hatte außerdem das Recht, über Annahme oder Verwerfung der seltenen Gesetze durch einfache Abstimmung zu entscheiden, ohne jedoch an den vorgelegten Entwürfen eine Aenderung vornehmen, oder eine Initiative ausüben zu dürfen.

Wenn das alles für die politische Bewegung und die lebendige Beschäftigung Aller mit dem Gemeinwesen wenig Spielraum und Anreiz enthielt, so suchte die Verfassung Lykurgs das große Ziel des Gemeinsinns und der vollkommenen Ergebenheit an den Staat vielmehr durch sociale Einrichtungen, vornehmlich durch Entfernung aller störenden, abziehenden und hindernden Einflüsse zu erreichen. Lag doch so etwas schon eben in der Verdrängung der politischen Parteikämpfe, bei denen nur zu oft der Zweck über dem Mittel vergessen und das Vaterland in der Partei der Gegner bekämpft wird. Aber auch ein anderer Zielpunkt, der bei Vielen zur Wurzel der Selbstsucht wurde: der Gewinn, ja auch nur das Streben und Ringen um Unterhalt und Besitz sollte die Bürger nicht von dem edleren Dienste des Vaterlandes abziehen, ihre Einigkeit nicht stören. Der Gedanke, eine wahre Gleichheit des Vermögens durch gleiche Vertheilung des Grundeigenthums zu erzielen, konnte auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. Aber das Verbot, die edlen Metalle zu Münzstoffen zu gebrauchen, mußte alles Handels- und Verkehrsleben so gänzlich erschweren, daß schon dadurch indirect überhaupt gegen das Aufkommen von Gewerbe, Handel und Geldinteressen aller Art gewirkt ward. Die Gesellschaft würde

nun freilich unter solchen Bedingungen nicht bestanden haben, wenn man nicht in der ungemeinen Mäßigkeit und Sittenstrenge, in den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, an denen Alle, auch die Könige, gleichmäßig theilnahmen und ihre einfache Spartanische Suppe gemeinsam verzehrten, in dem entschiedenen Hasse gegen alle Weichlichkeit, alle Sinneslust, allen Luxus oder was man irgend dafür ansah, ein milderes und jedenfalls bei freiwilliger Ergreifung nicht ungerechtes, in der Sclavenarbeit der unterjochten Heloten aber ein hartes und ungerechtes Mittel gefunden hätte, die Wirthschaftsbilanz eines beinahe aller wirthschaftlichen Thätigkeit entfremdeten Volks im Gleichgewicht zu erhalten. Eben so wenig, wie durch die materiellen Interessen, sollten die Bürger durch Wissenschaften und Künste, die man als eine Art Luxus der Seele ansah, von der alten Einfachheit des Gemüths und dem unmittelbar praktischen Dienste des Staats abgeleitet werden, und wenn auch die Lakedämonier den Nutzen einiger Wissenschaften, namentlich der Taktik, Sprachkenntniß und Geschichte, nicht verkannten, auch die Kriegsgesänge ihres Tyrtäos hatten, so fanden doch selbst jene Wissenschaften, geschweige denn Philosophie und Anderes, bei ihnen keine selbstständige Pflege, und Sparta's Größe und Tugend würden der Nachwelt verborgen geblieben sein, wenn nicht seine Feindin Athen die Männer gebildet hätte, die den Ruhm Lakedämons den folgenden Geschlechtern bewahrten. Allerdings der Geist wird nicht bloß durch die Schule gebildet, und das ernste Leben, die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, bei denen die Jünglinge die Gespräche ihrer Väter, die Krieger die Stimme ihrer Feldherren vernahmen, der Charakter der Würde, den Sparta in allen seinen Beziehungen trug, die Schweigsamkeit und das Achthaben auf sich selbst, wozu der Spartaner von früh an erzogen ward, das alles konnte nicht ohne hebenden Einfluß auf den Geist bleiben, und berühmt war bei den Alten die lakonische Kürze, die in wenige treffende Worte tiefen Sinn zu drängen verstand. Ebenso mußten die Mäßigkeit, die Zucht, die sittliche Reinheit auf der Seite des Sinnenlebens, die Religiosität, die strenge Selbstbeherrschung und die zum herrschenden Princip gewordene, unbedingt selbstverläugnende Vaterlandsliebe auf die höhere Seite des menschlichen Wesens, auf das Gemüth veredelnd einwirken. Wenn nur nicht das alles — abgesehen davon, daß die

Einrichtungen Sparta's ganz eigenthümliche Verhältnisse und Richtungen voraussetzten und in vielen Theilen einer allgemeineren Verbreitung gar nicht fähig waren, ferner abgesehen von der grausamen Grundbedingung: dem Helotenthum — so einseitig ausgebildet, einem einzelnen Zweck gewidmet und auf Kosten einer harmonischen Entwickelung des Geistes und Gemüths erkauft worden wäre. Auf Krieg und kriegerische Tugend war Alles bezogen, und selbst der Hauptzweck der auf Sittenstrenge, Mäßigkeit, Gehorsam, Religiosität, Ehrfurcht vor dem Alter, Schweigsamkeit, Abhärtung, Selbstbeherrschung berechneten Gebote war eben der Krieg: die Erzielung eines starken, an Entbehrungen gewöhnten, jede Beschwerde mit Leichtigkeit tragenden, jeder Zucht sich unterwerfenden, den strengsten militairischen Gehorsam beobachtenden und im Nothfalle durch den Namen der Götter zu beherrschenden Geschlechts. Schon der Genuß der ehelichen Liebe war Gegenstand dieser vorsorgenden Gesetzgebung. Nur verstohlen durfte der Gatte seine Gattin besuchen, damit die Umarmung feuriger sei, und dem unverheiratheten Jüngling mußte der bejahrte Gatte eines jungen und fruchtbaren Weibes die Rechte ihres Lagers verstatten. Sonst wurden die Frauen, die ja kräftige Kinder gebären und erziehen sollten, hoch geehrt, wetteiferten, damit ihr Körper stark werde, mit den Männern in körperlichen Uebungen, wobei die Sittenreinheit verhinderte, daß die Nacktheit die Schaam gefährdete, und bildeten sich zu Gattinnen und Müttern, die die Lehrerinnen und Muster aufopfernder Vaterlandsliebe und Heldenkühnheit wurden. Die Erziehung der Kinder stand in jedem Betracht unter öffentlicher Leitung, und das Hauptaugenmerk ward auf Abhärtung, auf Fähigkeit zu allen Entbehrungen, auf schweigendes, duldsames Ertragen jedes Schmerzes, auf alle Vorbereitung zum Kriege mit Waffen und List — weshalb auch geschicktes Stehlen erlaubt und gepriesen ward — auf Gehorsam, Bescheidenheit, Ehrfurcht vor dem Alter und kriegerischen Wetteifer gerichtet. Feigheit war das größte, jede Schmach erzeugende Verbrechen. Um den Krieg und dessen Vorspiel und Surrogat: die Jagd, bewegte sich Alles. Nur die hierauf und auf das Tüchtigmachen dazu bezogenen Seiten des menschlichen Wesens wurden gepflegt, nur die hieraus erwachsenden Genüsse erfreueten dieses Leben. Sparta, selbst in dieser einseitigen Entwickelung von den indianischen Stämmen

Nordamerika's in manchen Punkten übertroffen, in anderen an die Zigeunererziehung erinnernd und im Ganzen nicht unpassend mit einer bewaffneten Trappistenrepublik verglichen, hat doch einen unvergänglichen Glanz und Ruhm vor den verwandten Richtungen behauptet, weil es in einem hochgebildeten, stammverwandten Volksleben sich bewegte, dessen hebenden, adelnden, bildenden Einflüssen es doch nicht entzogen blieb und das ihm bedeutende Zielpunkte bot; weil es ferner selbst unter seinen Gegnern seine Bewunderer und Geschichtschreiber fand, welche die secundären Folgen jener Kriegsverfassung, dergleichen sie auch bei dunkleren Völkern gehabt hat, hervorhoben und priesen, und weil endlich seine geregelte Verfassung, unter diesen Umgebungen, auch in der Staatskunst gegen Außen eine Reife erlangen und festhalten ließ, die zwar den sittlichen Werth der Spartanischen Kriege geschmälert, aber deren geistige und politische Bedeutung erhöht hat. Denn bald ging Sparta über die Linie bloßer Vertheidigung hinaus und strebte nach Außen. Doch auch dies nicht in roher, zweckloser Eroberung, sondern in dem Streben nach dem Uebergewicht unter den hellenischen Stämmen, nach Ansehen und Einfluß in dem ganzen System der Staaten des Alterthums. Die tiefen Saaten der Kraft, welche Lykurgs Gesetzgebung in dieses Volk gesenkt hatte, sind auch unter Verfall und feindlicher Uebermacht niemals ganz zerstört worden; in den Gebirgen von Maina hat sich eine gewisse natürliche Freiheit, wenn auch durch Raub befleckt, gegen Rom, Byzanz und die Pforte behauptet, und in den Mainotten sind einzelne Spuren der Eigenschaften, die einstmals Sparta berühmt gemacht, noch heute bemerkbar.

Von Lykurg berichtet die Sage noch weiterhin, daß nur die gleiche Vertheilung des Vermögens — die auch keinen Bestand gehabt hat, da man keine volle Gemeinschaft einführen konnte — einen Widerstand fand, der selbst seinem Leben Gefahr drohte, daß er aber doch seinen Plan durchsetzte und nach Einführung seiner Gesetzgebung auch für deren Fortdauer mit derselben Selbstverläugnung sorgte, die schon sein erstes Auftreten bezeichnete. Er ließ nämlich das Volk schwören, daß es vor seiner Rückkehr nichts an diesen Gesetzen ändern wolle, reiste darauf nach Delphi, erhielt dort einen derselben Gesetzgebung günstigen, an ihre Dauer das Glück von Sparta knüpfenden Orakelspruch und

kehrte nicht wieder in sein Vaterland zurück, soll sogar eines freiwilligen Todes gestorben sein, und vorher — um jede Umgehung des Volkseides zu verhüten — verfügt haben, daß sein Körper verbrannt und die Asche in das Meer gestreuet werde. Die Spartaner haben ihm göttliche Ehre erwiesen und sein Andenken bis in die letzten Tage Sparta's gefeiert.





Perikles bei dem Tode seines Sohnes.

Dem Lykurg wird gemeiniglich Solon zur Seite gesetzt, dessen milde Gesetzgebung allerdings schon den Contrast bezeichnet, der zwischen Athen und Sparta stattfand. Doch war Solon weit weniger als der eigentliche Gründer und Ordner dieses Staatswesens zu betrachten, und hat sich sicher weit mehr an das Vorgefundene angeschlossen, meist nur aussprechend, worauf Volksthum und Verhältnisse hinführten. Indem wir aber auf den Lykurg den Perikles folgen lassen, setzen wir dem Spartanischen Staate Athen in einer Zeitperiode gegenüber, die ebensowohl seinen bedeutendsten Glanz und die höchste Entwickelung seiner charakteristischen Eigenschaften, als die Folge und das Symptom des inneren, die Wurzel des äußeren Verfalles, überhaupt das umfaßt, worauf seine Verfassung, wie sie nun einmal gestaltet war, gerade bei ihm am sichersten führen mußte. Darum ist es auch eine sinnige Fügung, daß uns Lykurg in dem Momente vorgeführt wird, wo er zuerst mit Bedeutung auftritt, Perikles aber in den Tagen, die ihm die Augen über die Eitelkeit seiner Strebungen öffneten, den Atheniensern aber zeigten, wohin eigne Schuld sie gebracht hatte.

Einen starken Contrast bieten Athen und Sparta allerdings dar, wiewohl der Griechische Gesammtcharakter sich in Beiden wiederspiegelt. Aber in Sparta Dorische Strenge, in Athen Jonische Weichheit; dort ein standhaftes Festhalten des einmal Erfaßten, hier ein wechselvolles, launisches Hingeben an den Eindruck des Augenblicks; dort ein verachtendes Abweisen auch der gewöhnlichsten wirthschaftlichen Arbeit und

Berechnung, ein Kriegervolk, das sich lediglich von seinen Sclaven ernähren läßt, hier lebendiger Verkehr in Handel und Schifffahrt, in Kunst und Gewerbe aller Art; dort kaum das unmittelbar Praktische in Kunst und Wissenschaft mehr genutzt, als gepflegt, hier alle Künste und Wissenschaften blühend, bestrebt und gefeiert; dort ein strenges Zurückweisen von Allem, was nicht auf den einen Hauptzweck dieses Staats möglichst nahe Beziehung hat, eine Beschränkung alles Sinnens und Strebens auf den Krieg und den Ruhm und die Pflicht des Kriegers, hier eine Mannigfaltigkeit von Mitteln, welche die Annehmlichkeit des Lebens erhöhen, die Genüsse vervielfältigen und steigern, neue Empfindungen der Seele, neue Seiten des Geistes wecken und ansprechen; dort eine monarchisch-aristokratische, ruhig und gleichmäßig den Zweck dieses Staats durch Jahrhunderte festhaltende Verfassung, deren Verfall erst sechsthalbhundert Jahre nach Lykurg beginnt, hier eine immer mehr zur Demokratie sich gestaltende, wiederholt von offener oder verschleierter Alleinherrschaft unterbrochene, von Demagogen verwirrte, von launischen Volksbewegungen erschütterte Gestaltung des Staatswesens; dort ein anspruchloses Zurückhalten, ein schweigender Gehorsam, ein Gefangengeben des eignen Urtheils unter den Willen des Gesetzes und seiner verfassungsmäßigen Träger, so daß eigentlich die Inschrift auf dem Grabmal des Leonidas das Princip des Spartanischen Staats umfaßt, hier die lebendigste praktische Theilnahme Aller an dem Gemeinwesen so entschiedener Grundsatz, daß schon Solon geradezu alles Neutralbleiben bei politischen Parteiungen verbieten konnte. Beide Staaten bieten Gelegenheit zu ganz entgegengesetzten Urtheilen, je nachdem man geneigt ist, nur die Lichtseiten, oder nur die Schattenseiten der Einen oder der Anderen hervorzuheben. Allerdings erscheinen uns die Athenienser in der Vielseitigkeit ihrer Anlagen und Richtungen, in ihrer raschen Empfänglichkeit für alle Eindrücke, ihrem feinen Empfinden, ihrem Geschmack, ihrer Gewandtheit, ihrer Beredsamkeit, als eine weitere Entwickelung des Menschengeschlechts im Vergleich zu Sparta. Wir sehen sie in Wissenschaften und Künsten glänzen, in Landbau, Schifffahrt und Gewerben sich mit Geschick und Vortheil bewegen, das gesammte Volk — von dem freilich auch hier nicht bloß die Frauen, sondern auch die Sclaven abzurechnen sind, so daß auch diese Demokra-

tie immer noch eine Minoritätsherrschaft war — über Staatssachen urtheilen und darauf einwirken, jeden einzelnen Bürger mit Geschmack und Verstand über die Leistungen ihrer Redner — der geschicktesten, die die Geschichte kennt — richten. Und dasselbe Volk, das sich in so vielen Dingen vor den Spartanern auszeichnet, so vieler Eigenschaften theilhaftig ist, die diesen abgehen, steht ihnen doch auf den Seiten, auf welche Alles in Sparta bezogen war, keineswegs für immer nach, ist eines patriotischen Aufschwunges, ist der kriegerischen Tugend fähig, hält den Eifer für Freiheit und Vaterland und, wie die Freiheit verloren war, doch für den Ruhm Athens, durch alle Jahrhunderte seines Bestehens fest und kann die Tage von Marathon und Salamis getrost den Spartanischen Siegen entgegensetzen, wie bei Platäa Athen und Sparta vereinigt siegten. Ebenso war es, wenn man den Zugang zu seinem Herzen fand, gar wohl jener milden, wohlwollenden und großmüthigen Regungen fähig, in denen die echte Blüthe der Humanität sich entfaltet. Die Spartaner verdanken es der ausschließlichen Ausbildung einzelner Seiten ihres Wesens, die sich zur Virtuosität erhob, daß sie sich nicht in dem Dunkel anderer Dorischer Stämme verloren haben, sie verdanken es den günstigen Umständen, wonach sie in den Kreis eines so reich begabten Volksthums, von dessen Vorzügen sie Frucht zogen, auch ohne es zu suchen und in ein so bewegtes Staatensystem versetzt waren, daß sie auch in dieser Virtuosität der Nachwelt ruhmvoll erscheinen und nicht mit den Indianern Amerika's auf eine Linie gestellt werden. Freilich sie verdanken es auch den einfachen Tugenden, die man bei ihnen als Mittel und Stützen ihrer Kriegskraft pflegte, daß sie auch dem edleren Gemüthe, das sich nicht durch das Geräusch der Ereignisse und den Glanz der Erfolge betrügen läßt, in einem reineren Lichte erscheinen und sich ernste Achtung erwarben. Und sie verdanken es ihrer politischen und socialen Verfassung, daß sie von ihren Kräften so lange Zeit einen so vortheilhaften Gebrauch machten. In diesen beiden Momenten aber lag es, warum Athen so viel Schatten neben so viel Licht zeigt und seinem Glücke so wenig Dauer ward. Gewirkt hat es doch ungleich mehr, als Sparta.

Sparta hätte auch demokratisch organisirt sein können, bei der Fortdauer seiner socialen Zustände — wenn diese alsdann zu verbürgen

gewesen wäre — seiner Nationalerziehung und seiner kriegerischen Disciplin würden vielleicht die Unordnung und die Mißgriffe nicht zu besorgen gewesen sein, die die gewöhnlichen Begleiter der Demokratie sind. Die Athenienser, mit all' ihren Talenten und Tugenden ein launisches, wechselvolles und eitles Volk, dessen Milde und Feinheit auch in Weichlichkeit versinken, ja, wie das der Wollust Art ist, in Grausamkeit umschlagen konnte, dessen scheinbarer Ruhmdurst oft nur Eitelkeit war, dessen leicht empfänglicher Sinn auch das Schlechte eben so willig aufnahm, eben so feurig ergriff, das heute den verdammte und wie seinen ärgsten Feind verfolgte, den es gestern noch wie einen Halbgott gefeiert, das mit all' seinem Eifer für Freiheit und Vaterland sich so oft in den Mitteln vergriff, so wenig Geschick hatte, consequent zu denken und beharrlich festzuhalten, und das in seinem subtilen Geiste und seinem beredten Wesen doch so viel Anlage zu Sophisterei und politischem Schwätzen besaß; diese Athenienser bedurften einer kräftigen Leitung und vielfach zügelnder Gegengewichte, und gerade sie haben sie frühzeitig sich mindern, abschwächen, endlich fast ganz verschwinden sehen. Freilich mochte es schwer sein, bei diesem Volke sie ohne Anwendung solcher Mittel, die das Volk nicht ertragen, oder die es verschlechtert hätten, zu begründen und zu bewahren, und da es noch schwerer, ja unmöglich war, dieses lebhafte und vorwitzige Volk bei einer rein demokratischen Verfassung in dem ruhigen Gleise der Weisheit und Tugend zu erhalten, so mögen wir uns dahin bescheiden, daß es überhaupt nicht zu dauernder politischer Größe und Selbstständigkeit bestimmt gewesen ist.

Ihre glücklichste Zeit mögen die Athenienser, wie andre griechische Stämme, damals verlebt haben, als noch das Königthum bei ihnen ein Kind natürlicher Verhältnisse, keine künstliche politische Schöpfung und keine Usurpation von Außen, oder aus der Mitte des Volks war. Diese Zeit verliert sich mit Theseus in die Hellenischen Götter- und Heldensagen, und zeigt uns in der Nähe ihres Schlusses in dem freiwilligen Heldentode des Königs Kodros ein Beispiel jener aufopfernden Vaterlandsliebe, von der Athen noch so herrliche Muster liefern sollte. Unter der Herrschaft gewählter Archonten hören wir bald von dem unleidlichen Druck einer, wie es scheint, nicht organisch gebildeten und durch

keine Gegenkraft gemäßigten Aristokratie, vielmehr Oligokratie, aber auch von einer Zuchtlosigkeit und Entartung des Volks, die zu Drakonischen Gesetzen einen nur zu scheinbaren Vorwand lieh. Als nun Solon berufen ward, durch eine Ordnung des Staats seine Wirren zu beschwichtigen, seine Beschwerden zu heben, erkannte er zwar sehr richtig in dem harten Drucke, den eine usurpatorische Aristokratie geübt hatte und in den strengen Mitteln, deren sie sich zur Niederdrückung des Volks bediente, etwas dem Culturstande und dem natürlichen Zuge dieses Volks unbedingt Widerstrebendes, verfiel auch keinesweges in den Fehler, deshalb das Princip der Aristokratie selbst verwerfen und aus dem Staate gänzlich verdrängen zu wollen, scheint aber doch die Aufhebung dessen, was er von der alten Gewalt entfernen wollte, viel leichter gefunden zu haben, als die Kräftigung und Festigung dessen, was von ihr bleiben sollte. Aristokratisch war in seiner Verfassung: daß die neun Archonten, die jedoch jährlich gewählt wurden und keine militairischen Würden bekleiden durften, nur aus den drei obersten Classen des Volks genommen werden sollten; ferner der Areopag, als höchster Gerichtshof und Wächter der Verfassung, der Gesetze und der Sitten; auch daß der Rath aus den drei ersten Classen des Volks durchs Loos gebildet ward und die Vorberathung aller an das Volk zu bringenden Angelegenheiten, sowie das Recht, für augenblickliche Bedürfnisse durch Verordnung zu sorgen, erhielt. Aber an dauernden, ihrem Träger durch eignes, verfassungsmäßiges Recht gebührenden Gewalten gebrach es, und nicht bloß alle Wahlen und die Controle über alle Verwaltung, sondern auch die Annahme oder Verwerfung der Gesetzentwürfe, nach öffentlicher Discussion, stand der gesammten Bürgerschaft zu. Im Uebrigen griff die Gesetzgebung des Solon keinesweges auch nur entfernt so tief in das innere Leben und die Sitten des Volks und seiner einzelnen Glieder ein, wie die Spartanische. Er schaffte die strengen Gesetze des Drakon ab, er half durch eine augenblickliche Maaßregel den überbürdeten Schuldnern, er empfahl die Reinheit der Sitte und that Einiges für ihre Erhaltung, nichts jedoch, was den mit dem zunehmenden Reichthum und Glanz der Republik sich vervielfachenden Versuchungen gewachsen gewesen wäre. Das große Gewicht, was in dieser Verfassung der Volksgemeinde beigelegt war, mußte bei einem

Volke, das so viel Selbstvertrauen und so viel Anlage zu weiter Verbreitung einer halben Bildung besaß, gar bald zum Alleingewicht werden und die Volksgemeinde zu dem Medium machen, durch welches allein zu regieren war. Da sie demnach Vieles zu entscheiden bekam, worüber das Urtheil niemals Gemeingut werden kann, und da die Gebrechen halber Bildung und die den Willen verlockenden Versuchungen, die bei den Massen den meisten Stoff und die wenigsten Gegengewichte finden, nicht zu beseitigen waren, so wiederholte sich hier das Schicksal aller Demokratie. Wer sich die Gunst dieser Massen zu verschaffen wußte, was öfterer durch unedle, als durch die reinsten Mittel gelang, wer ihnen geschickt zu schmeicheln, ihre Phantasie zu entzünden, ihre Begierden zu ködern verstand, der war, bei aller Freiheit und Freiheitsliebe, versteckt oder offen, ihr Herr. Aber den sie heute, vielleicht ohne Grund, vergöttert, den verwarfen sie morgen wieder, vielleicht auch ohne Grund. Den listigen Schwätzer bewunderten sie und ließen sich arglos von ihm täuschen; den echten Vaterlandsfreund, der sich reelle Verdienste um sie erworben, belohnten sie mit Undank, trieben sie durch den Ostracismus — dieses echt demokratische Werkzeug, dessen Zweck war, auch die Aristokratie des Talents und der Tugend nicht aufkommen zu lassen, — ins Exil, weil er nach Jahren voll Siegen einmal Unglück gehabt, oder zu edelstolz war, um die Gunst der Menge zu buhlen, oder zu vorragend, um nicht den Neid der gemeinen Demagogen und durch sie den Argwohn des launischen, wankelmüthigen Volkes zu erregen. Wo das Volk selbst entschied, bewährte es zuweilen ein edles Gefühl für Humanität und Nationalehre, zuweilen aber auch blinde Selbstsucht, Eitelkeit und Rachgier, und überaus oft politische Kurzsichtigkeit, Inconsequenz und Hängen am Schein und am Augenblick. Das hören wir wohl, daß Solon das Parteinehmen vorgeschrieben hat, aber die Geschichte Athens lehrt uns nirgends, daß diese Vorschrift weise gewesen sei. Athen blühte am öftersten, wenn ein Solcher sich der Herrschaft bemächtigt hatte, der sich derselben zum Besten des Volks bediente. Aber auch solche Herrschaft war nicht von Dauer und krankte an ihrem eignen Ursprung.

Solon selbst erlebte es noch, daß Pisistratos sich durch die Gunst der Menge an die Spitze schwang und, als einziger Archont, die Repu-

blik so vollständig bemeisterte, daß er seine usurpirte, aber dem edleren Sinne des Volks gemäß gehandhabte Gewalt seinen Söhnen vererben konnte. Von diesen jedoch ward der Eine ermordet, ohne daß dies die Republik wiederhergestellt hätte die vielmehr erst wieder auflebte, als auch der Andre, unter Spartanischer Hilfe, vertrieben war. Die Mörder des Ersten wurden noch gefeiert, als Athen längst wieder neue Herren hatte. Das aber möchte noch früher gekommen sein, wenn nicht eben der vertriebene Pisistratide Hippias, indem er den Erobergeist der Perserkönige auf Griechenland lenkte, eine Heldenepoche für Hellas hervorgerufen hätte, in der die Gemüther durch ernste, hohe Interessen bewegt, zu glühender Vaterlandsliebe gestimmt und durch Noth und Gefahr, durch große Thaten und edle Siege gestählt und gehoben wurden. So lange das Gedächtniß des Alterthums und ein Gefühl für hohe Tapferkeit in edler Sache noch unter den Menschen lebt, wird der Tag von Marathon und die Heldenkraft des edlen Miltiades gefeiert werden. Derselbe Miltiades aber starb im Gefängniß, weil er zur See gegen Paros nicht so glücklich gewesen und weil er seinen Mitbürgern zu edelgroß war. Athen hatte darauf das Glück, wieder einen Bürger an seiner Spitze zu sehen, der auf rein gesetzlicher Bahn und nur durch seinen Beruf und das ungesuchte Vertrauen des Volks gewirkt hat und, wenn Einer, jene Gesetzestreue, jene Selbstverläugnung und jenen aufopfernden Patriotismus besaß, die man unter republikanischer Tugend versteht, nicht weil sie in Republiken häufiger wären, als unter andern Verfassungen, aber weil sie den Republiken noch nöthiger sind, als Andern. Und auch den Aristides, gegen dessen Absichten kein Schatten eines Argwohns möglich war, der nichts hatte, was ihn verdächtigen konnte, als sein Talent und seine Tugend, und dem die Stimme des Volks den Namen des Gerechten gegeben hatte, auch ihn verbannte der Ostracismus aus seiner Heimath. Themistokles, der Athen auf die Schiffe gerettet, bis Salamis die Rettung Griechenlands vor dem Joche der Perser entschieden und Athen wieder aufgebaut hatte, Themistokles, dessen Leidenschaft zwar die Ruhmsucht war, aber eine Ruhmsucht, die nicht Machtgier wurde und die nur in der Größe des Vaterlands ihre Befriedigung suchte, verfiel gleichfalls dem Ostracismus und starb in der Verbannung. Aristides war in der Noth zurückberufen worden,

hatte bei Platäa gesiegt und Athen an die Spitze des griechischen Bundes gehoben. Doch würde er kaum seine Stellung bewahrt haben, hätte er nicht, durch Wegräumung der von Solon gezogenen Scheidewand zwischen den drei oberen Classen des Volks und der vierten, eine neue Vervollständigung der reinen Demokratie bewirkt, und vielleicht ersparte ihm nur ein rechtzeitiger Tod das Schicksal einer abermaligen Verbannung. Denn in demselben Jahre, in dem er starb, unterlag sein Genosse, der edle Kimon, der Sieger am Eurymedon, dem Ostracismus.

Athen hatte die Größe patriotischer Staatsmänner und Feldherren, das bloße einfache Ansehen und Gewicht, was ihnen ihre Thaten verschafft hatten, nicht ertragen können; es sollte nun wieder einen Herrn erhalten, der durch die Gunst der Menge, unter täuschenden Formen, der Alleingebieter in Athen war und unter dessen Leitung Athen die höchste Stufe in der Art des Glückes und Glanzes erstiegen hat, zu der es seine charakteristischen Eigenschaften vornehmlich befähigten. Das war Perikles, der Sohn des Siegers von Mykale, des Xanthippos. Obwohl selbst den Geschlechtern angehörig, die man noch immer als Aristokraten bezeichnete, weil sie sich geehrter Vorfahren und reicher Schätze erfreuten, zog er sich doch, da hier der erste Platz schon von dem Kimon eingenommen war, von dieser Seite zurück und suchte, auch hierin dem Cäsar ähnlich, die Gunst des Volks eben dadurch zu erwerben, daß er sich als dessen Vertheidiger gegen die Aristokratie darstellte. Wie so viele Demagogen, die mit Cäsar und Perikles nur die Machtgier gemein haben, erhob er sich durch Verdächtigung und Befeindung der angeblichen Aristokratie, und als Kimon verbannt, als der zurückberufene Kimon gestorben war, stand Perikles in Wahrheit als der Herr von Athen dar. Im Besitze aller der Vortheile, welche den Optimaten ihr ererbtes Ansehen, ihr Reichthum, ihre traditionelle Staatskunst und ihre Bildung gewährten, gesellte er dazu die Gunst der Massen, die er durch seine zauberische Beredsamkeit, durch seine unerschöpfliche Freigebigkeit, durch tausendfältige Künste und Hilfsmittel zu gewinnen und durch die prächtigen und geschmackvollen Bauten und Kunstwerke, mit denen Athen sich unter seiner Leitung schmückte, wie durch die auswärtigen Unternehmungen, durch die er die Blicke des

Volks von dem Inneren abzog, zu erhalten wußte. Er erhob das Ansehen Athens in Griechenland auf immer glänzendere Höhe, umringte es mit halb freiwilligen, halb gezwungenen Bundesgenossen, die er der Macht und dem Schatze Athens dienstbar zu machen verstand. Er eroberte Euböa, bekriegte und besiegte Samos und begann den vieljährigen, für Athen so verderblichen peloponnesischen Krieg. Unter ihm erhoben sich das Parthenon, die Propyläen, das Odeon und andere Tempel und Kunstwerke zur Verherrlichung Athens. Unter ihm begann das goldene Zeitalter griechischer Dichtkunst, Malerei und Sculptur. Der Gemahl der Aspasia führte auch die feineren, von Minerva, Apoll und allen Musen gelehrten Grazien in das gesellige Leben ein, und unter dem Schüler des Anaxagoras begann Sokrates seinen Kampf gegen die Sophisten, reiften bereits Aristoteles und Platon. Das Alter des Aeschylos, die Blüthe des Sophokles und die Jugend des Euripides trafen in derselben Zeit zusammen, in der schon Aristophanes seine poetische Geißel übte. Auch Handel und Schifffahrt Athens erreichten unter Perikles ihre höchste Blüthe. Durch vierzig Jahre erhielt er sich an der Spitze; nur durch die Gunst der Masse, nicht durch ein öffentliches Amt berechtigt, nicht Archont, nicht Mitglied des Areopags, in dessen politischer Gewalt er vielmehr, gleich beim Beginn seines Wirkens, ein Hinderniß seiner herrschsüchtigen Pläne bei Seite räumte. Nicht bloß dadurch erweiterte er noch die ungezügelte Demokratie; auch durch die Einrichtung, daß jedem Bürger, der eine Volksversammlung besuchte, eine Vergütung gereicht wurde, zog er die ärmeren Bürger auf den Markt, und damit die, die er nach Gutdünken leiten und brauchen konnte. Außerdem fesselte er die Massen durch den reichen Verdienst, den er den Gewerken in den öffentlichen Bauwerken eröffnete, durch den Schmuck, den diese selbst der Stadt brachten, durch öffentliche Feste, Gastmähler, Spiele und Schauscenen aller Art, durch die Macht seiner gewinnenden und hinreißenden Beredsamkeit, durch die Freiheit, die er ihnen in dem ihm Gleichgiltigen ließ, damit sie ihm desto williger in dem gehorchten, was ihm wichtig war. Die Kosten der öffentlichen Bauten bestritt er theilweise aus dem gemeinen Schatze der verbündeten Griechen, den er von Delos nach Athen bringen ließ. Er selbst bereicherte sich nicht auf Kosten des Staats, wie denn auch sonst seinem

Privatcharakter nichts Uebles nachgesagt, vielmehr gerühmt wird, daß er in Allem Maaß hielt, menschlich und großmüthig war und auch den Gegner zwar bekämpfte, aber nicht verfolgte. Noch im Sterben wollte er wegen nichts gelobt sein, als darum: daß nie ein Athener durch ihn in Trauer versetzt worden sei. Und in der That sind die Folgen des Wirkens ins Allgemeine meistens zweifelhaft, während das, was im nächsten Kreise gewirkt, oder wodurch das Schicksal Einzelner bestimmt ward, sicherer vorliegt und eben deshalb wohl den Blick des Sterbenden am meisten auf sich zieht. Das Volk hatte Perikles so gänzlich in seiner Gewalt, daß er später die Ausscheidung Aller, deren Aeltern nicht das Atheniensische Bürgerrecht gehabt hatten, von den Bürgern durchsetzen und damit 5000 ihrer Bürgerrechte und selbst ihrer Freiheit berauben konnte. Dies der erste und einzige Schritt, den er zur Zügelung der Demokratie that. Gegen das Ende seiner Laufbahn sollte auch er, dem so Vieles geglückt war, den Unbestand des Irdischen erleben. Der Beginn des peloponnesischen Krieges war nicht glänzend. Darauf brach eine furchtbare Pest in Athen aus, und als Perikles, um das Volk von diesem Elend abzuwenden, eine auswärtige Unternehmung begann, lief auch hier Alles übel ab. Diesmal entzog ihm auch das Volk seine Gunst; doch nur für einen Augenblick, nur um ihm bald seine Macht noch erweitert zurückzugeben. Aber fort und fort raffte die Pest ihre Opfer und entriß ihm bald seine Freunde, seine Schwester, seine Kinder, endlich in dem Paralos seinen letzten und liebsten Sohn aus erster Ehe. Hier war es, daß ihn der Schmerz übermannte, daß er in laute Klagen ausbrach und die ihn umgebenden Athenienser vor Erstaunen, den festen, standhaften und so hoch stehenden Mann sich in Thränen ergießen zu sehen, fast den eignen Kummer vergaßen. Dies ist die Scene, die unser Künstler festgehalten hat, und wir mögen sie als eine um so Bezeichnendere betrachten, wenn wir annehmen wollen, daß in den Kummer des Perikles sich zugleich ein Gedanke an die Vergänglichkeit seines eignen Wirkens, seiner eignen Macht und der Größe Athens und an die inneren Gründe des Unbestandes gemischt hat. Des Paralos Tod trübte vielleicht nur des Perikles Leben und entriß ihm das Selbstbehagen, was er sich mit so viel Glück, so viel Talent, so viel Arbeit erworben hatte; aber noch zwei Augen zu, und auch Athen

sank den tiefer und tiefer ziehenden Wechselfällen des Schicksals anheim! In ihm, seiner Verfassung, seinem Volksleben war nichts, was seine politische Größe auch nur gegen Zufälle sichern konnte.

Die Athenienser widerriefen zwar, um den Perikles zu trösten, sein eignes Gesetz, damit sein mit der Aspasia erzeugter Sohn das Bürgerrecht erhalten könne. Aber sein Kummer währte fort; er verfiel in eine schleichende Krankheit, die ihn aufzehrte. Nach ihm gerieth Athen in einen Wechsel neuer Demagogen, von denen Keiner ein Perikles war, und folgte bald dem Kleon, dem aller Adel der Seele, bald dem Alkibiades, dem des Perikles Maaß gebrach; endlich, von Sparta gänzlich besiegt, erlebte es sogar die dreißig Tyrannen. Thrasybul konnte die Unabhängigkeit und den Buchstaben der alten Verfassung wieder herstellen; die politische Größe Athens kehrte nicht zurück, und das sichre Verfallen unter die Uebermacht erst Makedoniens, dann Roms konnte am wenigsten die launische und kurzsichtige Demokratie hindern. Auch ihr Undank währte fort, wie Thukydides, Xenophon, wie ihr bester Bürger Phokion, wie der weiseste Grieche Sokrates erfahren. Der Ruhm des empfänglichen, geschmackvollen und geistreichen Volks steht aber unverloschen in der Geschichte; auch nach dem Untergange der Freiheit erhielt sich Athen als Pflegerin der Wissenschaft und der Künste in Ehren; und was — namentlich zu des Perikles Zeit, doch auch nachher — daselbst für die edlere Humanität gewirkt worden ist, hat dauerndere Früchte hinterlassen, als wenn Athen seine Herrschaft über einige Quadratmeilen weiter erstreckt und ein Jahrhundert länger behauptet hätte. Athen ist frühzeitig unterjocht worden; sein Geist hat auch seinen Siegern geboten und übt noch jetzt, und so lange noch classische Bildung von Einfluß sein wird, ein hohes Gewicht unter allen gebildeten Völkern aus.

Hannibal.

Du zogst einer langen Bahn sich an einander drängender Siege, und doch einem fruchtlosen, einem in seinen letzten Folgen dich und dein Vaterland in den Abgrund reißenden und deinem Todfeinde selbst das verderbenschwangere Glück der Weltherrschaft bereitenden Werke entgegen, kühner Hannibal! größter Feldherr des Alterthums! als du mit deinen Kriegern und deinen Elephanten jenen bis dahin beispiellosen und erst nach Jahrtausenden von gleich großen Feldherren wiederholten Zug über die Alpen durchführtest, um das verhaßte Rom in dem innersten Sitze seiner Gewalt zu erdrücken. Du fandest vielleicht keinen Einzelnen unter deinen Gegnern, der dir ganz gewachsen gewesen wäre an aller Kunst und Größe des Feldherrn, an unerschöpflicher Erfindung, weitreichendem Plane, ausdauerndem Muthe und an Stärke der Seele. Aber du fandest ein Volk dir gegenüber, was größer war, als das deine, und Verhältnisse, die sich nicht mit einigen Siegen, überhaupt nicht mit bloßen Thaten und Ereignissen bewältigen ließen. Du unternahmst zuviel, wie du Rom in seinen Sitzen zu brechen gedachtest. Hättest du dich beschieden, es von den Ländern abzuwehren, um die ihr strittet; hätte dein Volk den Sinn und die Weisheit gehabt, diese Völker selbst für ihre Selbstständigkeit und deren Behauptung zu bilden und zu stärken: das hätte gelingen und der Welt alles Unheil erspart werden mögen, was die Römische Weltherrschaft ihr gebracht hat. Es sollte nicht sein, denn auch an diese traurigen Zustände haben sich so viele weitere Entwickelungen geknüpft, auch sie sind wichtige Uebergangspunkte gewesen.

Phönikier hatten an der Nordküste Africa's Karthago gegründet und ihm ihren unternehmenden, rastlosen Sinn für Handel und Schifffahrt und Gelderwerb aller Art vererbt. Wir finden, daß seine Schiffe nach Spanien segelten, daß die Karthaginienser dort Factoreien hatten und Niederlassungen gründeten, hauptsächlich aber die Bergwerke der Pyrenäischen Halbinsel ausbeuteten. Sie breiteten ihren Einfluß, zum Theil ihre Herrschaft über Sicilien, Sardinien, das sie verheerten, damit es sich nicht unabhängig mache, Corsica, Malta, Golo, die Balearen aus. Sie unterwarfen in ihrer Africanischen Umgebung dreihundert Städte. Sie segelten bis zu den brittischen Inseln und trieben Handel an den nördlichen Bernsteinküsten. Durch sie vielleicht kam die Kunde von der äußersten Thule zu den Alten. Südlich fuhren sie bis an das grüne Vorgebirge, und Manche glauben, daß sie Africa umsegelt. Westwärts entdeckten sie die Canarischen Inseln; sollen aber die weiteren Fahrten dorthin verboten haben. Doch hat man in America gefundene Denkmale für Punische gehalten. Ihr Wesen, ihre Verfassung, Religion und Sitten kennen wir fast nur aus den Berichten ihrer erbittertsten Feinde. Diese stellen uns den Karthaginiensischen Staat als eine übelgeordnete Geldaristokratie dar. An der Spitze zwei Suffeten, Jahr für Jahr aus den ältesten und reichsten Geschlechtern gewählt. Wichtiger die Fünfe, die unter ihnen die Geschäfte führten, sich selbst ergänzten und den Senat der Hundert ernannten. An das Volk kam nur das, worüber die Fünf und der Senat sich nicht einigten. In der letzteren Zeit soll die Stadt zwischen Oligokratie und Ochlokratie geschwankt haben. Ebenso beschuldigt man Karthago der Grausamkeit in den Gesetzen, der Treulosigkeit im Völkerverkehr, des Undanks gegen seine verdientesten Männer und einer rohen, barbarischen Religion. Daß die Karthaginienser den Völkern, die sie offen unterjochten oder mittelbar drückten, keine milde, wohlthätig bildende Herrschaft brachten, lehrt die Geschichte. Doch hat auch Rom seinen Besiegten selten mehr bewilligt, als es mußte. Manche ursprüngliche Eigenschaft des Phönikischen Volkes mußte sich ändern und verlieren, wie es hier auf einen so ganz verschiedenen Boden versetzt, aus dem sterilen Felsen- und Höhlenlande in die sonnigen Ebenen der fruchtbaren Africanischen Nordküste verpflanzt war, fremden, unterworfenen, schwächeren Völkern gebot,

nicht mehr als ein über ein Land verbreitetes Volk erschien, sondern eine Stadt war, die über ein unterjochtes und fremdes Volk herrschte. Ihr Reichthum und ihre sonstigen Verhältnisse machten es den Karthaginiensern möglich, ihre auswärtigen Kriege meistens durch fremde Söldner und unter die Waffen gedrängte Unterworfene ausfechten zu lassen. Dies ein großer Nachtheil bei ihrem Kampfe mit Rom, das ein Kriegervolk nährte. Aber ein Volk, das ein Geschlecht wie die Barkas, das einen Hamilkar, Hasdrubal und vor Allem einen Hannibal zeugte und durch seinen letzten Verzweiflungskampf auch dem siegenden Feldherrn der Gegner Mitleid und Achtung abnöthigte, mußte höher stehen, als seine Feinde einräumen.

Karthago genoß die Sicherheit Africa's und auf den Meeren hatte es von Griechenland her keine weitreichende, von Phönikien keine feindselige Concurrenz zu bestehen. Phönikiens Handelsgröße wurde überdem durch den Sturz von Tyros und Sidon gebrochen. Sonst stand Karthago in seinem Felde wie allein und drang in raschem Aufschwunge auf die Höhe seines Glückes. Inzwischen hatte Rom durch lange Jahrhunderte den mühsamen Kampf mit den zahlreichen streitbaren Völkern Italiens zu bestehen und mußte sich, oft am Rande des Untergangs, dahin durcharbeiten, daß die Römische Sache von den Italischen Völkern als eine gemeinsame und Rom als ihr Haupt und Führer dabei anerkannt, oder daß doch so gehandelt wurde, als würde dies anerkannt. Als nun das Römische Uebergewicht in Italien durchgedrungen war und alle Italische Kraft und Bildung unter Römischer Leitung stand, mußte diese für Herrschaft und Krieg, Eroberung und Unterwerfung so geeignete, der Richtung auf inneres Bilden und organisches Wecken aber ermangelnde Cultur auch nach Außen hin ihre gesammelten Kräfte geltend machen. Der durch die Makedonischen Griechen gebrochene Orient, ferner Griechenland, dessen sittlicher Verfall durch die Makedonische Weltherrschaft nur beschleunigt worden war, konnten ihm keinen kräftigen Damm entgegensetzen; die Naturvölker Spaniens und Galliens aber waren ihm kaum an physischer Kraft und Naturfrische überlegen, in aller Organisation für einiges Zusammenwirken, Krieg und Staatskunst standen sie ihm weit nach. Nicht sie daher waren es, an denen Rom die gefährlichsten Hindernisse fand, als es auch über sie

seinen Einfluß zu erstrecken anfing. Aber wohl begegnete es gerade auf den Punkten, auf die es zunächst seine Blicke richtete, als es auf dem Festlande Italiens seine dringendsten Aufgaben vollführt sah, einer gleichfalls geordneten, an Reichthum und mancherlei Listen ihm überlegenen, an Kriegskunst und Politik zum wenigsten gleichen, nur an innerer Kraft des Volksthums nachstehenden Staatsmacht: der Karthago's. Sicilien und Spanien waren die Punkte, um die sie zusammentrafen. Auf Sicilien, überhaupt auf die zu dem Italischen Systeme gehörigen Inseln des Mittelmeers hatte Rom den näheren Anspruch. Auf Spanien mochten die Ansprüche gleichstehen, da der höchste Anspruch, den Spaniens eigne Völker auf ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit unläugbar zu machen berechtigt waren, damals nicht durchzuführen war. Die Karthaginienser hatten aber dort die Gewohnheit und das voraus, daß sie zeither zwar Vortheile auf Kosten der Spanischen Völker zu ziehen, nicht aber offen und systematisch eine Herrschaft über sie zu begründen, nicht neue Gesetze, neue Sprache, Sitte und Religion unter ihnen einzuführen getrachtet hatten. Allerdings schritten sie später zu wahrer Eroberung; aber auch diese hatte mehr die Abwehr der Römer, als das Herrschen in Spanien zum Zwecke und verletzte die Einwohner weniger, als das Eindringen Roms. Der durch 23 Jahre geführte erste Punische Krieg hatte Sicilien und, mit Ausnahme Malta's, alle vorliegenden Inseln in die Hände der Römer gebracht, die sich noch nach dem Frieden auch Sardiniens bemächtigten. Um Spanien für Karthago zu sichern, betrieb Hamilkar dessen Eroberung und führte sie binnen 17 Jahren im Wesentlichen durch, gründete auch in Neu-Karthago (Carthagena) einen wichtigen Stütz- und Mittelpunkt der Spanischen Herrschaft Karthago's. Den Vater begleitete sein Sohn **Hannibal** von früh an in Krieg und Sieg, und den neunjährigen Knaben ließ Hamilkar unversöhnliche Feindschaft gegen die Römer schwören. Hamilkar fiel in einer Lusitanischen Schlacht, sein Eidam Hasdrubal ward sein Nachfolger und Hannibal ging nach Karthago. Aber bald rief ihn Hasdrubal selbst zurück, und nach Hasdrubals Tode rief das Heer den 26jährigen Jüngling zum Feldherrn aus. Rom, mit der Unterwerfung des cisalpinischen Galliens beschäftigt, hatte den Maaßregeln, die Karthago zur Bezwingung der Spanischen

Völkerschaften ergriff, in thatloser Eifersucht zugesehen und nur durch Bündnisse und indirecte Unterstützungen den Widerstand zu ermuntern gestrebt. Eine wichtige und innige Verbündete Roms war Sagunt. Aber eben Sagunt griff Hannibal an und eroberte es, nach achtmonatlicher, verzweiflungsvoller Vertheidigung. Jetzt erst sendeten die Römer nach Karthago und verlangten die Auslieferung des Hannibal. Noch war die Civilisation nicht bis dahin gediehen, daß der gefährlichste Feind, der aber in seiner Pflicht handelt, am meisten geachtet und geehrt wird, und es einem Staate schon deshalb nicht einfallen kann, die Auslieferung eines feindlichen Feldherrn zu verlangen, weil er nicht wissen würde, was er mit ihm anfangen sollte. Aber bezeichnend war es für den verschiedenen Charakter Karthago's und Roms, daß die Römer hoffen konnten, mit dem Hannibal das entfernt zu haben, was ihnen in Karthago gefährlich war, während umgekehrt Rom, auch wenn es seinen besten Feldherrn verloren hätte, dennoch blieb was es war, und für den Entrissenen einen Neuen, für den Einzelnen ein Volk stellte. Karthago schlug das Verlangen, wie natürlich, ab, und Rom erklärte den Krieg. Das Alterthum kannte zwischen verschiedenen Nationalitäten, sobald sie einmal aus völliger Isolirung herausgetreten und in Berührung und Conflict gekommen waren, nur feindliche Gegensätze. Ein friedliches Nebeneinanderbestehen, bei dem der Friede die Regel, der Krieg die Ausnahme bildet und allmälig beide Theile sich so einrichten, daß sie sich über die wichtigsten Streitpunkte vergleichen und einander so wenig als möglich geniren, war nicht denkbar. Das eine oder das andere Prinzip mußte unbedingt herrschen und das Entgegengesetzte gänzlich gebrochen werden. So entschied sich denn Hannibal, nicht in Spanien selbst um Spanien zu kämpfen, sondern den Feind an der Wurzel seiner Stärke zu suchen und anzugreifen. Er beschloß, nach Italien zu gehen und dort die Römische Macht zu stürzen. Die Unzufriedenheit der Italischen Völkerschaften schien ihn einzuladen. Aber konnte er ihnen etwas Besseres bieten, als Rom? Und konnte er mit Roms Vernichtung auch die damalige Bestimmung Italiens aufheben?

Er ließ seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurück, brach mit 90,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reitern und 40

Elephanten auf, durcheilte, mitten im Winter, das südliche Gallien, und wagte nun, durch 15 Tage, den bis dahin für ein solches gerüstetes Heer beispiellosen Uebergang über die Alpen, sei es nun über die Grajischen, oder über die Cottischen Alpen geschehen. Cisalpinische Gallier führten ihn. Er brachte nur 20,000 Fußtruppen und 6000 Reiter durch. Aber für alle erlittenen Beschwerden entschädigte der Blick auf die reichen Ebenen Italiens, der den Kriegern Erholung, Genuß und Beute, dem Feldherrn Ruhm und — was ihm gewiß höher stand — die Erreichung seines großen Zweckes versprach. Liegt in dem sinnenden, von einem Schatten überflogenen Blicke des Feldherrn nur ein Bezug auf den nächsten Schritt, den unmittelbaren Moment, oder bereits ein ferner Gedanke an das Zweifelhafte des Ausganges?

Die nächsten Erfolge entsprachen den Erwartungen und durch lange Zeit blieben die Hoffnung und der Sieg bei Hannibals Fahnen. Er drang in das ihm günstig gestimmte, weil den Römern feindliche cisalpinische Gallien ein, schlug den Publius Scipio am Ticinus, nahm Clastidium, schlug den Sempronius an der Trebia, den Flaminius am Trasimenischen See. Nur Fabius hielt ihn durch sinnige Kriegslisten, weise Zögerung, vorsichtiges Ausweichen, überhaupt dadurch auf, daß er ihm in Hannibals größter Kunst: der Wahl der Stellungen, nahe kam. Aber nicht alle Römische Feldherren, nicht die Masse der Römer selbst verstanden ihren Dictator sogleich und erkannten den Muth, der in seiner Vorsicht lag. Schon Minutius Felix fiel bei Gerunium in einen Hinterhalt und ward nur durch Fabius großmüthigen Beistand gerettet. Terentius Varro griff, auch wider den Rath seines Mitconsuls, des Paulus Aemilius, bei Cannä an, und erlitt eine Niederlage, welche sprichwörtlich wurde und welche wenig andere Staaten des Alterthums, außer Rom, überlebt haben würden. Noch heute glauben Viele, daß, wenn Hannibal im Momente der äußersten Bestürzung auf Rom eingedrungen wäre, der Untergang Roms nicht zu verhindern gewesen sein würde. Ob aber der Sieg der Karthagischen Sache damit entschieden war? Auch die Gallier hatten Rom verbrannt und die Senatoren auf ihren Stühlen erschlagen. Dennoch stellte Camillus es wieder her. Und wenn in dem Kampf mit Veji Rom unterlegen wäre, so wäre Veji geworden, was Rom ward. Das damalige Italien be-

durfte solch eines Mittelpunktes. Hannibal scheint eine zu hohe Meinung von der Macht der ewigen Stadt und dem Sinn ihrer Bürger gehabt zu haben, als daß er es gewagt hätte, sich mit einem nicht zahlreichen Heere gemietheter Krieger in ihre Mitte zu verlieren. Jedenfalls war ihm die Größe des Sieges selbst überraschend gewesen, und da sein Feldzugsplan auf eine von Karthago erwartete Verstärkung berechnet war, so entschloß er sich nicht zu einer Aenderung desselben, sondern führte sein Heer nach Capua. Was Capua für dasselbe ward, wäre jeder andere Platz des südlichen Italiens auch geworden. Fabius hielt ihn mit schlauer Zögerung hin, und Hannibal, den Karthago ohne Unterstützung ließ, mußte froh sein, dann und wann ein Italisches Volk zum wankelmüthigen Bundesgenossen zu gewinnen und sein Heer auf Italiens Kosten erhalten zu können. Durch Letzteres machte er sich keine Freunde, und überhaupt hatten die Italischen Völker wohl manche Beschwerden über Rom, fühlten aber auch, daß Rom gegen Karthago Italiens Sache vertheidige, und waren daher stets bereit, sich an Rom anzuschließen, sobald dieses nur ihren dringendsten Beschwerden entgegenkam und ihnen eine weitere Gemeinschaft der Vortheile eröffnete. Endlich griff Rom wieder an, belagerte Capua, ließ sich durch das Andringen Hannibals, der nun erst vor die Römischen Mauern sich lagerte, nicht schrecken und nahm endlich Capua. Hasdrubal, der seinem Bruder Hannibal ein allzu kleines — und nur nach langem Andringen von den neidischen, eifersüchtigen Parteien des kargen Karthago bewilligtes — Hilfsheer zuführen sollte, ward von Tiberius Nero geschlagen und zurückgedrängt. Während Rom vor Hannibal zitterte, hatte Karthago den Krieg auf allen Punkten, auf welche Hannibals Arm nicht reichte, vernachlässigt; zum Zeugniß, daß nicht Karthago, sondern nur Hannibal wußte, was Noth that. Marcellus eroberte Syrakus. Wie lange auch die Kunst des Archimedes diesen Erfolg verzögern mochte, die Römische Stärke zerstörte die Kreise des Griechischen Weltweisen. Gracchus nahm Sardinien wieder. Der junge Scipio vertrieb die Karthaginienser in Spanien und faßte, durch seine Spanischen Siege frühzeitig zum gefeiertsten Feldherrn erhoben, den Entschluß: was Hannibal fruchtlos gegen Rom versucht, mit besserer Aussicht des Erfolgs gegen Karthago zu unternehmen. Scipio ging von Spanien nach

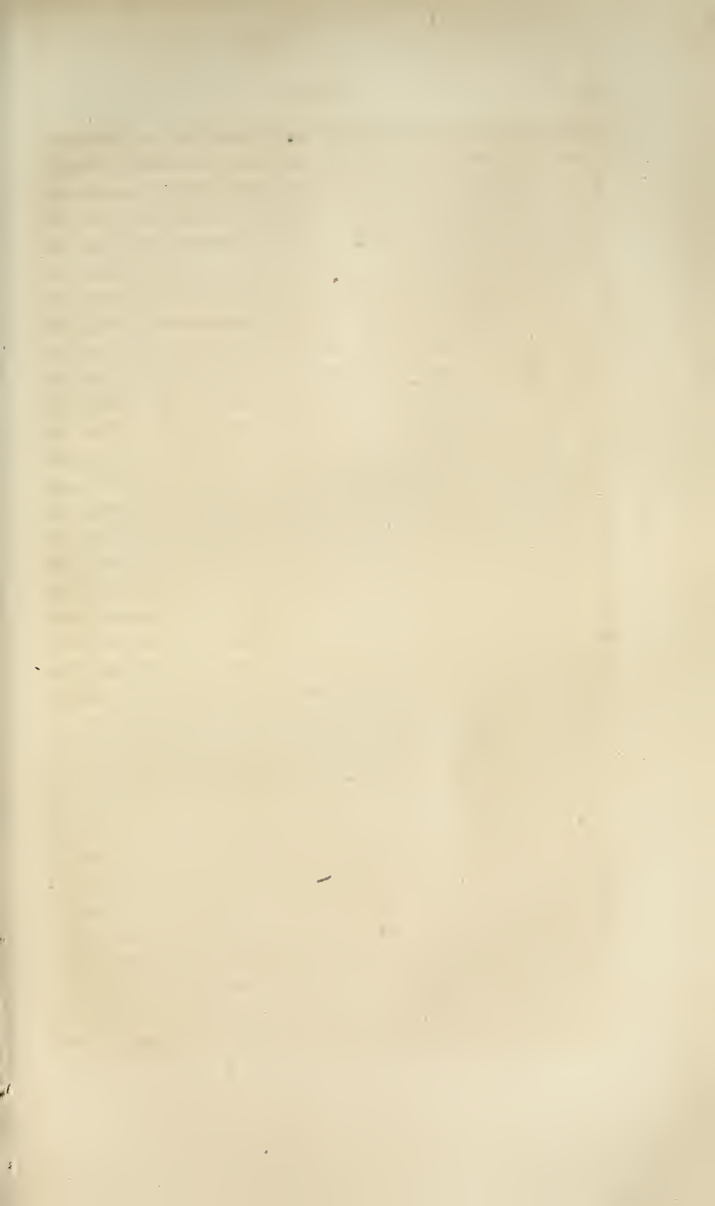
Africa über. Das bedrohte Karthago war nicht, wie Rom, der Mittelpunkt der Volkskraft, von der es umgeben war. Nicht Africa theilte seine Pläne, seine Interessen. Nicht Africa drängte auf die Aufgabe hin, deren Ausdruck und Träger Karthago war. Es war und blieb ein fremdes, lästiges Element in diesem Lande, und der Ausdruck der Stimmungen Africa's — wenn auch im Verfolg der Entwickelungen zu Africa's eignem Unheil — war Massinissa, jetzt der Feind Karthago's, der Verbündete der Römer. War die Stadt gebrochen, so war die ganze Punische Macht vernichtet. In der Noth rief man den Hannibal zurück, der mit bitterem Schmerz, nicht in Rom, sondern in Karthago's Staatslenkern die Quelle seines Sturzes erkennend, Italien räumte. Das war der Ausgang jener Unternehmung, auf welche Hannibals sinnender Hoffnungsblick von der Höhe der Alpen geschaut hatte.

Fruchtlos verlangte er von Scipio Frieden. Die Schlacht bei Zama entschied wider Karthago. Hannibal sammelte zwar die Flüchtlinge zur letzten Vertheidigung, rieth aber selbst, die Bedingungen des Siegers anzunehmen. Sie waren schmachvoll, durch Entziehung der Flotte Karthago seines Lebensprincips beraubend, seiner Fortdauer nur eine Gnadenfrist stellend. Dennoch währte die Eifersucht, der Haß in Rom fort, und durch lange Jahre noch rief der alte Cato, in zähem Festhalten republikanischer Vorurtheile, sein: caeterum censeo Carthaginem esse delendam! Ahnete er nicht, daß seine eignen Wünsche für Erhaltung der alten römischen Tugend vielmehr bei dem Bestehen und dem starken Bestehen Karthago's interessirt waren, und daß nicht die Weltherrschaft diese Tugend verbürgen konnte? Aber auch in Karthago währten die alten Thorheiten fort und die Gegner des Hannibal, vor Allem Hanno, gönnten ihm das Ansehen, das er bewahrte, die Befehlshaberstelle, die er beibehielt, so wenig, daß sie selbst ihn bei den Römern geheimer Verbindungen mit Antiochus anklagten. Rom verlangte seine Auslieferung, und Hannibal mußte flüchten. Auch dem Antiochus konnte er wohl seine Feldherrnkunst und seine Einsicht über die Gefahr, die von Rom drohte, aber nicht das Bündniß Karthago's mitbringen und nicht seine eigne Stärke des Geistes und Gemüthes einflößen. Auch in Syrien fand er kein Volk, keinen Staat, wie den Römischen. Nach dem durch die Schuld der Syrier unglücklichen Kampfe,

mußte Hannibal nochmals sich der Auslieferung durch die Flucht entziehen. Bei dem Könige Prusias von Bithynien brachte er zwar ein Bündniß asiatischer Fürsten gegen Rom zu Stande und erfocht manche Vortheile. Aber dem Bündnisse fehlten Muth und Treue, und auch Prusias hätte den Hannibal ausgeliefert, hätte er sich nicht durch freiwilligen Tod gerettet.

Das Schicksal rächte ihn an seinen Feinden, und auch Keiner, der ihn verlassen, sollte der treulosen Feigheit Früchte erndten. Des alten Cato Wahlspruch ging endlich über Karthago in Erfüllung, und ein jüngerer Scipio stand nicht ohne Rührung an den Trümmern des von ihm, nach langem, zu späten Verzweiflungskampfe, zerstörten Karthago's. Mit jedem Siege wuchsen die Macht und die Herrschsucht Roms und keine Entfernung konnte seine Gegner vor der Strafe der Thorheit schützen, die die zunächst Bedrohten zu unterstützen versäumt hatte. Africa sah in der Römischen Herrschaft ein neues und nicht leichteres Joch sich auf seinen Nacken senken. Griechenland rettete nicht sein alter Ruhm, nicht seine hohe Cultur und seine Institutionen volksthümlicher Freiheit vor den Römischen Waffen. Der vereinigten Kraft Europa's war Asien nicht gewachsen und das Römische Weltreich dehnte sich riesig aus. Aber auch seine Stunde sollte schlagen und das Wort in Erfüllung gehen, was der jüngere Scipio ahnungsvoll bei den brennenden Trümmern Karthago's gesprochen und was von aller irdischen Größe gilt:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos Stadt und das Volk der lanzenkundigen Troer."





Thusnelda

Thusnelda.

So wenig Hannibal, oder seine Genossen, als sie nach dem mühseligen, kaum für möglich gehaltenen Zuge über die Alpen ihren Hoffnungsblick über die lachenden Auen Italiens, das Ziel ihrer Wünsche, den Preis ihrer Mühen, schweifen ließen, bereits eine Ahnung ihres Wiederabzugs, der Schlacht von Zama, des brennenden und zerstörten Karthago's fassen mochten; so wenig ahnete das neugierig staunende Volk der Römer, als es Thusnelda, des Arminius Gattin, im Triumphzug des Germanicus als Gefangene einherschreiten sah, daß denn doch dieses Volk dereinst das römische Weltreich brechen, der letzte Kaiser von germanischen Volksführern ein- und abgesetzt werden, endlich die Krone der Cäsaren ein Erbtheil deutscher Könige werden würde. Damals dachten sie nur der vermeintlichen Rache, die sie für den Varus und seine Legionen genommen. Und doch hätte sie schon der Blick auf die Würde dieser deutschen Frau, die in trostlos schweigendem Schmerze, aber mit der Majestät einer Königin, an der Hand ihren dreijährigen, in der Gefangenschaft zu Vetera (Xanthen) geborenen Sohn Thumelicus führend, der niemals die Freiheit und den herrlichen Vater erblicken sollte, vor dem Wagen des triumphirenden Germanicus einherging, belehren sollen, daß es kein gesunkenes und sich aufgebendes Volk war, über das sie hier triumphirten, sondern ein Volk, in dem noch alle Kraft der sittlichen Reinheit und des Seelenadels und darum alle Zukunft der Geschichte lag.

Julius Cäsar scheint eine Ahnung von dem Wesen der Germanen gehabt zu haben. Die Celten in Spanien, Gallien, Britannien moch-

ten den römischen Waffen einen verzweiflungsvollen Widerstand entgegensetzen; einmal gründlich gebändigt, unterwarfen sie sich für immer und gingen in das römische Wesen auf, seine Sprache, Sitten, Gesetze, Einrichtungen annehmend und nur ihr Temperament behaltend. Nur die hartnäckigsten Anhänger des Alten flüchteten sich in die Gebirge, die Sümpfe und über das Meer. Bereits hatten die Germanen begonnen, in die Grenzländer überzugreifen und sich in Gallien festzusetzen. Sie von dort zurückzuweisen, was durch Besiegung des Ariovist gelang, und sie auch für die Zukunft zu schrecken, war der Zweck der Unternehmungen Cäsars gegen Germanien, und was er bei seinen Rheinübergängen von ihnen sah, stimmte ihn zu hoher Achtung vor dem Volke, dessen Jünglinge er gern in den Reihen seiner Legionen fand, aber nicht zu dem Gedanken der Eroberung, der dauernden Unterwerfung.

Erst unter August erwachte dieser Gedanke, weniger planmäßig erfaßt, als durch die Umstände an die Hand gegeben, und von einem Schritte zu weiteren führend, anfangs auch durch die trügerische Aussicht des Gelingens ermuthigt. Namentlich aber war es der Ehrgeiz des geliebten Stiefsohnes des Kaisers Augustus, des Drusus, der den klugen Herrscher von seinem Entschlusse, die Grenzen des Reiches nicht mehr zu erweitern, abwendig machte. Drusus ging drei Mal über den Rhein und drang an Weser und Elbe. Auf seinem dritten Zuge glaubte er den Schutzgeist Germaniens in Gestalt eines riesigen Heldenweibes zu sehen, das ihn todverkündend zurückwarnte, und in der That ist er an der Mittelelbe umgekehrt und auf der Rückkehr gestorben. Aber der Weg ins Innere Deutschlands war gefunden und die Römer setzten das von Drusus begonnene Unternehmen fort. Domitius Ahenobarbus soll selbst über die Elbe gedrungen sein und noch heute Dömitz an seinen Zug erinnern. Darauf kam Tiber, vom Kaiser bereits adoptirt, zum Heere, und suchte durch germanische Siege die beneideten Lorbeeren des Drusus zu verdunkeln. Auch er zog an die Elbe und unterwarf viele Stämme der von Anbeginn an vielgetheilten Germanen. Sein verschlagener Geist mag den Plan dictirt haben, den nach ihm die Statthalter zur dauernden Begründung römischer Herrschaft versuchten. Mehr durch List, als durch Waffen sollte ge-

wirkt werden. Man gewann die Führer des Volks durch Geschenke und Ehren, man zog die Jugend in römischen Dienst, man imponirte dem Volk durch Glanz und Pracht, man wußte zu theilen, zu entzweien und über die Verzwisteten und Eifersüchtigen desto sicherer zu herrschen, man suchte vor Allem die Sitte des Volks durch römischen Luxus, römische Institute zu brechen, und namentlich sollte das römische Rechts- und Gerichtswesen, der germanischen Auffassung derselben Verhältnisse so widersprechend, eine unauflösliche Kette um den Nacken des freien Volks schmieden. Aber das eben war den Germanen das Verhaßteste, das Unerträglichste, und daß man mit diesem Plane so früh herausging, wohl ein Hauptgrund des Scheiterns. Auch ein anderes Mittel, das Bekanntmachen der Germanen mit römischer Staats- und Kriegskunst, römischer Sitte und Weise sollte sich Rom verderblich zeigen. Denn der ihren Plänen auf das westliche Deutschland den gewaltigsten Schlag versetzte, hatte die Künste, durch die er sie besiegte, von ihnen selbst gelernt.

Arminius, ein Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer, hatte für die Römer in Pannonien gefochten und Bürgerrecht und Ritterwürde als Lohn erhalten. Sein Bruder Flavius ging ganz in dem römischen Dienst und das römische Wesen auf. Den Arminius aber zog es zu dem Vaterlande zurück, das er, die römischen Pläne durchschauend, mit Verderben bedroht sah, und zu dessen Rettung er die von den Römern erlernten Künste zu gebrauchen entschlossen war. Ein andrer Fürst der Cherusker war Segest, dieser den Römern ergeben, ihre Macht unbesiegbar haltend. Seine Tochter Thusnelda begehrte Arminius, und als sie der Vater ihm verweigerte, entführte er sie. Daher unversöhnliche Feindschaft des Segest gegen den Gemahl der Tochter. Doch trat für die nächste Zeit der gefährliche Schein einer kalten Freundschaft ein und Segest schien sich in das Unabänderliche zu fügen. Die Jugend des Volks, nach ruhmvollen Thaten begierig und dazu von den Vätern erzogen, und Alle, in denen ein wärmerer Sinn für Freiheit, Ehre und Volksthum glühte, hingen dem Armin an, in dem sie Heldenkühnheit mit einnehmendem Wesen und gereiftem, vielgewandten und vielerfahrenen Geiste vereint fanden. So schloß sich auch Sigimer, der Bruder des Segest, mit seinem Sohne Sesithacus an, und selbst

der Bruder Thusnelda's, Siegmund, dem die Römer sogar eine Priesterstelle vertraut hatten, ging ganz in die Sache Armins und des Volks ein. Diese nun waren es, die mit Armin sich des Vertrauens des Statthalters Varus bemächtigten, ihn in das Innere des Teutoburger Waldes lockten und dort von den geheim bereiteten und aufgebotenen Völkerschaften umstellen, überfallen, mit drei Legionen vernichten ließen. Das blutige Haupt des Varus sendete Armin an den Marbod, der an der Spitze des südöstlichen, des markomannischen Völkerbündnisses stand. Durch ihn kam es an August, der bei der Nachricht von der verhängnißvollen Niederlage seine Kleider zerrissen und fassungslos ausgerufen haben soll: »Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!« Drei Adler konnten als Siegeszeichen aufgestellt werden.

Man ist es gewohnt, diese Schlacht und den Sieg des Armin als den ersten Glanzpunkt deutscher Freiheitskämpfe zu feiern, und schon hebt sich in unsern Tagen in der Nähe des Kampfes ein riesiges Denkmal zum Gedächtniß Armins empor. Nun ist gewiß, daß jene Schlacht die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Deutschlands entschieden hat. Zwar ist sie gerächt worden, und siegreich hat Germanicus wiederholt die Züge nach Deutschland erneuert. Aber das waren nur Züge, wie die des Cäsar, des Drusus: zu erkunden, zu schrecken, zu verwüsten. Die gefährliche halbe Freundschaft und Vertraulichkeit war vorüber; die Mittel der bleibenden Unterwerfung, des allmäligen Einwurzelns der Herrschaft mußten aufgegeben werden, und nicht bloß, daß die Deutschen begierig die nächste Zeit nach der Vernichtung des Varus benutzt hatten, die römischen Vesten in ihrem Gebiete zu schleifen, auch ihren Sinn hatten sie gewappnet gegen römische Arglist, und was ferner geschah, konnte die Kluft nur erweitern. Ebenso stellt sich des Arminius Liebe zu Vaterland und Freiheit, sein Feldherrngenie und sein weitreichender Blick, sein hohes Wollen, selbst in den Schilderungen der Feinde ansprechend dar. Dennoch kann man von manchem Gesichtspunkte aus nur ungern gerade diesen, wenn auch nöthigen und nützlichen Sieg so hoch gefeiert und als den Anfangspunkt des germanischen Ruhms betrachtet sehen. Denn es ist zu viel in ihm, was nicht aus dem Wesen der deutschen Tugend geflossen ist, nicht dem

Bilde entspricht, was wir uns von unsern Altvordern zu entwerfen lieben und das für manche Perioden ihrer Geschichte treu ist. Nicht das Verlocken, der Hinterhalt, das Ueberfallen war von den Römern erlernt. Es ist das die gewöhnliche Kriegsweise freiheitsliebender, tapferer, aber in Waffen und der Taktik des offenen Schlachtfeldes ihren Feinden nachstehender Völker. Zwar ist es sicher keine edle Kriegsweise, und die späteren Deutschen, als sie mächtig und stark im Kriege geworden waren, verschmähten sie; indeß ein Jeder hilft sich wie er kann, und die Natur selbst führt auf jenes Verfahren. Aber das verletzt, daß das persönliche Vertrauen des römischen Feldherrn, und in ihm gerade eines Mannes von mildem Wesen, von offner, zutrauensvoller Weise, listig gewonnen und schnöde betrogen ward. So arglos war Varus und so gänzlich dem Armin vertrauend, daß er selbst den Segest, der ihm alle Pläne der Verschworenen aufdeckte, zurückwies und in dessen Angaben nur den ihm wohlbekannten Haß gegen Armin sah. Es ist schmerzlich, daß man des Sieges der Deutschen sich nicht freuen kann, ohne zu beklagen, daß er so erworben ward, und daß er statt des Tiber, den Varus traf. Dann ward auch der Sieg durch Handlungen roher Grausamkeit befleckt, die der Ingrimm der Deutschen wohl erklären, aber nicht entschuldigen kann, und die gleichfalls das Bild von ihrer Gesittung trüben. Selbst von dem Ueberreste des römischen Heeres, der sich erst nach der Schlacht in die Hände der Deutschen gab, wurden Viele, nach dem Siege und nach völlig beseitigter Gefahr, in schmählichem, martervollen Tode geschlachtet. Darunter auch Kriegsführer. Am heftigsten freilich traf der Zorn des Volks die römischen Sachwalter, die man für Verdreher des Rechts hielt. Wer hätte es damals sagen wollen, daß eine viel spätere Zeit, statt die urgermanische Rechtsansicht den vorgeschrittenen Bedürfnissen gemäß fortzubilden, dasselbe Recht, gegen welches Armin seine Schlacht schlug, freiwillig nach Deutschland überführen und damit dem geistigen Erbtheil der Römer denn doch eine Herrschaft in Deutschland sichern würde, die so unauflöslich scheint, daß, was auch für Gesetzgebung und Gesetzbücher in Deutschland geschehen möge, der Geist des römischen Rechts auch in deutscher Sprache und Form die Leitung behalten wird, wie er sogar die Philosophie des Rechts gebildet hat?

Die Schlacht, der Sieg war dem Volke, dem Lande, war der Sache, für die gekämpft ward, der Unabhängigkeit Deutschlands zum Segen. Die Nemesis der Geschichte hat es gefügt, daß die Leiter und Theilnehmer des so erfochtenen Sieges seine schönsten Früchte nicht erndteten. Der Name der Cherusker ist früh verschwunden, früher noch ihre Macht. Hat doch überhaupt die reinste und schönste Entwickelung des germanischen Wesens nicht bei den Stämmen erblühen können, die sich mit römischem Treiben eingelassen, sondern bei denen, die am längsten und festesten die alte Reinheit des Volksthums bewahrt, bei den Sachsen — sei es auch nicht auf deutschem Boden.

Auch dem Armin ward die Siegesfreude früh getrübt und bald, soviel sein persönliches Glück betraf, vernichtet. Zwar nicht die kurze Anwesenheit des Tiber auf deutschem Boden und selbst nicht die Waffen des edlen und tapfern Germanicus konnten ihm schaden. Aber Segest brachte Armin und Thusnelda in seine Gewalt. Dem Armin gelang es, sich zu befreien und er belagerte nun die Veste, in der Segest die Thusnelda gefangen hielt. Da aber eilte sein alter Bundesgenosse und Schwager, Siegmund, in das Lager des Germanicus, den Entsatz des Vaters zu erflehen. Dieser gelang durch raschen Angriff, und die schwangere Thusnelda fiel in die Hände der Römer. »Im Geiste des Gatten, nicht des Vaters, schritt sie einher, ohne Thränen und Worte, die Hände unter dem Busen gefaltet, die Augen auf ihren schwangeren Leib gesenkt.« Segest trat mit seiner ganzen Familie über. Verzweiflungsvoll rief Armin alle Stämme der Cherusker zu den Waffen und mächtig war die Aufregung, die er erzeugte. Sein Oheim Ingomar, zeither ein Freund der Römer und voll Eifersucht auf Armin, trat ihm jetzt doch bei. Der Macht des Germanicus und seiner ruhigen Feldherrnkunst war man nicht überlegen, doch gewachsen. Zwar konnte Germanicus die Stätte erreichen, wo Varus und seine Legionen gefallen, er konnte die Reste der Gebliebenen begraben lassen und selbst den ersten Rasen auf ihre Hügel legen. Dem Angriff der racheburstigen Römer aber entzog sich Armin geschickt und brach dann so unvermuthet auf sie herein, daß der schnelle Rückzug des Germanicus kein freiwilliger gewesen sein mag. Der Legat Cäcina vollends ward auf dem Rückzuge in solche Gefahr gebracht, daß nur die

Raubsucht der Cherusker, die sich bei dem Plündern des Gepäckes aufhielten, und die Unklugheit Ingomars, der, wider den Rath des Armin, die Römer im Lager, statt auf dem Zuge angriff, ihn retteten. Etwas nur tröstete, daß auch Sigimar, der Bruder Segests, mit seinem Sohne zu den Römern floh, da das Vertrauen des Volks diesem ganzen Geschlechte verloren war. Ein leidiger Trost: denn diese Alle waren jetzt nur noch Einzelne, nicht mehr Führer und Mächtige, oder Ausdruck von Stimmungen und Interessen.

Germanicus aber zog mit einem neuen, gewaltigen Heere, an **90,000** Mann stark, den schwierigsten Theil des Weges zur See, von Neuem herein. So hoch war schon der Muth der Germanen geschwellt, daß sie sich nicht mehr scheueten, in offner Feldschlacht römischen Heeren und solchen Feldherren zu trotzen. Vor der Schlacht fand noch eine merkwürdige Zwiesprache zwischen Armin und seinem römischen Bruder Flavius statt, die mit gegenseitigem Gruß und Zureden anhob, zu heftigem Streit und Schmähungen überging und, wenn nicht die Römer eingeschritten wären, zum Bruderkampfe geführt hätte. Die Schlacht selbst ward auf einer Ebene, welche die Römer Idistavisus nannten, und die bei Minden zu suchen ist, geschlagen, und endigte, da zumal der Schlachtplan des Armin durch die Hitze seiner Streiter vereitelt ward, mit einer gänzlichen Niederlage der Cherusker, aus der auch Armin nur mit Mühe sich rettete. Geschlagen waren sie, aber nicht gebrochen. Das gesammte Volk erhob sich, und in dem blutigen Kampfe, den Germanicus am Steinhuder See in schwierigster Stellung bestand, mußte er froh sein, wenigstens nicht besiegt worden zu sein. Er errichtete eine Trophäe, beschloß aber den Rückzug. Das erkannte er, daß dieses Volk nicht zu unterwerfen sei, und daß man es vernichten oder in Frieden lassen müsse. Auch am Steinhuder See waren Armin und Ingomar die Führer und Armin ward verwundet.

Den Germanicus rief Tiber ab, zugleich befehlend, die Cherusker und ihre Nachbarn nunmehr ihrer innern Zwietracht zu überlassen. Er zog als Triumphator in Rom ein und, wie erwähnt worden, schritt Thusnelda mit ihrem Knaben vor seinem Wagen einher, ebenso Segests ganze Familie; nur ihm selbst war die Schmach für die größere, diesem Zuge von einem Ehrensitze zuzusehen, erlassen worden. Den

Triumphator tödtete bald darauf das Gift des Tyrannen. Thusnelda starb fern von Vaterland und Gemahl. Von ihrem und Arminius Sohne Thumelicus verspricht uns Tacitus, sein abenteuerliches Geschick zu erzählen; aber mit den Büchern seiner Geschichte, die diese Erzählung enthielten, ist die letzte Kunde von jenem verloren gegangen. Segest starb in der Schmach. Arminius schlug noch eine weniger erfreuliche, wenn auch erfolgreiche Schlacht gegen deutsche Brudervölker. Die Semnonen und Longobarden waren von Marbod, dem Führer des südlichen Völkerbündnisses, zu Armin, dem Führer des nördlichen, übergetreten. Hier war weniger monarchische Ordnung, es waren aber auch die Folgen dieses Zustandes hier: Uneinigkeit und Eifersucht; wie denn Ingomar mit seinem Anhange sich von Arminius lossagte. Die Schlacht der Cherusker und Marcomannen war für Beide ruhmvoll; doch vermied Marbod ihre Erneuerung, ward darauf von vielen Anhängern verlassen und mußte sich den Römern in die Arme werfen, die denn erst den Frieden vermittelten, dann den Marbod durch ihre Ränke stürzten, so daß er nach Italien flüchten mußte, wo er zu Ravenna gestorben ist. Aber auch Arminius fiel dem Verdacht und der Parteiung. Ob er nach höherer Gewalt gestrebt, und ob er das aus bloß persönlichem Ehrgeiz, oder in seiner Ansicht von dem Bedürfniß seines Volks und seinem Beruf dafür gethan hat, darüber breitet sich Dunkel. Daß seine Gegner auch zu den schlechtesten Waffen griffen, wirft ein schlimmes Licht auf ihre Gesinnung. Der Kattenfürst Adgantaster schickte sogar an Tiber und ließ um Gift bitten, von dessen verderblichen Wirkungen die Germanen gehört hatten und womit er den Armin aus dem Wege räumen wollte. Tiber, hierin als alter Römer handelnd, erwiederte: das römische Volk strafe seine Feinde nicht durch heimliche, sondern durch öffentliche Waffen. Verrath der Verwandten soll es gewesen sein, der den Arminius doch noch einem gewaltsamen Tode überliefert. Das Volk ehrte sein Andenken um so dankbarer, je früher es Anlaß erhielt, seinen Verlust zu beklagen. Denn mit ihm zerfiel die Macht der Cherusker in inneren Parteiungen. 28 Jahre nach seinem Tode schickten sie selbst nach Rom, wo damals Claudius, des Germanicus schwachsinniger Bruder, herrschte, und erbaten sich einen Fürsten aus Armins Geschlecht, den Italicus, des Flavius

Sohn, den Neffen Armins. Dieser, in Italien geboren, aber auch in deutschen Waffen geübt, hat anfangs klug und populär regiert, auch, als die Feinde jeder Herrschaft sein zunehmendes Ansehen bekämpften, den Beistand der Mehrzahl des Volks gehabt, dann aber seine Macht gemißbraucht und sich, schon vertrieben, nur mit Hilfe der Longobarden behaupten können. In solchen Zerwürfnissen ging allmälig der Ruhm der Cherusker auf die Katten über.

Bedeutungsvoll jedenfalls ist die Scene, die uns die Illustration, die die vorstehenden Bemerkungen veranlaßte, vors Auge führt. Es ist schon angedeutet worden, daß, wie Hannibals Zug die Aussicht auf den Sturz der Römermacht eröffnete und gerade mit ihrer siegreichen Erhebung zur Weltherrschaft ausging, so des Germanicus Triumph die Besiegung Germaniens hoffen ließ, während gleichwohl die Germanen die Erben Roms wurden. Mit Karthago's Sturze glaubten die Römer jede ernste Gefahr beseitigt zu haben. Aber nun eben geriethen sie auf die Bahn des Luxus, des sittlichen und politischen Verfalls, der unersättlichen Habgier und Eroberungssucht und, von Schritt zu Schritt weiter gedrängt, weckten sie d a s Volk, das an ihrer Statt in den Vorgrund der Weltgeschichte zu treten bestimmt war. — Römer und Germanen waren nicht ohne geistige Verwandtschaft. Rom war ein erster Versuch des Aufschwunges germanischer Volkskraft; mißlingend, weil sich in das Innere frühzeitig griechische Ideen mischten, weil im Aeußern die Römer herrschen wollten, wo sie nur bilden sollten, weil ihren Instituten die sich den Geboten des Lebens anschmiegende Elasticität, ihrem Wesen die zartere, gemüthliche Seite und das allgemeingiltige sittliche Element gebrach, das erst durch das Christenthum in die Welt kam. Die Römer haben von den germanischen Tugenden vorzugsweise die Verstandestugenden besessen: Ausdauer, Willenskraft, Enthaltsamkeit mehr aus Grundsatz, denn aus Mäßigkeit des Temperaments — weshalb sie bei der einreißenden Verderbniß in desto rohere Sittenlosigkeit verfielen — Tapferkeit, häusliche Zucht und Sittenstrenge. Sie gaben die Moralität auf und bewahrten eine Zeit lang die Legalität, die Tochter germanischer Vertragstreue; als auch diese sich unter die Hofpolitik beugte, begann das Ende. Die Germanen brachten ein neues, eigenthümliches Element mit, eine reine, einfache Anschauung

des Lebens und seiner Verhältnisse, einen Sinn, der die Einrichtungen dem Leben anzupassen, aus ihm hervorgehen zu lassen, nicht, wie das Alterthum liebte, das Leben nach dem Sinne des Gesetzgebers zu bilden geneigt war, einen Charakter, der Jedem seinen Rechtskreis, Jedem seine Eigenthümlichkeit gönnte, und lieber frei sein, als herrschen wollte. Dadurch eignete sich das germanische Princip, das mit den besonderen Forderungen der europäischen Natur so sehr übereinstimmte, zum Weltprincip; es ward allgemeiner Giltigkeit fähig. Während das antike System den Einzelnen der Gesammtheit unbedingt preisgegeben hatte, hob dagegen das germanische die Rechte der Persönlichkeit über Alles und gewährte dem Einzelnen den freiesten Raum zum selbstständigen, eigenthümlichen Schaffen. Endlich war in dem Geiste der Germanen der Sinn der selbstständigen Erfindung, der geschickten, willigen Aufnahme des Fremden und der eifrigen Fortbildung vereinigt, in ihrem Charakter aber jene Beharrlichkeit, die sie fähig machte, die Jahrhunderte für sich wirken zu lassen.

Das nahe Zusammentreffen der Begründung des Christenthums und der Ereignisse, welche die Germanen mit Rom in nähere Berührung brachten und doch ihre Selbstständigkeit erhielten, damit sie, ohne die römische Welt aus den Augen zu verlieren, in ihrem ureigenen Wesen verharrten, bis die Zeit kam, wo sie über diese Welt hereinbrechen sollten, ist höchst bedeutungsvoll, und eine eigne Fügung war es, die den Varus mit beiden, an so weit getrennten Orten auftretenden Vorgängen in Berührung brachte. Bei den Germanen fand das Christenthum den zur Zeit geeignetsten Boden, sich in vergleichungsweiser Reinheit einzuwurzeln und für das europäische Bedürfniß zu bilden. Die freilich, die dem Germanenthum das größere Verdienst an dem germanisch-christlichen Wesen zuschreiben, müssen das Christenthum nur, wie es in Rom und Byzanz sich gestaltete, nicht wie es im Evangelium verkündet ist und in den ersten Gemeinden lebte, im Sinne haben. Das ist etwas ungleich Höheres, als das germanische Christenthum, und ist das Ideal der Zukunft.

Auch das ist sinnig und bedeutungsvoll, daß uns die Germanen hier zuerst in einer ihrer edelsten Frauen vorgeführt werden. Denn nichts vielleicht unterscheidet die Germanen so stark und so rühmlich

von andern neuen Naturvölkern, als die Stellung ihrer Frauen. Je mehr eine Nation den Frauen die ihnen gebührende Achtung zollt, ohne sie doch aus dem weiblichen Standpunkte herauszurücken, je zarter die Bestimmungen sind, die Gesetz und Sitte über ihre Stellung treffen, und je reiner überhaupt das Verhältniß beider Geschlechter erscheint, desto höher ist der Standpunkt sittlicher Würde, auf dem eine solche Nation steht. Dann aber ragen die Germanen ohne Frage über die gefeiertsten Völker des Alterthums empor. Bei allen andern Naturvölkern, bei denen, wie bei den Germanen, die Kraft des Mannes gilt und entscheidet, zeigt sich auch ein Verhältniß tiefer Abhängigkeit der Frau unter den Willen des Mannes, eine rohe, verächtliche Behandlung der Weiber. Zahlreich sind die barbarischen, sinnlosen Einrichtungen, welche männlicher Stolz bei den wilden Bewohnern entlegener Länder ertrotzt hat. Es giebt Völker, bei denen das Weib nicht mit dem Manne essen, andre, wo es nicht in seiner Wohnung schlafen darf, bei manchen darf es nur knieend, bei manchen gar nicht mit ihm sprechen. Die meisten, auch edle Völker, legen ihm die härtesten, beschwerlichsten Arbeiten auf, und behalten sich nur vor, was ihnen Lust ist. Auch im Orient wird, mit seltenen Ausnahmen, die weniger dem Geschlecht, als seinen erlesensten Gliedern gelten, das Weib als Sclavin des Mannes, als bloßer Gegenstand seiner Sinnlichkeit, als Sache und Waare betrachtet. Die stolzen Römer unterwarfen das Weib dem Herrscherwillen des Mannes und verweigerten ihm selbst den Aufenthalt auf dem Forum. Selbst die milden, gesitteten Griechen verbannten ihre Frauen in die einsamen, freudenlosen Gynäceen, und nur die weiblichen Wesen scheinen ein freies und glückliches Leben unter ihnen geführt zu haben, die, die Grenzen sittiger Weiblichkeit überschreitend, auf den schönen Namen der Hausfrau verzichteten und als Freundinnen der Lenker des Staats lebten. Die Nachbarn der Germanen, die Gallier selbst hatten das Recht über Leben und Tod ihrer Weiber und behandelten sie als Sclavinnen ihres Willens. Um so achtbarer, um so bewundernswerther stehen die Germanen da, die die Namen der Jungfrau und der Gattin mit dem heiligen Kranze der Achtung und Seelenliebe umflochten, und auch hierin begegneten sie sich mit dem Christenthum. Indem sie auf die stolzen Rechte der Stärke verzichteten, er-

Die Zerstörung Jerusalems.

»Und da etliche sagten von dem Tempel, daß er geschmückt wäre von feinen Steinen und Kleinodien, sprach Er: Es wird die Zeit kommen, in welcher deß allen, das ihr sehet, nicht ein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerbrochen werde.« — »Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heere, so merket, daß herbeigekommen ist ihre Verwüstung.« — »Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder.«

Was die Stimme des Gottgesendeten verkündigt, nicht als sein Gebot und seine Drohung, aber als sein Wissen der unausbleiblichen Geschicke, dessen Erfüllung konnte nicht ausbleiben, und mit Jerusalem ging die eine große Seite des Alterthums, ging das Judenthum in seiner geistigen Bedeutung und seinem Leben unter, um ferner nur noch als eine starre Ruine in der Geschichte dazustehen. Mit ihm verlor das Gebäude der mosaischen Gesetzgebung den letzten äußeren Halt, und das über die weite Erde zerstreute Geschlecht seines Volks verließ den Boden, der, wenn auch nicht den höchsten, doch den meisten Vorschriften seines Gesetzgebers den wahren Grund, die rechte Beziehung gab. Mit dem Austritte aus dem gelobten Lande, mit der Trennung von der heiligen Stadt verloren so viele Bestimmungen dieses Religionsgesetzes ihren festen Bezug, ihre bewußte Weihe und wurden zum unverstandenen Ritualwerk. Aber mit der Zerstreuung der Juden wurde auch die Verbreitung der Christen über die weiten Lande der römischen und orien-



A. Rethel



talischen Welt beschleunigt, und die allerdings brachten eine Religion mit, in der mehr Wesen als Form, die nicht an Ort und Grenze gebunden, die der Erhebung zur Weltreligion in jeder Art fähig war.

Wir sehen den Gräuel der Zerstörung Jerusalems. Das entzügelte Streitroß, dessen Herr, vom feindlichen Geschosse tödtlich getroffen, heruntersinkt, schmettert die verzweiflungsvoll umherirrenden Frauen danieder, schlägt die Flüchtigen mit seinen Hufen; rastlos noch in der Kampfwuth, schickt der Streiter seine Pfeile ins tobende Gewühl; Flüchtende raffen in Eile die Habe auf und erschweren die Flucht, deren Ausgang noch Keiner kennt; aus den prächtigen Gebäuden der ewigen Stadt schlagen verwüstende Flammen auf. Bald wird der Pflug über ihre Stätte gehen und Salz darauf gestreuet werden!

Jerusalem! heilige, gottgeweihte Stadt! welche auf dem weiten Erdboden, die sich an Alter, an Ruhm, an Heiligkeit mit dir messen könnte? Rom sogar kann es nicht. Drei Religionen blicken auf dich mit Ehrfurcht! — Das Gedächtniß der heiligen Salem, der Stadt des ruhigen Besitzes, führt bis 2000 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung zurück. Damals, zu Abrahams Zeit, hat Melchisedek, der König und Priester, in Salem geherrscht. Darauf ist es in die Hände der Jebusiter, eines canaanitischen Volks, gefallen. Bei der Eroberung Palästina's durch die Israeliten ward es dem Stamme Benjamin zugetheilt. Doch hatten sich die Jebusiter darin behauptet, oder wieder in seinen Besitz gesetzt; denn David, der es zum Mittelpunkt seiner Herrschaft ausersah, mußte es durch den Joab erstürmen lassen, worauf er die Burg auf dem Zion erweiterte, stärker befestigte und zu seiner Residenz erkor. Hier also herrschte der Hirtenknabe, dessen Schleuder den Goliath fällte, der Harfner, dessen melodische Töne den Trübsinn Sauls besänftigten, der Freund seines Jonathan, der gekrönte Sänger, dessen Psalmen durch Jahrtausende hindurch Millionen Herzen, mehr als irgend ein irdisches Kunstwerk, erquickt, getröstet, erbaut und erhoben haben und es thun werden, so lange noch ihr Gedächtniß und ein Funke von religiösem Bewußtsein in dem Herzen der Menschheit lebt. Nach David war es hauptsächlich der prachtliebende Salomon, von dessen Weisheit und Macht die Sage des Morgenlands voll ist, der die Stadt mit kostbaren Bauwerken verschönerte und namentlich jenen

gefeierten Tempel errichten ließ, der der Mittelpunkt des jüdischen Gottesdienstes wurde und an den sich so viele Geheimnisse knüpfen. Bei der Trennung des Reichs fiel Jerusalem dem Königreich Juda zu und legte ein starkes Gewicht in die Wagschale seiner politischen Bedeutung. Doch zog ihm der königliche Glanz auch manches Unheil zu, wie die Kraft des Reiches abnahm, oder von zu harten Stürmen heimgesucht, statt der kleinen, räuberischen Völkerschaften, von der gefährlicheren Habgier und Eroberungssucht großer Mächte befehdet war. Bloße Plünderungsanfälle brachten es, unter Rehabeam, in die Gewalt der Aegypter, unter Joram in die der Araber, unter Joas in die der Syrer, unter Amazias in die des Brudervolks der Israeliten, die man unklug beleidigt hatte, unter Josias wieder in die der Aegypter. Bleibendere Folgen hatte der tiefer berechnete Schritt des babylonischen Eroberers Nebukadnezar, der unter Zedekias Jerusalem eroberte, zerstörte und das jüdische Volk nach Babylon ins Exil führte. Cyrus, den das wechselnde Geschick an die Spitze des Orients gestellt hatte, erlaubte ihnen, nach 70 Jahren, in ihr Vaterland zurückzukehren und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dies erfolgte langsam und mühselig, aber in frommer Treue, in alter Sehnsucht des Glaubens und der Pietät, unter Leitung der Hohenpriester Esra und Nehemia. Von Neuem ward Jerusalem, das auch der makedonische Alexander besucht und den Tempel mit der des großen Mannes würdigen Ehrfurcht begrüßt haben soll, von Ptolemäus erobert und eine Anzahl Juden nach Alexandrien übergeführt; ein Factum, was für die Wissenschaft und selbst für die Religion nicht unwichtig werden sollte und eine alte geistige Verbindung in bewußterer Zeit erneuerte. Wieder nahm es der Syrier Antiochus ein, worauf es längere Zeit unter syrischer Gewalt stand. Die Makkabäer befreiten das Land, ohne ihm eine haltbare, Frieden, Ordnung und Kraft verbürgende Verfassung geben zu können. Streitigkeiten über den Thron, zwischen Königen und Priestern, zwischen Obrigkeit und Volk, bewegten und erschütterten das Reich. In solchen Wirren rief ein Thronprätendent Aristobul den Pompejus an, und dieser kam; mit ihm Rom und die römische Herrschaft, die nicht weniger drückte, wenn sie auch den offenen Schein der Herrschaft vermied. Die Römer ließen den Juden Könige und Hohenpriester, legten aber Tribut

auf und setzten Statthalter. Wie überall, blieben auch hier Bedrückungen, Eingriffe und Beraubungen nicht aus, und das hartnäckige und stolze Volk der Juden war eben so leicht zu beleidigen, als ungeneigt, Beleidigungen zu ertragen. Deshalb öftere Aufstände und Wirren aller Art. Dazu Uneinigkeit und Feindschaft und Spaltungen auch innerhalb ihres alten Glaubens. — In dieser Zeit der römischen Herrschaft ward Jerusalem durch die Anwesenheit des Heilands geehrt, sah es ihn in seinem Tempel, hörte aber auch seine Weissagung der kommenden Geschicke und wurde die Stätte, an der er verrathen, von der Gewalt verurtheilt, von demselben Pöbel, der ihn eben erst festlich begrüßt hatte, geschmäht und gelästert und zum Tode gedrängt wurde, bis jene Erde von dem Blute des Göttlichen benetzt ward und seine irdische Hülle für kurze Zeit in ihrem Schooße empfing.

Das alte Jerusalem, nach Josephus 33 Stadien im Umfang, lag auf amphitheatralisch gruppirten Bergen, unter denen Zion und Acra die größesten waren, Moria aber durch den Tempel geweiht ward. Die alte Stadt Jebus lag auf dem Zion, und hier, in der Stadt Davids, saßen die Könige. Die untere Stadt, die Tochter Zions, lag auf dem Acra, und auch hier baute Salomon zwei Palläste; hier war auch die Burg der Makkabäer; hier baute Herodes sein prächtiges Amphitheater für 80,000 Zuschauer und die Zwingveste Antonia. Ein dritter, von geringerem Volk bewohnter Stadttheil hieß die neue Stadt, und auf dem Moria war der Tempel.

Die blutige Entscheidung, welche den jüdischen Staat zertrümmerte, ward zunächst durch die Bedrückungen des römischen Statthalters Florus veranlaßt, die die Juden aufs Aeußerste erbitterten. Als nun der Kaiser Nero, in einem Streite der Juden und Syrer um die Stadt Cäsarea, wider die Juden entschied, kam der Groll zum Ausbruch. Die Römer, in geringer Anzahl und unter sich uneinig, mußten weichen und in der ersten Zeit erhielten die Juden mehrere Vortheile, worauf sie ernstlich die Hoffnung faßten, das römische Joch von sich abzuwerfen. Da kamen Vespasian und Titus mit 60,000 Mann. Ein Theil der Juden wollte sich unterwerfen. Aber die erhitzte Partei der Zeloten gebot in Jerusalem und verschaffte noch 20,000 mit ihnen verbündeter Idumäer den Eingang, worauf sie zuvörderst unter der eignen

Bevölkerung Jerusalems ein furchtbares Blutbad anrichteten, dem 12,000 Menschen, meistens aus den edelsten Ständen, fielen. Die Mordsucht und Grausamkeit der Zeloten und ihr blinder Parteihaß gingen so weit, daß die Idumäer selbst sich über solche Genossen entsetzten und, nachdem sie fruchtlos versucht hatten, ihren Gräueln Einhalt zu thun, in ihre Heimath zurückgingen, worauf die Zeloten ihr blutiges Werk mit noch geringerer Scheu fortsetzten und nunmehr ohne Unterschied gegen alle Classen des Volks in Anwendung brachten. Nur die Reichen behielten den Vorzug, am eifrigsten verfolgt zu werden. Viele Juden flüchteten in das Lager des Vespasian. Aber auch unter sich zerfielen die Zeloten in wüthende Parteiungen, die sich mitten in dem Kampfe wider die Römer und noch in dessen verzweiflungsvollsten Momenten mit der wildesten Erbitterung verfolgten.

Vespasian war zum Kaiser erwählt worden und überließ seinem Sohn, dem milden, aber kräftigen Titus die Unterwerfung der Juden. Er lagerte sich vor Jerusalem, dessen Ausdehnung, Befestigung und die zahlreiche Bevölkerung voraussetzen ließen, daß die Belagerung schwer und leidensvoll werden würde. Umsonst eröffnete Titus den Belagerten wiederholt den Weg des Friedens und der Gnade. Auch bei der Belagerung selbst verfuhr er mit dem Wunsche, die Stadt zu erhalten und ihre Einwohner möglichst zu schonen. Aber sie benutzten seine Schonung nur, um den Römern desto empfindlicheren Schaden zu thun und wiesen, als schon die zweite Ummauerung von den Römern bewältigt war, die durch den Josephus erneuerten Versöhnungsanträge mit Hohn ab. Titus beschloß nun, sie durch Hunger zur Nachgiebigkeit zu zwingen, damit doch die Stadt erhalten werde, und wohl auch in der Hoffnung, die friedliche Mehrzahl werde nun endlich sich ermannen und das Joch einer fanatischen Partei zerbrechen. Durch Abschneidung aller Zufuhr ward die Hungersnoth in der Stadt, in die sich die Bevölkerung des platten Landes geflüchtet hatte und die von Menschen überfüllt war, bald auf einen furchtbaren Grad getrieben; wenn wir auch der Sage nicht vollen Glauben beimessen wollen, die uns berichtet, es seien vom 14. April bis 1. Julius zu einem Thore hinaus 115,880 Leichname zum Begräbniß geschafft, 600,000 aber über die Mauer in die tiefen Thäler geworfen worden. Das Ungeheuerste aber, was Juden

und Römer wie ein Blitzstrahl des Entsetzens durchschauerte, war, daß eine Mutter ihr eignes Kind kochte, es zu verzehren. Als Titus diese That vernahm, schritt er zu neuem Angriff, dem grausamen Elend ein Ende zu machen. Er nahm die Feste Antonia und rückte nun vor den Tempel, in dem sich die Juden verschanzt hatten. Nochmals bot er den Frieden vergebens an. Den Tempel hätte er früher genommen, wenn er nicht sehnlichst seine Erhaltung gewünscht hätte und, obwohl er ihn mit Feuer angriff, dies doch so anlegen ließ, daß den inneren Gebäuden kein Schaden zugefügt werden sollte. Das aber glückte nicht; die Unvorsichtigkeit eines Soldaten verbreitete die Flamme über die gewünschte Grenze, und an demselben Tage, an welchem einst Nebukadnezar den ersten Tempel in Brand gesteckt hatte, ging auch der zweite in Flammen auf. Weniges nur aus dem Heiligen und Allerheiligsten konnte Titus vor der Plünderungssucht der Krieger retten. Sobald er sich entfernt hatte, rissen sie Alles, was Werth hatte, fort, und steckten den Rest des Gebäudes in Brand. Auf die Plünderung folgte, in der Wuth der entzügelten Leidenschaft, das furchtbarste Blutbad, dem viele Tausende gefallen sein sollen. Das Gedächtniß der ersten und zweiten Zerstörung des Tempels feiern die Juden noch heute in allen Ländern, am neunten Tage des Monats Ab, mit einem feierlichen und strengen Fasten. — Der Rest der empörten Juden hatte sich an der Mittagsseite der Stadt verschanzt, weigerte nochmals die Ergebung, bat aber um freien Abzug ins Gebirge. Das ward von dem erzürnten Titus abgeschlagen und die wehrlose Stadt den wilden Kriegern preisgegeben; 40,000 jedoch, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, erhielten Leben und Freiheit geschenkt. Die Hartnäckigen zogen sich in die Burg der Könige auf Zion, ermordeten dort 8000 Juden, die sich früher dahin geflüchtet, und vertheidigten sich noch einige Wochen. Endlich ward aller Widerstand überwältigt, auch die obere Stadt in Brand gesetzt, Viele wurden niedergemetzelt und auf 97,000 gefangen und meist als Sclaven verkauft. Jerusalem ward, unter den Thränen des Titus, der Erde gleichgemacht. Sein Geschick war so unwiderruflich bestimmt, daß selbst ein so milder Gegner, wie Titus war, das Gräßlichste über diese Stadt zu verhängen durch die unbezähmbare Hartnäckigkeit ihrer Factionen gedrängt und gezwungen ward.

Der größte Theil der Juden ward nun durch alle Länder zerstreut. Einzelne aber hatten sich nicht von dem Boden der Väter, von dem Lande der Verheißung trennen können, oder sammelten sich wieder, als der Sturm vorübergebraust war, und baueten ihre Hütten zwischen den Ruinen auf, oder bargen sich in den wenigen Gebäuden, die der Verwüstung entgangen waren. Ja, sie versuchten nochmals, sich den römischen Geboten zu widersetzen, und nun ließ der Kaiser Hadrian Alles zerstören, was Titus noch übrig gelassen, die Pflugschaar über den Boden Jerusalems gehen und in der Nähe eine neue Stadt erbauen, die den Namen Aelia Capitolina erhielt und in der keinem Juden zu wohnen verstattet war.

Jerusalem erhielt eine neue Bedeutung, als das Christenthum sich zur Herrschaft im römischen Weltreich erhob. Es ist das größeste Wunder des Christenthums, daß eine Lehre, deren göttlicher Urheber sie mit dem scheinbaren Tode am Kreuze besiegelte, die entstanden war unter den niedrigsten Classen eines von allen andern Völkern schroff gesonderten und verachteten Volks, in einem entlegenen Winkel des Reichs, in diesem Volke selbst von den mächtigsten Parteien hart verfolgt und wie in der Geburt erstickt, darauf zu öfteren Malen allgemeinen und grausamen Verfolgungen von Seiten des Staats gegen ihre Anhänger ausgesetzt; eine Lehre, die sich nicht an das Bestehende anschloß, nicht etwa nur eine neue Deutung alter Räthsel versuchte, sondern im stärksten Gegensatz gegen das Heidenthum auftrat; eine Lehre ferner, die nicht etwa menschlichen Schwächen und Leidenschaften schmeichelte, vielmehr zu Mäßigung, Geduld und Demuth, zu Liebe und Frieden, zu Nachsicht und Vergebung, zur Verachtung der Güter und Genüsse der Welt ermahnte, und mit diesen Forderungen in eine sittenlose und entartete Welt hineintrat, die bisher ganz entgegengesetzte Eigenschaften bewundert hatte; daß eine solche Lehre, unbemerkt und im Hintergrunde der Begebenheiten, sich über die ganze civilisirte Erde verbreiten und im Laufe von nur drei Jahrhunderten so mächtig werden konnte, daß der Beherrscher des Römerreichs durch seine Staatskunst gemahnt ward, ihre Anerkennung und Erhebung an die Stelle der Verfolgung zu setzen, und daß die in Palästina gegründete Religion ihre festesten Sitze unter den Barbaren Europa's fand. Die alte Römerwelt stürzte

mit ihren Göttern, und Konstantin handelte als Kaiser, nicht als Römer, als er dem Unabwendbaren die Anerkennung des Staats gab.

Das Christenthum knüpfte ein neues Interesse an Jerusalem, in dem man nicht mehr die Hauptstadt des gelobten Landes, den Mittelpunkt des Judenthums, die Residenz der Könige David und Salomon, wohl aber die Plätze verehrte, auf denen der Heiland gewandelt, gelehrt und gelitten, und von denen aus das Licht des Evangeliums sich über die Welt verbreitet. — Die obere Stadt war seit Hadrian verlassen, über die untere und den Calvarienberg breiteten sich die Gebäude von Aelia Capitolina aus; Götzenbilder entweihten die heiligen Stätten und ein Tempel der Venus erhob sich auf dem Punkte, den das Grab des Erlösers geheiligt. Diese Entweihung beschloß Konstantin zu beseitigen. Der Venustempel ward zerstört, das heilige Grabmal unter seinem Boden entdeckt und eine prächtige Kirche über ihm errichtet; wie auch sonst jeder Platz, den die Gegenwart des Heilands bedeutungsvoll geheiligt, durch fromme Stiftungen geweiht wurde. Von da an strömten die Pilger aus den fernsten Theilen der christlichen Welt zu den heiligen Stätten, und begierig suchte man nicht bloß die Gegenden auf, welche die Zeugen der größten Begebenheiten der Geschichte gewesen waren, sondern sammelte auch die sonstigen Reliquien, welche dankbare Ehrfurcht gerettet und deren Zahl durch frommen Betrug nur zu bald vermehrt ward. Mehr und mehr hob sich Jerusalem wieder und ein zahlreicher Klerus schwang sich zu Reichthum, wenn auch niemals wieder zu erheblicher Macht über die Reiche der Gläubigen, die nicht vom Orient aus zu beherrschen waren.

Die Nothwendigkeit des Entschlusses des Konstantin sollte das Scheitern des Versuches darthun, den sein Nachfolger Julian, der letzte Römer, mit einer Rückkehr zu den alten Grundsätzen, vielmehr Formen, machte. Julian fühlte wohl, daß das Christenthum die Römerwelt auflöse, aber er erkannte nicht, daß diese Römerwelt schon in sich verfallen und verwittert und nicht mehr haltbar war, und allein in dem Christenthume die Kraft lag, die eine neue Welt daraus schaffen konnte. Konnte doch er selbst es nicht einmal mehr zu einem ernsten und energischen Angriff auf die Christen bringen, mußte sich vielmehr begnügen, ihnen die Anerkennung und Begünstigung, die sie von seinem

Vorfahren erfahren, zu entziehen und sie gelegentlich etwas zu ärgern. Von letzterer Art war sein Versuch, den salomonischen Tempel der Juden wieder aufzubauen. Denn er kannte den Glauben der Christen, daß dieser zu ewiger Verwüstung verurtheilt sei, und wünschte ihn durch die That zu widerlegen, zugleich auch in Jerusalem selbst den Christen den eifrigen Haß der Juden entgegenzusetzen. Aus allen Provinzen des Reichs strömten die Juden nach Palästina und höhnten die Christen mit ihren triumphirenden Hoffnungen. Sie selbst nahmen an der Arbeit eifrigen Antheil und spendeten willig ihre Schätze zu dem Werke, das wenigstens für sie ein frommes war. Aber doch war die Unternehmung fruchtlos. Ein Erdbeben, ein Sturmwind, endlich aus der Erde brechende Flammen zerstörten alle Früchte der mit großem Aufwand und oft erneuerten Anstrengungen versuchten Arbeit und verhinderten ihren Fortgang. Gleichzeitige und glaubenswerthe Schriftsteller berichten das, und die Christen ermangelten nicht, eine Bestätigung ihres Glaubens darin zu finden. Bald machte nun auch der Tod des Kaisers der Unternehmung, wie dieser ganzen Reaction ein Ende, und eine muhamedanische Moschee bedeckt noch heute den Boden des salomonischen Tempels.

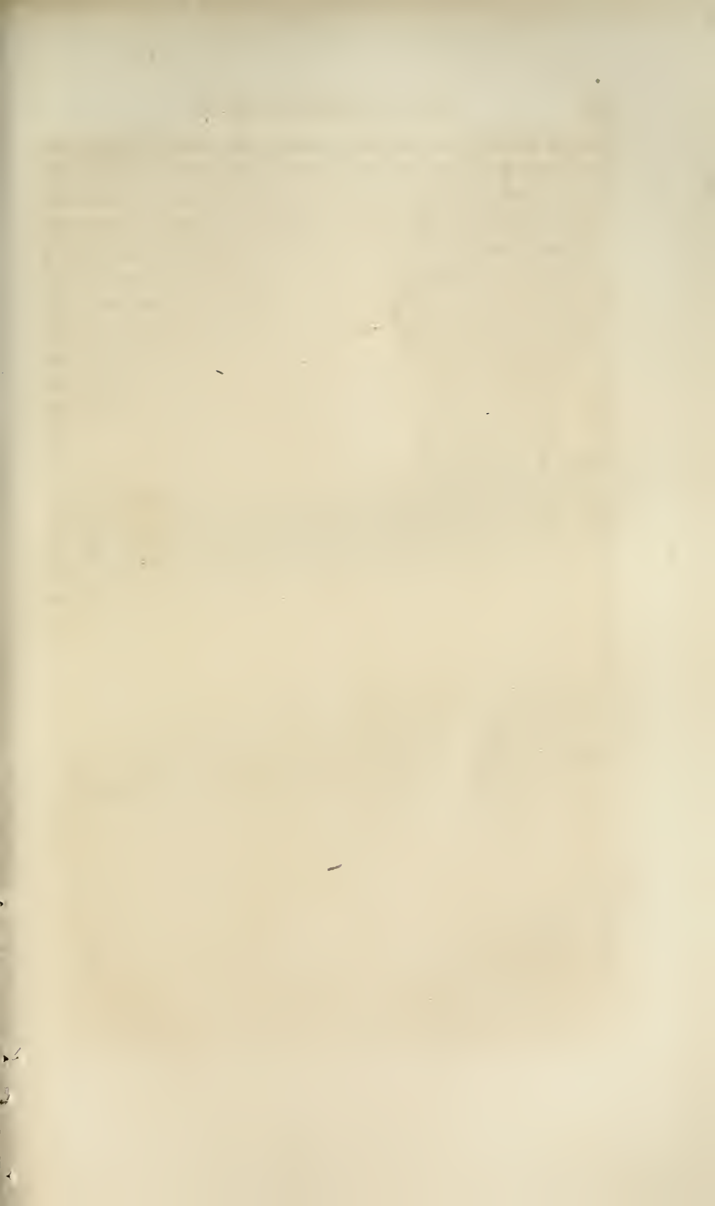
Denn weder Juden, noch Christen sollten in Jerusalem zur Herrschaft kommen. Die Christen auch nicht, weil es den neuen Sitzen der stärksten Macht des Christenthums zu fern lag. Es würde nicht zum Heile geführt haben, wenn Jerusalem der Mittelpunkt, das Rom der Christenheit geworden wäre. Noch lange Zeit sollte es der Punkt bleiben, welcher das Andenken an die Leiden des Erlösers, an die Bedrängniß der ersten Kirche, an das Wunderbare und Geheimnißvolle im Christenthum erneuerte und dem man sich nur mit Wagnissen und Anstrengungen aller Art nahen konnte, nicht um Genüsse der Welt und Vortheile der Herrschaft zu erndten, sondern um im einfachen Pilgergewande die Fußstapfen des Erlösers aufzusuchen und an den Plätzen zu weinen, zu beten und zu büßen, wo der Göttliche gewandelt, gelehrt, gelitten und gesegnet.

Schon der Perserkönig Chosroes II. brachte Jerusalem in die Gewalt der Ungläubigen, was bereits Nuschirwan beabsichtigt hatte, und 26,000 Juden nahmen an diesem feindlichen Angriff mit fana-

tischem Eifer Antheil. Die Flammen verwüsteten die Gebäude auf dem heiligen Grabe und die von Konstantin und der Kaiserin Helene errichteten Kirchen. Der Patriarch Zacharias und das wahre Kreuz wurden nach Persien entführt, und 90,000 Christen sollen dem Hasse und der Mordlust der Juden und Araber gefallen sein, die dem persischen Heerzuge folgten. Zwar gelang es dem Kaiser Heraclius, schon 14 Jahre später, im Frieden die Rückgabe des Geraubten zu erwirken; aber ein Streit, den er selbst mit dem Patriarchen Sophronius führte, erleichterte den Saracenen die Eroberung Jerusalems. Den Muhamedanern war auch Jerusalem eine heilige Stadt, nach Mekka und Medina die heiligste, wie sie nach Muhamed auch Moses und Jesus als heilige Propheten verehren. Sie geizten nach dem Besitze dieses Platzes. Die Belagerung währte doch vier Monate und endete mit einer Capitulation, zu deren Abschluß sich der Kaliphe Omar, auf Begehr des Sophronius, in Person nach Jerusalem verfügte und die pünktlich gehalten ward. Die Christen erhielten Duldung und bestimmte Rechte; die heiligen Plätze waren es auch den Bekennern Mahoms. Das orientalische Gepräge, der verworrene Zustand des Staatswesens blieb dem Orte; aber er blieb auch ein Ort des Glaubens, nicht der herrschenden Kirche. Nach und nach freilich drängten sich mehr und mehr Muhamedaner in die Stadt, bis drei Viertheile derselben von ihnen besetzt waren; aber ein Viertheil blieb doch dem Patriarchen und den Christen vorbehalten, die für einen geringen Tribut sowohl Schutz, als den ungefährdeten Besitz des heiligen Grabes und der Auferstehungskirche bewahrten. Aus allen Ländern der Christenheit ging durch lange Jahrhunderte eine stete Wallfahrt von Pilgern nach Jerusalem und zahlreiche fromme Stiftungen zeugten von ihrem Eifer. Harun al Raschid beschenkte Karl den Großen mit den Schlüsseln des heiligen Grabes, und die italischen Seestädte verbanden mit der Ueberfahrt der Pilger einen für alle Theile vortheilhaften Handelsverkehr. Die Summen, welche die Pilger nach Jerusalem brachten, erhielten auch dessen Beherrscher fortwährend in guter Stimmung, und die fatimidischen Kaliphen, mit Ausnahme des fanatischen Hakem, der eine vorübergehende Verwüstung über die heiligen Stätten verhängte, wußten von Aegypten

aus den Werth des europäischen Handels noch besser zu schätzen, als die Abbassiden.

Ungünstiger allerdings ward die Lage der Dinge, als die Türken sich der Herrschaft in Palästina bemächtigten, die noch alle Rohheit ihrer Herkunft bewahrten und sich, ohne eine planmäßige Zerstörung zu beabsichtigen, doch Bedrückungen und Beraubungen aller Art in plumper Willkür und kurzsichtiger Habsucht erlaubten. Die Kunde davon vornehmlich erregte den heiligen Eifer, der sich in den Kreuzzügen kund that, denen eine besondere Betrachtung zu widmen sein wird. Die vorübergehende Schöpfung eines christlichen Königreichs in Palästina erwies sich als ein fruchtloser Versuch, die Institute des Abendlandes in dem Orient einzubürgern. Jerusalem fiel wieder in türkische Hände, und die Pilgerschaft dahin war abwechselnd, je nach der Stellung und Stimmung der Türken zu den Christen, mehr oder minder gefahrvoll. Nach und nach nahm ihre Gewohnheit ab und verlor sich mit dem 16. Jahrhundert fast gänzlich. In neueren Zeiten zogen die inneren Wirren des türkischen Reichs, welche Palästina eine Zeit lang unter die Verwaltung Ibrahim Pascha's brachten, den heiligen Plätzen neue Drangsale zu, bis zuletzt das Einschreiten der großen Mächte sowohl die Rückkehr unter die unmittelbare Herrschaft der Pforte, als einen Zustand vermittelt hat, in welchem die heilige Stadt vielleicht eine friedliche Freistatt der Frömmigkeit aller Bekenner des alleinigen Gottes wird, ein neutraler Boden, auf welchem der Sectenhaß schweigt, die Kämpfe der Heimath vergessen werden und nur für brünstige Andacht und ahnungsvolles Versenken in das Geheimniß der Ewigkeit Raum bleibt.





Attila.

Ein furchtbares Gemälde der entfesselten Leidenschaft, des wilden Kampfgetümmels, der Thränen, der Verzweiflung, und wieder der fühllosen Gewalt, die über Leichen und Trümmer den Weg ihrer zornigen Verwüstung geht, entrollt sich vor unsern Blicken. Der verheerende Orkan, das nächtliche Ungewitter, das Erdbeben, das ganze Städte und blühende Landstriche umstürzt und in Ruinen und Staub begräbt, der flammensprühende Vulkan, der seine feurigen Ströme über Wälder und Auen und menschliche Wohnungen schickt, auch die Blüthen des fernen Landes mit seinem Aschenregen ertödtet und auch die Hoffnungen der Zukunft für Jahre in starrer Lava erdrückt, diese Grauenscenen der Natur erscheinen uns hier in der Gestalt eines Menschendämons verkörpert, der Hunderttausende durch die Welt stürmt, zu zerstören und umzuwerfen, — eine Gottesgeißel.

Wir sind in zwei bedeutungsvollen Bildern an die Kräfte erinnert worden, welche, seit dem nothwendigen inneren Verfalle des Heidenthums und des Römerreichs, an der Auflösung dieser Grundlagen der alten Welt arbeiteten, zugleich aber auch in sich die Keime neuer Entwickelung trugen: das Christenthum und die Germanen. Als die Zeit reif war, kam, daß das Alte rascher falle, ein wilder Sturmwind, brauste durch die Welt, riß sie durcheinander, warf um, was keine Kraft hatte, drängte vorwärts, was mehr Beruf als Entschluß besaß, beschleunigte jede Lösung, schaffte freie Bahn und ebenes Feld für die neuen Gestaltungen. Diese Bestimmung erfüllten die Hunnen und ihr stärk-

ster Ausdruck war Attila. In allen Stürmen und Wirren der Zeit, die man, nicht recht zutreffend, mit dem Namen der Völkerwanderung bezeichnet, war sein Auftreten das gewaltigste und eines der folgenreichsten; letzteres aber nicht für die Treiber und Dränger selbst, die nur zerstört und nicht gebaut haben, die, wie planlos und zufällig, auf einmal die Welt mit ihrem Schrecken füllten, um eben so schnell wieder wie spurlos zu verschwinden.

Man glaubt, daß die Heimath der Hunnen in Sibirien, an den Grenzen von China, zu suchen sei, und daß dieselben Hiongnu, die in der Zeit, wie Hannibal die ewige Roma bedrohte, einen gleich gefährlichen Angriff auf China machten, die Väter der Hunnen waren, vor denen so viele Jahrhunderte später, nicht bloß die römische, auch die slavische und germanische Welt erbebte. Das einst mächtige und blühende Reich derselben zerfiel in inneren Parteiungen, unter chinesischen Ränken und bedrängenden Naturereignissen. Darauf unterlag der Hauptstamm des Volks den chinesischen Waffen und verfiel ihrer Herrschaft um die Zeit, wo Kaiser Domitian zu Rom regierte. Ein Theil aber, dem die Freiheit über das Vaterland ging, brach seine Zelte ab und trieb seine Heerden westwärts, bis er nach 200 Jahren den Blicken der Chinesen im fernen Abendlande verschwand, dagegen der römischen Erdkunde am kaspischen Meere begegnete. Hier müssen sie sich vermehrt und durch Unterwerfung, oder freiwilligen Anschluß benachbarter finnischer, vielleicht auch slavischer Völkerschaften verstärkt haben, bis sie allmälig selbst den Gothen, dem starken germanischen Grenzvolke, das von Livland bis an das schwarze Meer zwischen Germanen und Slaven stand, wenigstens lästig wurden. Bald überschritten sie die Wolga und bezwangen die Alanen, ein Volk von zweifelhafter Herkunft und Sitte. Ein großer Theil derselben schloß sich den Hunnen an und vereint rückten sie über den Don und unterwarfen die Völkerschaften am schwarzen Meere, die meist willig dem wilden, riesigen Beutezuge beitraten. Als diese Masse dem Gothenreich nahete, löste es sich auf und ein Theil der Ostgothen gesellte sich zu den Hunnen, während ein anderer Theil noch auswich, die meisten Westgothen aber in das römische Gebiet zogen und so die große Völkerwanderung, das Hereinbrechen der germanischen Völkerschaften über das römische Reich, begannen. Gegen die

Gothen, mit denen Rom bald in Zwist und Krieg kam, wurden die Truppen gebraucht, die bis dahin die gallischen Grenzen gedeckt hatten, und nun drängten die streitbaren Völker Germaniens über Gallien herein.

Die Hunnen hielten an der unteren Donau still und freuten sich der fetten, üppigen Weiden. In den ersten Kämpfen der Gothen und der byzantinischen Römer halfen sie bald dem einen, bald dem andern Theile, oder ihren inneren Parteien, standen auch wohl gelegentlich auf entgegengesetzten Seiten und ließen sich am liebsten zu Verwüstungszügen gebrauchen. So verheerten sie, im Verein mit den Gothen, Thracien; so im Interesse Rufins, als der Kaiser Arcadius dessen Schwiegersohn zu werden verweigert hatte, das Land bis Antiochien. Später hielten sie, gegen einen jährlichen Sold von den Römern, durch längere Zeit Ruhe. Etwas von ihrer Wildheit legten sie in diesen Verhältnissen ab und gewannen einige Einblicke in die Zustände und Politik civilisirterer Völker. Ihrer Verfassung nach scheinen sie unter mehreren Häuptlingen gestanden zu haben, die sich doch auch dem Fähigsten und Mächtigsten unterordneten. Als solcher trat Attila, des Mundzuch Sohn, an ihre Spitze.

Bereits standen die Hunnen in solchem Ansehen oder Schrecken, daß die Römer den jungen König sofort beschickten, ihm Frieden, Bündniß und Tribut bietend. Er selbst hielt auch anfangs Ruhe mit den Römern und befestigte zuvörderst seine Gewalt im eignen Volke, dann auf dunklen, von der Sage nebelhaft umschimmerten Zügen, im inneren Deutschland und gegen scythische Nachbarvölker. Größeres mag ihm früh im Sinne gelegen haben, und nicht umsonst ward für ihn das Schwert des Mars gefunden, was die alten scythischen Könige geführt haben sollten, und in dessen Besitz er das Zeichen der für ihn vorbehaltenen Bezwingung der Welt zu haben versicherte. Jetzt begannen jährliche Einfälle in die illyrischen und thracischen Provinzen der Römer. Der Tod seines Bruders Bleda vermehrte des Attila Macht, und als Theodosius den Tribut nicht zahlte, führte Attila seine Hunnen im Beutezug bis an die Thermopylen und gab nur auf schmählige Bedingungen Frieden.

Aber nicht an dem schwachen Byzanz fand er Befriedigung seines

Thatendurstes. Auch die stärkeren und geehrteren Völker, die Weströmer, ja die Germanen, die Westgothen, die Franken, Alles was noch stand in der Welt und Kraft behauptete, sollte seine überlegene Macht empfinden. Von Rom verlangte er die ihm früher versprochene Honoria, des Kaisers Valentinian III. Schwester, und die Hälfte des Reiches. Als das geweigert und dafür der Westgothen Bündniß gewonnen ward, brach Attila auf und mit ihm zogen seine Hunnen, mit ihm Ostgothen, Gepiden, Alanen, Gelonen, Neuren, Bastarner und andere Sarmaten. Die Donau aufwärts ziehend, schloß er Quaden, Marcomannen, Rugier, Heruler, Turcilinger, Burgundionen sich an. Am Rhein wandten sich auch Franken ihm zu und, durch sie bestimmt, Gefolgschaften der Bructerer und Sachsen. So wälzte sich diese ungeheure Masse der verschiedensten Völkerschaften, 6 — 700,000 Menschen, die keine höhere Idee, kein sicherer Plan, nur wilde Beutelust und das Vertrauen auf Macht und Glück des Führers zusammenhielt, über den Rhein. Strasburg soll von ihnen zerstört worden sein. Orleans sollen sie schon genommen haben, als Römer und Gothen zum Entsatz kamen und sie wieder vertrieben. Auf den catalaunischen Feldern (Chalons) trafen sich beide Heere zur Entscheidungsschlacht. Auf beiden Seiten standen germanische und slavische Völker. Gewaltig waren die Massen, wüthend der Kampf der Starken, entsetzlich das Morden und Schlachten. Den Hunnen ward verderblich, daß der König der gegen sie stehenden Westgothen — denn auch in ihren Reihen kämpften Viele von diesem Volke — Theodorich fiel und nun seine Krieger mit höchster Erbitterung Rache forderten. Attila suchte in seiner Wagenburg Schutz und die Nacht traf die Streiter in bunter, unentschiedener Verwirrung, Keinen besiegt, aber Jeden zu erschöpft, um den Kampf zu erneuern. Man glaubt, daß auf beiden Seiten 200,000 gefallen seien. Aetius, der Römer Feldherr, freute sich, daß die gefährlichen Freunde, wie die Feinde, daß Gothen wie Hunnen gelitten, rieth dem neuen Gothenkönige Thorismund zur Heimkehr und zog selbst ab. Aber auch Attila wendete sich nach Belgien und Germanien zurück, an den Städten des Rheins seine Rache kühlend und dann den Main entlang ziehend. In Thüringen soll er eine große Versammlung seiner Heerschaaren gehalten haben. Dann zog er in die unteren Donauländer zurück.

Dies aber nur, um wieder zu neuen Unternehmungen aufzubrechen, deren nächster Zweck war, das Vertrauen seines Volks von Neuem zu beleben. In Gallien hatten ihn nicht die Waffen der Römer, sondern die auf der Seite der Römer streitenden Germanen zurückgewiesen und Aetius konnte sich nur das Verdienst zuschreiben, diese gewonnen zu haben. Attila nun zog gegen Italien. Doch schon Aquileja setzte den Hunnen, die keinen Sinn für Belagerung fester Städte hatten, einen Widerstand entgegen, der den Attila schon zum Abzug bewog, als er einen zufälligen Umstand benutzte, sein Heer zu ermuthigen, plötzlich umkehrte und die Stadt durch Ueberfall nahm. Sie sank in Trümmer und 34,000 Menschen sollen umgekommen sein. Nun weigerte nicht Verona, nicht Mantua den Einlaß; Cremona, Piacenza, Bergamo, Mailand wurden verwüstet. Attila nahete der ewigen Stadt. Sie hatte ihm keine Legionen, keine streitfähigen Bürger, keinen vom Pfluge geholten, mit Lorbeeren bedeckten Dictator entgegenzustellen. Aber sie schützte sich mit dem heiligen Grauen der Ehrfurcht, das sie umgab. Attila gedachte des Alarich, der kurz nach der Eroberung Roms gestorben war, und nahte nur zögernd. Am Mincio traf ihn der römische Bischof Leo, ein ehrwürdiger Greis, und zwei Veteranen des öffentlichen Dienstes, Avienus und Trigetius. Ihre Ansprache bewog den Attila, daß er, ohne Rom zu betreten, mit seiner Beute in seine Steppen zurückzog. Er gab damit nur einige Beute mehr auf. Denn nicht Er und die Seinen hätten in Rom etwas Anderes machen können, als rauben. Auch sein letzter, wieder nach Gallien gerichteter Zug war erfolglos, und abermals waren es die Gothen, die ihn bei den Alanen in furchtbarer Schlacht zurückwiesen. Nun fügte sich Attila der Ruhe und dem Genusse der wilden Ueppigkeit seines barbarischen Hoflagers. In einer Brautnacht starb er eines von der Sage umdunkelten Todes. Seine Todtenfeier, sein Begräbniß an mit dem Geheimniß des Todes umhüllter Stätte, waren die letzten Glanzpunkte in der Geschichte der Hunnen.

Nicht seine Söhne erbten seine Gewalt, nicht in seinem Volke ward sie verlängert. Die Söhne wollten theilen, aber sofort erhoben sich die kräftigsten Völkerschaften, die wohl dem Uebergewichte der Riesenmacht gewichen waren, aber nicht sich dem Joche eines Theilfürsten

beugen wollten, und schon lange dem Vorrange der Hunnen gezürnt haben mochten. Die Massen trennten sich und stritten um die Herrschaft. Die Gepiden siegten und erlangten damit nur die zeitherigen Sitze der Hunnen, nicht ihre Macht. Denn auch anderen Völkern mußten freie Gebiete bewilligt werden; die Hunnen, die im Kampfe am meisten gelitten, traten meist auf römisches Gebiet über, diesmal als Flüchtlinge, um Schutz bittend; das ganze Völkerbündniß löste sich auf. Bald hören wir nur noch gelegentlich von einzelnen Abtheilungen der Hunnen, die als unregelmäßige Hilfsvölker ein römisches Heer begleiten; ihre selbstständige Herrschaft ist verschwunden, und sie mögen sich theils in das wilde Getriebe der mongolischen Völker der asiatischen Grenzlande verloren haben, theils mit anderen Stämmen in näherer Umgebung einzeln verschmolzen sein. Ihre Bestimmung als Masse war erfüllt; sie hatten gethan, wozu allein sie befähigt waren.

Doch hinterließen sie ein schreckendes Gedächtniß, und ihre vorübergehende Erscheinung war von einem Eindruck des Grauens und Entsetzens begleitet, wie ihn wenige Völkerstürme verursacht, und wie er noch lange in den Gemüthern der römischen und selbst der germanischen Welt sich erhielt und in Geschichte, Sage und Legende nachklang. Die Alten haben uns sehr detaillirte Schilderungen ihres Wesens und ihrer Sitten hinterlassen, und wir, die wir alt genug sind, uns der mongolischen Stämme zu erinnern, welche im letzten großen Kriege die Heere der Russen begleiteten, finden es nicht schwer, in dem Hunnen, den uns die Zeugen aus jener Zeit schildern, den Bruder des Baschkiren und Kalmücken zu erkennen, den wir in seiner gezähmten Wildheit als Knaben bestaunten. Sie waren kleiner Statur, mit kaum sichtbaren Maulwurfsaugen, breitschultrig, dunkelfarbig, mit gleichförmigen, ausdruckslosen Zügen, platter Nase, wenigem Bart; in die Backen machten sie sich Einschnitte — wie die Römer glaubten, den Bartwuchs zu hindern, während dasselbe auch jetzt bei den vornehmeren Geschlechtern der Kosaken gebräuchlich und wohl mit dem Tätowiren verwandt ist. Sie waren ein nomadisches, räuberisches Volk, mehr auf Wagen und Pferden, als auf dem Boden lebend, rastlos im Freien schweifend, jeder Entbehrung fähig, um sich dann in den Stunden des Genusses desto unmäßiger zu entschädigen. Unreinlich in hohem Grade, und dies nicht

bloß äußerlich, sondern auch sonst ohne Begriff von Anstand, wie wenigstens die Römer ihn auffaßten, ohne sittliche Zartheit und Sinn für Ehre. Manches mag freilich in den Schilderungen über sie entstellt und übertrieben sein und ihr Geschlecht ist nicht raffinirt bös. Sie folgen dem Impulse ihrer Triebe; einer Versuchung können sie schwer widerstehen; aber das Böse suchen sie nicht geflissentlich auf und sind nicht ohne sinnliche Gutmüthigkeit. Ueber ihre Religion ist nichts bekannt worden. Besondere Kunstfertigkeiten scheinen sie nicht besessen zu haben. Ihre Kriegskunst war die aller wilden, nomadischen, berittenen Völkerschaften aus Asiens Steppen. Am liebsten streiten sie aus der Ferne mit Geschossen, auf weiten Ebenen, immer zur Flucht bereit. Der Angriff geschieht im gedrängten Keil, worauf sie pfeilschnell sich wieder zerstreuen, den Feind umschwärmen, necken, verfolgen. Hauptsächlich operiren sie durch Massen, und der Umsturz durch Massen war in der That der Sinn dieser Hunnenzüge, und Attila's Charakter der des Massenführers.

Attila war in Vielem der Prototyp seines ganzen Geschlechts, aber durch Würde, Stellung, Verhältnisse geistig und sittlich über die Masse erhoben; wie denn das Bewußtsein, an der Spitze so ungeheurer Macht zu stehen und der Glaube, ein besonderes Werkzeug in den Händen der Vorsehung zu sein, nicht ohne Einfluß auf Charakter und Handeln bleiben können. Als Kriegsführer war Attila nicht glücklich; politischer Kunst mochte er meinen entbehren zu können, und hat nur etwa gegen Byzanz eine gewisse rohe Schlauheit gezeigt. Zwar das Zusammenbringen so großer und vielartiger Massen scheint eine gewisse Kunst vorauszusetzen; doch mag sich auch hier das Meiste durch das natürliche Agglomeriren der Masse gemacht haben: lawinenartig. Das jedoch mochte Attila verstehen und durch seinen eignen unerschütterlichen Glauben an sich selbst und seine Bestimmung sich erleichtert finden: in den Massen das höchste Zutrauen zu seiner Macht und ihrer Unüberwindlichkeit zu erwecken; worauf denn auch unabhängigere Völkerschaften und ihre Häuptlinge meinten, es sei wider ihn nicht aufzukommen, und das Klügste, sich ihm zum Mitgenuß so vieler Vortheile und zu eigner Sicherheit anzuschließen. In seinem persönlichen Benehmen soll eine gewisse Würde gelegen haben. Seine Einfachheit, Nüchternheit

und Reinlichkeit unterschieden ihn wesentlich von seinem Volke. Auch das Glück machte ihn nicht schwindelnd und er ließ sich nicht zu entnervendem Luxus verführen. Der Beherrscher von Millionen, der Räuber der Schätze und Kostbarkeiten Griechenlands, Kleinasiens, Galliens und Italiens speiste an hölzerner Tafel, trank aus hölzernem Becher, Beides mit Mäßigkeit, und während seine Hunnen das Geschirr ihrer Pferde und ihre Waffen mit Gold und Perlen bedeckten, blieb er auch hierin der alten Einfachheit treu. Wie hätte äußerer Prunk einen Mann verlocken sollen, der das Gefühl einer solchen Macht und solchen Bestimmung in sich trug, der auch durch öftere Unfälle nicht erschütterten Meinung war, daß das Geschick der Welt in seiner Hand ruhe und jedenfalls sich für die Geißel Gottes hielt, die Welt zu züchtigen und zu schrecken? Doch auch nicht Düsterheit, nicht dämonisches Feuer, nicht strenge Kälte, nur ein anständiger Ernst bedeckte seine, von raschen, rastlos spähenden, eindringenden und doch sich selbst verbergenden Augen belebten Mienen, die nie ein Lächeln bewegte. Daß sein persönlicher Charakter gütig und sanft gewesen — wie unglaublich es auf den ersten Blick erscheinen möchte — ergiebt sich aus den übereinstimmenden Berichten der glaubwürdigsten Zeugen um so sicherer, als man von den Feinden und denen, die noch unter dem Schrecken seiner Thaten gezeugt, eher entstellende und übertreibende Anklagen hätte erwarten mögen. Leider ist es nicht wider die Menschennatur, daß auch ein persönlich sanfter und gutmüthiger Volksführer, der keine Freude an Grausamkeit und Bedrückung hat, und um seiner rein persönlichen Zwecke willen keinem Menschen Unrecht oder wehe thun würde, doch in seinem öffentlichen Handeln, wobei dann freilich auch wieder persönliche Neigungen, Irrthümer und Interessen, nur versteckter, wirken, über Millionen Unheil und Verderben bringen, blühende Landstriche verheeren, Städte einäschern, das Leben vieler Tausende und die Herzen derer aller, die an dem Gefallenen mit Liebe hingen, unter den ehernen Rädern seines Schicksalswagens zermalmen kann. Wenige freveln mit Bewußtsein, aber Täuschung und Selbstbetrug stellen auch den Guten ihre Fallstricke. Dazu die Gewalt der treibenden Verhältnisse und die aus ihr geschöpfte Selbstbeschönigung.

Daß aber das mildere Bild, was die Geschichte von Attila ent-

wirft, kein untreues gewesen, wird auch dadurch bestätigt, daß auch die Sage, in der er eine Hauptperson geworden, ihn in gleichem Lichte erfaßt und keinesweges den Schreckensdämon, als welchen neuere Dichter ihn zeichnen würden, sondern einen würdigen, gerechten, ruhigen Völkerführer, einen König, dem auch Helden mit Ehren und Freuden dienen, in ihm darstellt. Denn so erscheint uns König Etzel in der übereinstimmenden Ueberlieferung germanischer Sagendichtung. Sie stellt ihn uns in großer Herrlichkeit, Gastlichkeit und königlicher Würde dar. »An Reichthum und an Milde was ihm kein Konick gleich,« sagt das Heldenbuch, und klarer, bestimmter und lebendiger tritt der Inhalt derselben Versicherung uns aus allen näheren Schilderungen seines Hoflagers in all' jenen Sagen hervor. Auch das ist bezeichnend, daß ihn die Sage, namentlich das Heldenbuch — die Wilkinasaga weniger — wesentlich als Sieger auffaßt, der nach vollbrachtem Werke in Ehren und Freuden ausruht. So in der That mochte denen, die zu ihm standen, ohne die Welt, die er erobern wollte, zu kennen und die Pläne wahrer Herrschaft zu fassen, die Sache erschienen sein, während die Römer und Gothen besser erkannten, was ihm fehlgeschlagen, was sie selbst von ihm gefürchtet und wovon sie ihn abgehalten. Daß aber Attila so wichtig und großartig in der Sage dasteht, beweist abermals den gewaltigen Eindruck, den sein Walten auch in der germanischen Welt hinterlassen, die unter ihm das massenhaft Größeste gesehen haben mochte, was ihr noch begegnet. — Die Legende endlich, vom Klerus gebildet, faßt ihn als Geißel und Strafruthe Gottes auf, doch auch hier weniger als grausamen Feind der Kirche, denn als ihren Zwecken dienend und jedenfalls ihren Vorstellungen zugänglich, ihre Diener ehrend, vor den Wundern des Himmels in ehrfurchtsvoller Scheu zurückweichend.

So steht er weniger grausend in Geschichte und in weltlicher und heiliger Sage da, als seine Werke erwarten ließen. Sein Reich aber ist vergangen mit ihm, etwas Bleibendes hat er nicht geschaffen, seine Bestimmung war die Erschütterung der Welt, und den Anstoß zu geben für die Andern, seine Kraft reichte nur zum Stürmen und Ineinanderwerfen, zum Ordner der Welt, zum sinnenden Begründer neuer Gestaltungen war er nicht berufen.

Muhameds Flucht.

Was für das Abendland das Christenthum wurde, das sollte für den Orient der Islam zu werden wenigstens versuchen. Er trat hier an die Stelle des Heidenthums und der Perser-, Griechen- und Römerherrschaft. Er wurde die Grundlage einer grundneuen Organisation und Richtung der Gesellschaft. Er führte den Glauben an einen alleinigen Gott, der seinen ewigen Willen durch heilige Offenbarungen verkündet und dem man durch Rechtthun, durch Barmherzigkeit und durch Frömmigkeit wohlgefalle, über die ungezählten Millionen ungeheurer Landstriche zur Herrschaft, und brachte die freien und kräftigen Stämme der Wüsten und Hochgebirge an die Spitze der Nationen des Orients. Er nahm einen großen Theil von Asien und Africa ein, und versuchte von zwei Seiten her auch in Europa sich einzudrängen. Er hat Großes gewirkt, zu kühnen, und was mehr ist, auch zu guten und edlen Thaten und Werken geführt, neue Tugenden und Kräfte, aber auch neue Laster und Irrungen hervorgerufen, und für ganze Nationen glänzende Epochen des Ruhmes, der Heldenkraft, eines reinen und mannhaften Glaubenseifers geschaffen. Er hat auch reine und große Wahrheiten und zum Theil in würdiger Art verkündigt. Aber doch ist in seiner Entstehung, seinem Wesen und seinem Verlaufe eine tiefgreifende und nichts weniger als zu seinem Gunsten gereichende Verschiedenheit von dem Christenthume nicht zu verkennen.

Vergebens schleudert auch auf Letzteres eine freche und herzlose Sophistik, oder ein kurzsichtiger Wahn seine Giftpfeile; nicht einzelne





Sätze oder Umstände werden es stürzen oder halten, das Gesammtbild des Erlösers, wie es uns in unwidersprechlicher Klarheit und Wahrheit im Evangelium entgegentritt, ist der ewige Anker des Christenthums. Und wie der Lehrer, so die Lehre: alles einfach, rein, erhaben, göttlich; jetzt das Nächste treffend und doch auch die fernsten Beziehungen umfassend; der schlichtesten Fassungskraft zugänglich, und doch auch Welten der Entwickelung in sich tragend; plan und kindlich, und doch alle Saiten des Herzens, ja alle Theile des Geisterreiches erschütternd; unberechnet, absichtslos und doch das Höchste beregend und erreichend; aus einem Glauben geflossen, der da Wissen war und mehr als Wissen!

Wer mag den Muhamed mit dem Unvergleichlichen vergleichen? Und wie wenig ist es ihm und seinen Genossen, die mit ihm planmäßig und voll mancher irdischen Berechnung wirkten, und die das Musterbild vor sich hatten, was sie nachzeichnen konnten, wie wenig ist es ihnen gelungen, auch nur den Schatten von dem zu erreichen, was sie bezweckten. Gewirkt haben sie auch, theils durch den Eindruck der erborgten Wahrheiten, theils indem sie den Leidenschaften und Begierden ihrer Volksmassen einen Vorwand und eine Farbe zu geben wußten. Aber wie nimmt sich heute ihr Werk aus und in welchem Lichte erscheint ihr Prophet und seine Lehre? Er hat einige große Grundwahrheiten des Judenthums in der Reinigung, die sie hauptsächlich durch das Christenthum erfahren, und einige schöne Lehren der christlichen Moral erborgt; er hat einige wohlthätige Tugenden des Orients zur religiösen Vorschrift gemacht und im Guten und Schlimmen das Gewand seiner Lehren vom Orient entnommen; er hat die Verbreitung seiner Lehren und Vorschriften einigen kräftigen, strengen und fanatischen Naturvölkern vertraut, die das Werk durch den Sinn seiner Träger geadelt haben; was ihm selbst angehört, ist voll übertriebener Phantasterei, schlauer Berechnung auf sinnliche Triebe, weder hohen Geistes, noch zarten, tiefen Gemüthes, den irdischen Ursprung überall verrathend, und durch sein ganzes Wesen zieht sich der schillernde Faden der List und zerstört alle Achtung.

Arabien ist das Land der wilden Naturfreiheit. Nicht Griechen, noch Römer hatten es unterjochen können, und auch nachher ist es nie-

mals in der Art unter Fremdherrschaft gebeugt worden, daß es sich einer andern Culturweise, andern Sitten und Gesetzen hätte gänzlich unterwerfen und die charakteristischen Züge seiner Landesart und seines Volksthums aufgeben müssen. Bei aller Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen bietet es bis auf die große Umwälzung, von der hier zu sprechen sein wird, und dann wieder nach ihr bis heute, im Wesentlichen dasselbe Bild dar. Das Volk hat manche culturwidrige Neigung und Gewohnheit; es hat aber auch seine schönen und edlen Züge; es ist einfach, kräftig, gastfrei und voll unabhängigen Sinnes.

Angefochten und theilweise geschmälert wurde die Freiheit Arabiens oftmals von den mächtigen Nachbarn, gänzlich bezwungen nie. Als Muhamed geboren ward, hatte der Negus von Abyssinien über einen Theil Arabiens eine Art von Herrschaft erstreckt, und Nuschirwan von Persien einen andern in Schrecken gebändigt. Aber noch hielten sich in Gebirgen und Wüsten freie Stämme.

Das ist bezeichnend für Arabien, aber durch Lage und Landesart wohl erklärt, daß es so mannigfaltige Richtungen und Gestaltungen umfaßte, die doch in gewissen Grundzügen sich begegneten. Wie es die weiten Ebenen der Wüste enthält, in denen der Beduine auf den edelsten Rossen der Welt schweift, die Gebirge, die der einsame Hirt mit seinen Heerden betreibt, die fruchtbaren Fluren der Gewürzgärten, wo die köstlichsten Stauden ihre Düfte und ihren Balsam bieten, und die Küsten, die zu Schiffahrt und Handel einladen; so hat es auch ganze Stämme berittener Räuber, die Geschlechter einfach kräftiger Hirten, die Niederlassungen der Landbauer und Gewürzgärtner, die Bewohner der lebhaften Handelsplätze und Häfen in seinem Schoße entstehen lassen, hat patriarchalisches, theokratisches, republikanisches Regiment entwickelt, und doch das alles in kunstlos kräftiger Freiheit vereinigt, für alles Uebergänge und Verbindungen geboten, dem patriarchalischen Leben einen republikanischen, den Städtegemeinden einen patriarchalischen Charakter gegeben und alle jene verschiedenen Richtungen in eine harmonische Färbung verschmolzen.

Mekka, ein alter heiliger Platz, durch seine Lage auf unfruchtbarem Boden dem Handel zugewiesen, blühte seit alter Zeit. Es hatte innerhalb seiner Mauern die Kaaba, den schwarzen Stein, den man für

den Urstoff der Erde, für den Punkt hielt, um den sich das Chaos ordnete, und seit uralter Zeit pilgerte das Morgenland dorthin. Es trieb lebhaften Handel und war ein Ziel und Sammelplatz der Karawanen. Es war ein freies Gemeinwesen, wenn es auch oftmals die Schattenherrschaft eines auswärtigen Monarchen trug und wenn auch sein inneres Regiment in den Händen herrschender Stämme war, in denen das Führeramt in einer Mischung von Erb- und Wahlrecht sich verpflanzte. Immer von Fremden erfüllt, hatte es alle Richtungen des Orients kennen gelernt und eine Art Weltbürgersinn, vielmehr Weltüberblick gewonnen, aber keiner dieser Richtungen sich ergeben, sondern stets die arabische Färbung bewahrt, das einfache, kräftige, gesunde, aber auch der höheren Civilisation abgewendete, mit roher Schlauheit gepaarte, kriegerische Wesen.

Lange Zeit führte in Mekka der Stamm der Koreischiten den Vorreihen. Aus ihm war Muhamed, eines begüterten Handelsmannes Sohn. Er war aus dem älteren Zweige des Stammes, und hätte er in dieser Eigenschaft an die Spitze treten können, wie sein Großvater noch, so möchte er sein Leben, ohne sichtbare Folgen für die Welt, als Vorsteher von Mekka, verbracht haben. Aber ein jüngerer Zweig hatte diese Ehre an sich gerissen und Muhamed sah sich damit des nächsten und friedlichsten Zieles seines Ehrgeizes von früh an beraubt. Wer mag es ermessen, was dieser Stachel in seiner Seele gewirkt und wie er vielleicht ihn bewogen, zu sinnen, wie er die Herrschaft über die Menschen, zu der er so viel Lust als Beruf hatte, auf anderem Wege gewinnen möge. Er war als Jüngling und Mann von einnehmendem Aeußeren, freigebig, wohlthätig, mitleidig, wo seine Hauptzwecke nicht collidirten, ein anhänglicher Freund, doch auch der sinnlichen Wollust ergeben. Seine Phantasie war besonders lebhaft; die Gaben des Redners besaß er. Er hatte sich in mancherlei Dingen versucht und die Menschen kennen gelernt. Er war früh gegen Räuberstämme zu Felde gezogen; er hatte Handel getrieben und Handelsreisen gemacht. Die Hand einer reichen Witwe verschaffte ihm unabhängige Muße. Nun bildete er seine Lehre aus, über der er vielleicht schon lange gebrütet, mit der er aber erst im 40. Jahre seines Lebens hervortrat.

Es soll nicht gesagt werden, daß lediglich Ehrgeiz ihn getrieben.

Er meinte gewiß auch, den Menschen und Gott mit seinem Werke zu dienen und es jammerte ihn des Verfalls, in dem er ringsum das religiöse Leben erblickte. Seine Landsleute beteten meist die Gestirne an, deren Glanz sie in ihren hellen Nächten und weiten Ebenen doppelt bewunderten, deren Stand ihnen Weg und Zeit lehrte und an deren Bewegungen sie geheimnißvolle Zeichen und Deutungen knüpften. Dabei verfuhr jeder Stamm, jede Familie im Einzelnen anders; die Kaaba, deren Wächter des Muhamed Stamm war, blieb Allen heilig, und der räthselhafte Ursprung dieser Verehrung verlor sich in das Dunkel der grauesten Vorzeit. Muhamed verwarf die Anbetung der Gestirne, weil sie das Werk über den Meister setze und weil alles Entstandene auch wieder untergehen, alles Geborene sterben, alles der Verderbniß Fähige auch verfallen und vergehen müsse. Er hätte ihn auch deshalb verwerfen müssen, weil sich nicht die Idee einer allgemeinen Güte und Weisheit, einer bewußten, waltenden Vorsehung daran knüpfte. Aber er sah auch bei den Chaldäern, wohl etwas Künstlicheres, aber nichts Besseres; bei den Gebern denselben Irrthum auf ein andres Object gewendet. Er fand nicht hier, aber wohl bei Juden und Christen zu lernen, und hat sich am Nächsten an Erstere angeschlossen, wie er denn in dem alten Testamente vielfach seiner Heimath und deren Wesen begegnete. Doch konnte er nicht als Apostel des Judenthums auftreten. Diese Religion gehörte ganz dem Volke, und dieses Volk war nicht anziehend für die Andern und wollte es nicht sein. Die einfachen Wahrheiten, die er aus dem Judenthum ziehen konnte, genügten ihm nicht; einige und die weiteren Zuthaten, die er dort fand, konnte er nicht brauchen. In dem Christenthum hat er wohl den göttlichen Kern geahnet und zum Theile deshalb die Ehrfurcht vor dem Stifter des Christenthums ebenso, wie vor Moses, vorgeschrieben. Aber durchgedrungen zu dessen innerstem Wesen ist er nicht und hauptsächlich die Form, in der ihm zu seiner Zeit das Christenthum begegnete, hielt er für den Orient nicht mehr geeignet, sowie manche kirchliche Dogmen seinem religiösen Gefühle selbst verwerflich erschienen. Einen Glaubenssatz, der von allen erleuchteten Denkern als der höchste und als der einzige Schlüssel der Welt erkannt worden und den er im Juden- und Christenthum fand, erhob er zum Grundpfeiler auch seiner Lehre: es ist nur

ein Gott. Aber — und hier fügte sich gleich die dunkelste Seite seines Strebens an — er setzte nicht bloß hinzu: und Muhamed ist sein Prophet, sondern er erhob auch diesen letzteren Satz zu einem gleichwichtigen Ausgangspunkt seiner ganzen Lehre, gründete Würde und Macht darauf, umgab ihn mit allem Glanz, den eine ausschweifende Phantasie nur darum verbreiten konnte, bildete ihn bis in die kleinsten Einzelheiten aus und strebte mit List und Ränken und Täuschungen aller Art danach, ihn mit allen den Zuthaten und Blendwerken, die er darum gehäuft hatte, zur Anerkennung zu bringen und wirksam zu machen. Wie anders da Jesus, bei dem sich das Bewußtsein seiner göttlichen Sendung, für die er selbst, die einzig in aller Weltgeschichte dastehende Erscheinung, der beste Bürge war, kaum in seltenen Momenten wie unwillkürlich verrieth, der aber weit entfernt war, auf sich und seinen Glanz sein Wirken und Lehren zu berechnen, mehr von sich ablenkte, als auf sich hinwies, immer an den Vater, den Allerhöchsten, mahnte, sich selbst und die Geheimnisse seines Wesens im Dunkel ließ, nur an Gott und die Menschen, nicht an sich dachte, und es den Späteren überließ, die Mysterien seines Seins und seiner Sendung ahnungsvoll zu deuten und nach menschlichen Vorstellungen auszuschmücken!

Muhamed gewann zuerst durch seine noch einfache Lehre seine Familie und einzelne strebende Geister seiner Umgebungen. Die weitere Menge forderte sinnliche Zeugnisse, forderte Wunder, und es wird als ein Beweis für die Echtheit der von Muhamed stammenden heiligen Bücher angesehen, daß in diesen selbst nicht Wundergeschichten, wohl aber Berichte über die bald schlaue, bald gezwungene Weise vorkommen, mit der sich der Prophet solchen Zumuthungen zu entziehen und doch dabei den Glauben an seine Fähigkeit zur Verrichtung von Wundern zu erhalten suchte. Erst von den Späteren werden ihm Wunder nachgesagt, die dann auch ganz den Charakter der reinen Erfindung tragen, nicht von übermenschlichen, unbegreiflichen Kräften, deren Vortreten aber zur Erreichung hoher und edler Zwecke nöthig war, und die nicht mehr leisten, als sie müssen, berichten, sondern ganz überflüssiger Weise phantastische, widernatürliche Ausschmückungen häufen, das Wunder incommodiren, wo es eben so gut auch wegbleiben konnte, und

aus ihrem Propheten einen Helden der Tausend und Einen Nacht machen.

Muhamed schöpfte aus Juden- und Christenthum und dem alten Leben des Orients wichtige Moralregeln. Aber, mehr in jüdischer, als in christlicher Weise, gab er sie eben als Vorschriften für Einzelnes, bei denen man durch gehorsame Anerkennung derselben als Glaubensartikel und durch mechanische Erfüllung des bestimmten Pensums sich von allem Weiteren dispensirt halten und in dem Ganzen der alte Mensch bleiben konnte. Anders das Christenthum, was darauf ausging, sich des ganzen Menschen zu bemächtigen und ihm den Sinn zu verleihen, bei dem all' jenes nützliche Einzelne sich von selbst findet, aber auch viel Mehreres noch und Besseres. Beim Islam arbeitete zudem der Anstoß, den er der allgemeinen Richtung seiner Bekenner gab, den Vorschriften, die er im Einzelnen ertheilte, geradezu entgegen und fanden sich zahlreiche innere Widersprüche und Inconsequenzen. Er schrieb Gerechtigkeit, Duldung und Barmherzigkeit vor, und erfüllte doch das Gemüth nicht mit Liebe, zügelte doch die Willkür nicht, dämpfte die Herrschsucht nicht, leitete vielmehr auf die Bahn der Eroberung, Ueberhebung und Unterdrückung. Er setzte sich einzelnen sinnlichen Gelüsten entgegen, arbeitete aber nicht im Ganzen auf moralische Reinheit und lockte und reizte vielmehr die Sinne auf andern Seiten. Die formellen Religionspflichten, von denen das Christenthum meistens sich losgesagt hatte, weil sie so oft ein Werkdienst werden, über dem das Wesen vergessen wird, führte er wieder ein, erhielt und vermehrte er, dabei nach Moses und wider Christi Beispiel den politischen Gesetzgeber in das Gewand des Propheten hüllend. Die Enthaltung vom Schweinefleisch und die Beschneidung waren alte Sitten der Araber und er schärfte sie nur ein, fügte das Verbot des Weintrinkens hinzu, schrieb Waschungen, Fasten, regelmäßige Gebete, bestimmte Almosen, Wallfahrten und dergl. vor. Dabei gab er seine Lehren, die sich oftmals selbst widersprachen — weshalb man festsetzen mußte, daß das Neuere das Aeltere aufhebe — planmäßig und berechnet nach und nach heraus, wie es gerade seinen jedesmaligen Absichten gemäß war. Und während die Schriften des neuen Testamentes als eine grundneue, in aller Geschichte beispiellose, von keinem irdischen Geiste in dieser vielfach rührenden Größe,

Erhabenheit und inneren Trefflichkeit erreichte Schöpfung dastehen, finden wir bei Muhameds Erzeugnissen nur den Stempel eines keineswegs ungemeinen Geistes, nur ein orientalisches Werk, wie es viele giebt, schon durch manches Stück des alten Testamentes in seinem eignen Genre unendlich übertroffen. So ist auch die phantastische Ausstattung, die er den übersinnlichen Reichen giebt, keineswegs der Art, daß sie einen neuen Blick in das Jenseits eröffnete, einen Glauben erweckte, der noch geschlummert hätte, neue Richtungen, neue Gefühle belebte, neue Saiten des Herzens anschlüge und ahnungsvoll nachtönen machte; sondern es ist nur eben eine grobsinnliche, den irdischen Verhältnissen entlehnte Ausmalung einer nicht durch ihn erst in die Welt gekommenen Idee. Die Alten, selbst die Juden, beschäftigten sich wenig mit der Fortdauer nach dem Tode; Vielen schien sie ungewiß, den Meisten mehr traurig als hoffnungsreich, Allen ohne sonderliche Wichtigkeit für das Diesseits. Daher kam es, daß der Verfall, wenn er einmal eintrat, so tief ward. Welch unermeßlicher Schritt gegen den früheren Zustand, als das Christenthum die Unsterblichkeit zur unumstößlichen Gewißheit, das Jenseits zum leuchtenden Ziel des Lebens, die Erde zur Vorbereitung auf höheres Wirken erhob — womit keineswegs, wie neuere Feinde des Christenthums meinen, ein würdiges und wohlthätig ordnendes Verhalten hienieden ausgeschlossen, vielmehr erst recht bekräftigt und gestählt wurde. Muhamed, ohne direct den der Welt gewonnenen Standpunkt aufzugeben, führte doch indirect wieder halb zu dem Aelteren zurück, ließ die Beziehung zwischen Diesseits und Jenseits sich wieder abschwächen, und schmeichelte seinen Bekennern lieber durch detaillirte Ausschmückung der kommenden Zustände, im Sinne ihrer Vorstellungen und Begierden, nicht aber in einer Weise, die höheren Ahnungen und Strebungen Bahn brach.

Muhamed bekehrte zuerst seine nächsten Hausgenossen zu seiner Lehre. Eine wichtige Erwerbung machte er an dem feurigen Fürstensohn Ali, der sein Schwiegersohn ward, und an dem reichen und geachteten Greis Abubeker. Sie führten ihm 10 angesehene Bürger von Mekka zu und drei Jahre vergingen über der Unterweisung der ersten 14 Bekenner der neuen Lehre. Dann erst trat Muhamed offener als Prophet auf, fand aber sofort auch heftige Widersacher, die zum Theil

später, z. B. Omar, feurige Anhänger wurden. Die Koreischiten verfolgten ihn mit höchster Erbitterung, und als sein Oheim, Abu Taleb, sein Gegner und doch sein Beschützer, gestorben war, bedrohte der Parteihaß das Leben Muhameds so gewaltsam, daß nur die Flucht ihn retten konnte. Er entwich bei Nacht, von Abubeker begleitet; Ali, der in der Tracht des Propheten auf Muhameds Lager blieb, täuschte die Spürer, und die Flüchtlinge bargen sich drei Tage lang in der Höhle von Thor gegen die Nachsuchungen der Verfolger. Schon waren die Feinde an dem Eingange der Höhle und zitternd rief Abubeker: »Wir sind nur Zweie!« — »Nein, wir sind Drei!« entgegnete der Prophet: »Gott selbst ist bei uns!« Der Anblick der Spinngewebe, die den Eingang umzogen, eines Taubennestes, dessen Bewohner in friedlicher Sicherheit brüteten, erweckte in den Nachsuchenden den Glauben, daß hier nichts zu finden sei und sie betraten die Höhle nicht. Auf der weiteren Flucht holten Sendlinge der Koreischiten die Fliehenden ein, wurden aber durch Bitten und Versprechungen beschworen. Muhamed erreichte Jatreb, das bald den Namen Medinat al Nabi (Prophetenstadt) erhielt. Er war gerettet und das beginnende Reich des Islam entschieden. Von Muhameds Flucht, die am 16. Juli 622 stattfand, zählen die Moslemin ihre Jahre. Sie ist die Hedshra.

In Medina empfingen ihn 500 Schüler. Medina war eine Gelehrtenstadt; sie hatte jüdische Colonieen in sich; sie war neidisch auf Mekka; einige einflußreiche Bürger waren auf Pilgerfahrten nach Mekka zu dem neuen Glauben bekehrt worden; geheime Einverständnisse, nächtliche Zusammenkünfte in den Vorstädten von Mekka hatten lange schon stattgefunden; für den Fall seiner Verbannung war dem Muhamed Aufnahme zugesichert, und er hatte ewige Freundschaft und Vergeltung verheißen. Sechzehn Tage nach seiner Flucht zog er feierlich auf einem Kameel, einen Turban als Fahne vor sich, von seinen 500 Getreuen umgeben, in Medina ein, das ihn gastlich aufnahm, seinen weit zerstreuten Anhängern einen Sammelplatz darbot, heilige Brüderschaft mit ihnen schloß und bald einmüthig die Lehre des Propheten bekannte. Die Zeit der Leiden, der Prüfungen, des Märtyrerthums war für Muhamed und seine Lehre schon vorüber. Sie hatte nur noch die Gefahren eines kriegerischen Kampfes zu bestehen, wie ihn der Araber um die kleinste

Beute zu bestehen gewohnt war. Für sie gab es nicht die Jahrhunderte der Verfolgung, der dunklen, demüthigen, täglichen Opfer und Leiden; sie hätte kein Menschenalter hindurch unter den Bedingungen bestanden, über die das Christenthum triumphirt hat.

Muhamed war nun zugleich Prophet und Herrscher und verhielt sich als solcher. An einem einzelnen Orte, seiner Heimath zumal, war es langsam gegangen mit der Anerkennung seiner Lehre. Aber dem unermüdlichen Eifer seiner Sendboten fiel es nicht schwer, an vielen zerstreuten Orten überall unternehmende, kräftige Anhänger zu sammeln, Einzelne da und dort, aber die zusammen ein Heer entschlossener Männer bildeten. Viele gewann die Persönlichkeit des Propheten, Viele das Glaubensfeuer seiner Anhänger; den Einen bestimmte die vergleichungsweise Reinheit der Lehre, den Andern lockte das weite Feld der That und der Hoffnungen, das sie eröffnete. Als der Prophet sich als Herrscher und hinter sich eine Macht fühlte, erging sein Gebot, daß die Gläubigen seine Lehre mit dem Schwerte verbreiten, daß sie die Denkmäler des Götzen- und Bilderdienstes zerstören und in rastlosem Kampfe die ungläubigen Völker der Erde verfolgen sollten. Der zum Herrscher gewordene Prophet ward nun Eroberer und breitete seine Lehre gewaltsam aus. Wie unnöthig wäre hier die Vergleichung! wie nahe liegt sie! Muhamed selbst focht in neun Schlachten und Belagerungen, und funfzig Kriegszüge hat er in zehn Jahren geleitet. Kriegslust und Beutegier führten zahlreiche Kräfte zu seinen Fahnen; die kriegerischen Räuber unterwarfen sich willig dem Joch des Glaubens und fühlten allmälig auch seine innere Gewalt. Wurde doch jedem der gefallenen Gläubigen das mit allen sinnlichen Freuden im Ueberfluß ausgestattete Paradies verheißen! Lehrte doch der Islam nicht nur eine unbedingte Vorherbestimmung, sondern wußte auch ihren Glauben in so starr fatalistischer Weise und so tief und lebendig den Gemüthern seiner Anhänger einzuprägen, daß er der Vater der kältesten Todesverachtung, des blindesten Trotzes gegen jede Gefahr wurde, wie er dann freilich auch die schweigende Ergebung in jegliches Joch und die gänzliche Indolenz erzeugt hat, welche die Mutter des Verfalls wurde.

Muhamed ließ den Gedanken einer glorreichen Rückkehr nach Mekka und einer Bezwingung seiner dortigen Gegner nicht aus dem

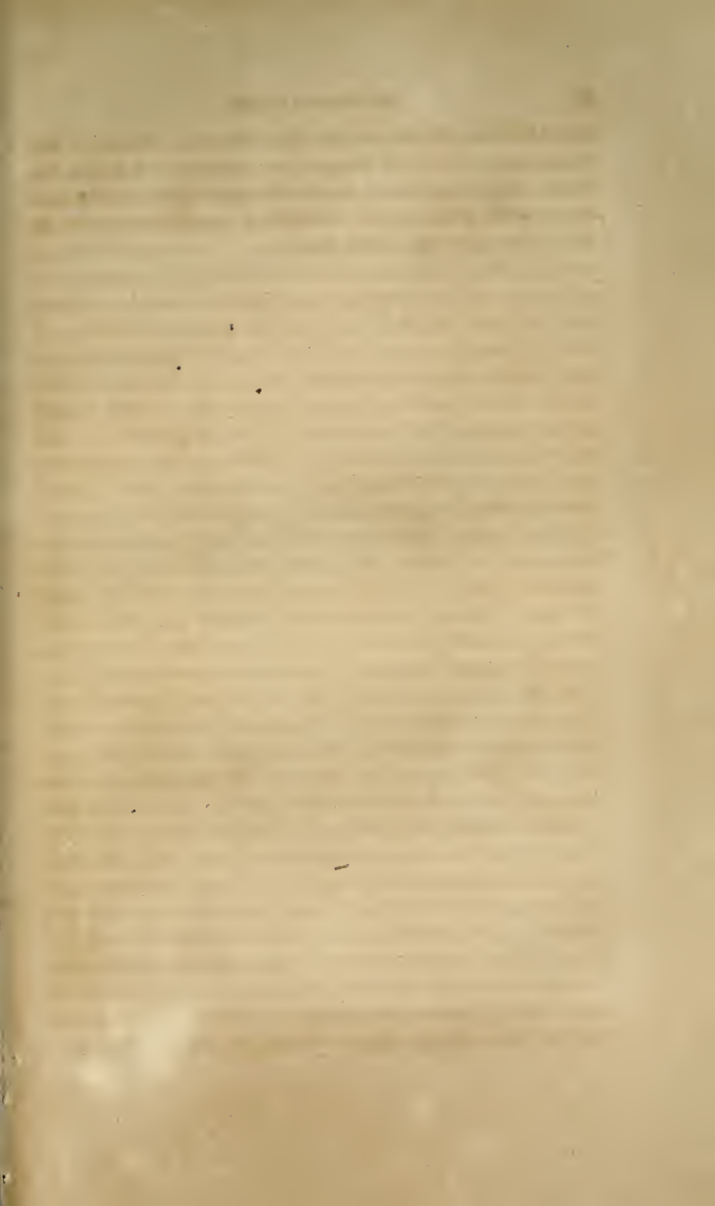
Sinne. Er beunruhigte ihren Handel, gab aber, als er die Wahl zwischen dem Ueberfall einer Karawane und der Abwehr der gegen ihn anstürmenden Koreischiten hatte, der Rache den Vorzug vor der Beute und der Sieg bei Bedr war der Erste, den er über sie erfocht. Am Berge Ohud ward er dafür geschlagen und verwundet; aber Medina blieb seine Burg, die selbst 10,000 Belagerer nicht einnehmen konnten, sondern von Ungewitter und inneren Zwisten zerstreut wurden. Muhamed forderte die Juden Medina's auf, sich zu seiner Lehre zu wenden. Als sie es ablehnten, griff er sie an, beraubte sie ihrer Habe, vertrieb sie und blieb von da an ihr unversöhnlicher Feind. 700 andre Juden, die ihn gereizt hatten, wurden in seiner Gegenwart niedergemetzelt. Endlich rückte er gegen Mekka. Aber der Widerstand brach seinen Muth, und er freute sich, vertragsweise die Erlaubniß zum friedlichen Besuch der heiligen Stadt zu erlangen. Erst als er durch diesen Besuch selbst neue Anhänger gewonnen, seine Macht verstärkt war, rückte er abermals mit überlegenen Kräften an, die Stadt ergab sich und Muhamed zog triumphirend in Mekka ein. Nur Wenige fühlten seine Rache. Die Stadt war ihm zu wichtig, als daß er nicht Alles hätte aufbieten sollen, sie zu gewinnen, an sich zu ketten und zu ehren. Die Götzenbilder der Kaaba wurden zerstört, der Dienst des heiligen Steines währte fort und Muhamed erklärte, daß hinführo kein Ungläubiger den Boden der heiligen Stadt betreten solle. Muhamed selbst residirte zu Medina und wallfahrtete nur zu Zeiten nach Mekka. Arabien unterwarf sich, und Muhamed stand an der Spitze eines kriegerischen und fanatischen Volks, bis er, 63 Jahre alt, vor seinen Richter gerufen ward.

Seine Nachfolger breiteten seine Lehre mit ihren Schwertern über den Orient und über die nördlichen und östlichen Küsten von Africa aus, und trugen sie von zwei Seiten her auch nach Europa über, wo sie doch keine haltbare Wurzel zu schlagen, am wenigsten europäische Völker zu gewinnen vermocht hat. Die Araber, dieselben als Mauren, die Perser, die Türken haben im Vorreihen der muhamedanischen Völker gestanden und der Lehre, die anfangs so langsame Fortschritte machte, werden jetzt über 130 Millionen Bekenner zugerechnet. Auch Zwiespalt blieb nicht aus; aber die Trennung der Sunniten und Schii-

ten beruht mehr auf äußeren, zufälligen, als auf tieferen Gründen; oder vielmehr, der tiefere Grund, die Verschiedenheit und Feindschaft der Nationen, hat sich nur eine religiöse Farbe gesucht, und nicht eine ernste Verschiedenheit im Wesen des Glaubens hat den Zwiespalt der Völker hervorgerufen.

Muhameds Werk war auf den Moment, auf die nächsten Zwecke, auf Fesselung von Anhängern an seine Person, Entflammung derselben zu höchstem Wagniß, blinder Ergebenheit und auf sichre Verwendung zum Angriff und zur Ueberwindung aller Feinde berechnet. Auch nach ihm blieb die ganze Organisation der Völker des Islam auf Kampf, überlegene Macht und Eroberung gestellt, und wie sie, in den Bereich der germanischen Kraft gelangt, einer vielvertheilten, auf allen Punkten gewappneten Stärke begegnend, stillstehen mußten, begann auch der Verfall und es zeigte sich allmälig, daß diesem Werke das fortbildende Princip, den Formen der geistige Kern, dem ganzen Wesen der göttliche Hauch gebrach, in dem allein das Leben, das Gedeihen und der Bestand ist. Das Christenthum, weit entfernt, sich überlebt zu haben, hat noch nicht einmal die rechte Bahn seiner Entwickelung ernsthaft und gleichmäßig betreten; in jahrtausendelangen Kämpfen hat es, bald vor-, bald rückschreitend, unter zahllosen Wechseln und Färbungen, sich nur theilweise und in ferner Annäherung, nicht in dem ewig gleichen Princip, aber in der Auffassung des Princips veredelt und sich einiger Folgen der menschlichen Mißverständnisse, des menschlichen Mißbrauchs entäußert. Alle Angriffe seiner Gegner gelten nicht ihm, sondern der zeitlichen Auffassung. Es trägt noch Welten einer unübersehbaren Entwickelung in sich. Aber das Ideal liegt nicht vor uns, sondern hinter uns, und nicht was eine menschliche Philosophie hineinträgt, sondern was eine reinere und stärkere Gesinnung aus ihm richtiger herausfühlt, nach ihm stärker vollbringt, ist eine Stufe seiner Verwirklichung. Der Islam ist verfallen, und der Grund seines Verfalles lag schon in seinem Stifter und dessen Lehre. Sie hat ihren Dienst geleistet; wir müssen es annehmen, wie schwer es uns auch fällt, zu entscheiden, ob sie mehr Gutes als Schlimmes geleistet hat; aber gewiß ist, daß ihre Geltung nur eine zeitliche sein konnte. Während aus allen Nebeln und Sturmwolken, die das Christenthum umdunkeln mögen, immer wieder, ein sie-

gendes Gestirn: Christus und sein Wort hervortritt, ist auch die Heiligkeit einzelner Lehren des Islams dadurch entweiht, daß sie von Anbeginn an den selbstsüchtigen Zwecken Muhameds dienen mußten, der, bei hohen Gaben und einzelnen edlen Zügen, dennoch unverkennbar ein schlauer, herrschsüchtiger Mensch war.





Wittekind.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Wittekinds Taufe.

Wir haben die Momente betrachtet, die an dem Sturze des römischen Weltreichs, überhaupt an der Zerstörung der alten Welt hauptsächlich gearbeitet: das Hereinbrechen der Germanen, die Stürme der Völkerwanderung, die Erhebung des Christenthums und des Islams. Wir müssen auch den Moment ins Auge fassen, in welchem die neue Ordnung der Dinge in einiger Consolidirung hervortritt und in dem die Kräfte und Principe zusammengefaßt erscheinen, welche für lange Zeit die Welt beherrschen, ja noch an den heutigen Gestaltungen ihren guten Antheil nehmen sollten. Das Reich Karls des Großen hat wenig Bestand gehabt; seine gesunde Kraft hat die Regierung dieses einen Mannes nicht überdauert; die Trennung, die so bald wieder eintrat, war nothwendig, wohlthätig und muß dauernd sein. Aber auch die Vereinigung hatte ihre wichtige Bestimmung und hat Principe gegeben, die sich nie wieder ganz verloren und noch in später Folgezeit bildend und entwickelnd an allem Staatswesen gearbeitet haben.

Eine großartige Erscheinung, dieser fränkische Karl, und nicht bloß die Geschichte, auch die Sage und Dichtung hat ihn in dem Charakter seines Seins und Wirkens richtig und würdig geschildert. In dem Gedränge ritterlicher Helden, die man in seine Umgebung versetzte, sie mit den romantischen Zügen einer späteren Zeit schmückend, steht er als der ruhig waltende Führer, der Agamemnon unter den Griechen vor Troja, ja mehr als dieser, der Zeus in dem Olymp der Götter und Heroen da, der Stärkste von Allen, und doch mehr leitend, als selbsthandelnd, der Träger ruhiger Herrscherweisheit, in hoher Majestät thro-

nend, voll standhaften Bewußtseins seiner Würde, im Ganzen und Großen das Größeste fest im Auge, in einzelnen Mitteln nicht zu scrupulös, nicht ohne Humor, nicht ohne alle Herrscherlaune, ja Herrschertücke, aber in jeder Art eine hochbedeutende Erscheinung. Dem Eroberer, dem Weltherrscher ist er ein glänzendes Vorbild, obwohl er selbst nicht um zu erobern eroberte, sondern um zu sichern, und nicht weiter ging, als er mußte. Napoleon noch brauchte den Namen und das Beispiel Karls wenigstens zum Vorwand. In der That das heutige Frankreich, Italien, Corsica, die dalmatischen Lande, die ganze westliche Hälfte von Deutschland, nördlich auch Schleswig mit begreifend, südöstlich über die heutigen österreichischen Erzherzogthümer sich ausdehnend, die spanischen Grenzlande, das Alles stand unter dem mächtigen Scepter Karls des Großen, und weiter noch reichte der Schrecken seines Namens, weiter noch die Ehrfurcht, die selbst im Orient seinen Ruhm umgab. Dieses mächtige Reich beherrschte er mit einer Beziehung auf das öffentliche Wohl und mit regelmäßigen, alles Staatliche auf den Mittelpunkt des Reichs zurückführenden und von da aus überwachenden Einrichtungen, wie sie nachher durch lange Jahrhunderte selbst in den einzelnen Ländern, in welche dieses große Reich sehr bald zerfallen mußte, nicht in Geltung bleiben sollten. Derselbe Monarch hat uns in seinen Capitularien eine Sammlung von Verwaltungsgrundsätzen hinterlassen, in denen wir mit Achtung den, wenn auch zeitlich beschränkten, doch für die Zeit seltenen Geist des sorgsam pflegenden und verständig waltenden Hausvaters, Gutsherrn und Regenten erkennen. Die Kirche verehrt in ihm ihren kräftigen Beschützer, der ihr und ihrer Sache ergeben ist, ihren Werth auch für das weltliche Interesse versteht, aber sie nicht bloß um dieses Nebenzweckes willen zu schätzen weiß, während er doch auch nicht der blinde Knecht der auch in ihre Institute sich eindrängenden selbstsüchtigen Strebungen ist. Und auch die Wissenschaft feiert in Karl den treuen, eifrigen, wißbegierigen Beförderer ihres ersten, noch ungelenk die Fittige regenden Wiedererwachens.

Verschiedene germanische Völkerschaften haben um die Ehre, an die Stelle der Römer zu treten, gewetteifert: Ostgothen und Westgothen zumal, Longobarden, Sueven. Die Franken trugen den Preis

davon, weil sie sich an einer Stelle festsetzten, von wo ihnen die stete Verbindung mit der großen germanischen Stammmutter, steter Zuzug und Erfrischung von dort aus, erhalten blieb. Darum war, unter den merovingischen Theilungen, Austrasien immer der wichtigste Landestheil, da es die Quellen der Frankenmacht, die mehr germanischen Lande umfaßte. Von dort aus erhoben sich auch jene mächtigen Hausmeier, die erst für ihre Könige herrschten, dann sich selbst auf den Thron setzten. Die Nemesis der Geschichte hat es gefügt, daß ihr Geschlecht sehr bald einen eben so kläglichen Ausgang nahm, wie die Verdrängten. Aber bevor das geschah, sollte es noch in Karl dem Großen seine höchste und glänzendste Blüthe treiben. Auch die Franken, als die sich am meisten dem römischen Wesen verschwistert, wahrscheinlich auch aus solchen Stämmen entstanden waren, welche frühzeitig die Reinheit germanischen Volksthums entäußert hatten, sollten bald gänzlich von dem großen Stamme abgetrennt werden, die wichtigsten Verbindungslande verlieren, und erleben müssen, wie denn doch der Genius der neuen Heimath und das Wesen des gallischen Volks, über das erst die Römer, dann die Franken geherrscht hatten, die Oberhand auch über sie gewann, so daß heute in dem Charakter der Franzosen nicht das germanische, sondern das gallische Wesen vorwiegt. Aber bevor das geschah, sollten sie noch großen Bestimmungen zum Werkzeug dienen.

Dahin gehört zuvörderst der Uebergang der römischen Kaiserwürde auf das Reich der Franken. Die in ihm begründeten Ansprüche auf die Obergewalt in der ganzen Christenheit sind nicht aufrecht zu halten gewesen und durften es im allgemeinen Interesse nicht sein. Die Kaiserwürde kam auch bald von den Franken ab, aber eben sie, wie die Völker der brittischen Inseln, Skandinaviens, der pyrenäischen Halbinsel und Andere, bewahrten in der Königswürde das Zeichen vollkommener nationaler Unabhängigkeit. Indeß mit jener von den Römern geerbten Würde brachte Karl die Idee des Staats in die germanische Welt, und er vornehmlich ließ die oberste Würde mehr als eine zum Besten Aller gegründete, denn als ein für Sonderzwecke geübtes Recht erscheinen, gab auch das Beispiel öffentlicher Behörden, Beamten und Anstalten. Ist dann auch später die Kaiserwürde zum leeren Namen herabgesunken, haben sich auch die Einrichtungen Karls des Großen in

Privatrechte umgewandelt, so ist doch niemals die Idee wieder völlig verschwunden; was die Kaiser nicht leisteten, übernahmen Könige und Landesfürsten; die Idee gab Weg und Form zur Befriedigung unausweichlicher Bedürfnisse, und alles neuere Staatswesen entwickelte sich von da aus.

Die zweite große Aufgabe der Franken war: die Grundsätze der aus der Verbindung des Germanismus mit dem Romanismus hervorgegangenen Civilisation und des neuen europäischen Staatsrechtes, zur weiteren eigenthümlichen Verarbeitung, nach Deutschland zu verpflanzen, Deutschland mit dem Frankenreich zu vermählen, und es eben dadurch zum selbstständigen Bestehen und zur Wiedereroberung seiner — damals namentlich östlich überaus — geschmälerten Grenzen zu befähigen. Der helle Geist Karls des Großen erkannte die politische Nothwendigkeit der Erfüllung des ersten Theiles dieser Bestimmungen. Er mußte erkennen, daß all sein Wirken und alle Hoffnung des Frankenreichs nichtig sei, so lange noch von den unbezwungenen Germanen aus die Gefahr des dereinstigen Umsturzes drohte, so lange noch germanische Völker den Franken thun konnten, was die Franken den Römern und Gothen gethan hatten. An eine bloße Unterwerfung der feindlichen Stämme war dabei nicht zu denken. Zwar war sie der überlegenen und gutgeleiteten Macht der Franken möglich. Aber so lange der Gegensatz des Volksthums fortbestand und die Besiegten nur gewaltsam beherrscht, nicht geistig versöhnt und verbündet waren, so blieb die Gefahr nichts weniger als entfernt. Indeß hatte Karl der Große einen Weg zur Hebung jenes Gegensatzes, wie er in der Art den Römern nicht zu Gebote stand, und indem seine Kriege von der Ausbreitung des Christenthums ihre Farbe annahmen, erhielt er dadurch das geeignetste Mittel, ihre höchste Bestimmung zu erfüllen und ihre Wirkungen zu verewigen.

Seine Vorgänger hatten ihm auch hierin vorgearbeitet, indem sie die Verbindung mit den alten Stammsitzen der Franken bewahrten, die Alemannen und Baiern unterwarfen, das Thüringerreich brachen. Baiern vorzüglich und Thüringen waren bereits dem reingermanischen Wesen entfremdet, mit dem Auslande in vieler Berührung, zum Theil nach ihm gebildet. Sie stellten aber eine unreine Mischung dieser Cul-

turen dar, bei der das Fremde mehr das Alte verderbt, als gebildet hatte, und waren nicht mächtig genug, um auf das ganze Germanien zu wirken. So würde ihr Bestehen mehr gehindert, als gefördert haben. Aber das altgermanische Volksthum hatte noch einen kräftigen Vertreter in dem echten Kernvolk der Sachsen, die nur an Kriegskunst und Einheit, nicht an Tapferkeit den Franken nachstanden. 16 Feldzüge, in 30 Jahren geführt, waren erforderlich, um diesen Widerstand zu beseitigen. Harte und milde Mittel mußten nach einander und neben einander versucht werden. Die Härten, vielleicht nicht ganz zu entbehren, erschwerten doch die Versöhnung, indem sie immer wieder eine neue Reaction des verzweifelnden, des Druckes ungewohnten Volkes hervorriefen. Zuletzt konnte doch nur ein billiger Vergleich, und daß in der langen Zeit des von manchen Pausen unterbrochenen Krieges das Neue allmälig Freunde gewonnen hatte, gegen fernere Aufstände sichern. In diesem Kampfe stehen sich namentlich Karl und Wittekind gegenüber; Jeder mit Licht und Schatten. Karl der Vertreter einer höheren Cultur und des Christenthums, aber beide auf den Wegen des Zwanges und der Unterwerfung, und in dem Christenthum nur seine zeitliche, vielfach entstellte und gebrechliche Auffassung bringend; Wittekind für die Erhaltung eines in gleichmäßiger Rohheit verharrenden Zustandes, zugleich aber für Freiheit, Volksthum und alte Vortheile streitend.

Die Sachsen saßen im nordwestlichen Deutschland, zwischen Rhein und Elbe, zwischen der Nordsee und dem Westerwalde und Harze. Feste Anhänglichkeit an alte Sitte und alte Freiheit zeichneten sie aus. Ihre Männer saßen in einzelnen Höfen und Weilern, den Städten feind, wie die Germanen des Tacitus, von Wäldern und Sümpfen vertheidigt, der Jagd und des Krieges froh, jeder Hausvater auf seinem Boden König und Priester, nur der Pflicht sich unterwerfend, die gemeines Landrecht, Volksthum und eigne Anerkennung ihm aufgelegt. Die freien Männer bildeten den Grundstamm der Gemeinde. Einzelne Geschlechter hatten durch Besitz oder Verdienst das höhere Ansehen des Adels erlangt, und aus ihnen gingen zumeist die Führer des Volks hervor; ein höheres Recht ward ihnen nicht zu Theil. Die Grenzen waren an der Lippe, Roer, Dimel, Weser, Unstruth, Saale und Elbe

durch Befestigungen verwahrt, das innere Land blieb dem Schutze seiner Natur und seiner streitbaren Männer. Die Sachsen sendeten zwar auch eine überströmende Jugend über ihre Grenzen, doch sparsamer als andre Stämme, und mehr zur See, als zu Lande. Auch ist nur eine große, aber auch desto folgenschwerere auswärtige Unternehmung von ihnen ausgegangen: die Erwerbung der Herrschaft in England, wo denn eine Herrschaft des deutschen Volksthums um so sicherer begründet ward, je mühevoller sie sich einkämpfen mußte, aber doch auch erst einer Auffrischung durch den unternehmenderen Geist der Normannen bedurfte, bevor sie zu wahrer Entwickelung gedeihen konnte. Denn etwas geistig Träges lag in den Sachsen, wovon die Schuld nicht im Mangel an Kraft, aber im Willen lag. Mit den Franken waren ewiger Grenzstreit und gegenseitige kleine Reibungen und Anfälle. Die Sachsen versprachen zuweilen einen kleinen Tribut von Pferden und Rindern, hielten aber das Versprechen selten. Eine ernsthafte Unternehmung hatte nicht gegen sie stattgefunden.

Die begann erst Karl der Große, beschloß sie zuerst auf dem Reichstage zu Worms (772), und eröffnete von da aus sogleich eine Reihe von Feldzügen, die denen des Drusus und Germanicus glichen, aber schon dadurch im Vortheil waren, daß sie Germanen gegen Germanen führten, neben dem Schwerte das Kreuz trugen, und nicht in Italien, sondern in Deutschland selbst und dem nahen Gallien den Quell ihrer Macht hatten.

Jener erste Zug ging durch Hessen nach dem Lande an der Dimel und Weser hin. Auf ihm ward Eresburg an der Dimel (Stadtberg, Marsberg) erstürmt und daselbst die Irmensäule zerstört. Die Sachsen stellten Geißeln und versprachen, sich taufen zu lassen. Das war nur der Eindruck der gegenwärtigen Uebermacht. Das nächste Jahr hatte Karl in Italien zu thun, und erfuhr hier, daß die Sachsen den Frieden gebrochen, Eresburg wieder genommen, in verheerendem Zuge das Frankenreich bis nach Fritzlar durchstreift hatten. Darauf sendete er drei Heerhaufen zu gleicher Verwüstung, und im folgenden Jahre erschien er selbst mit gewaltiger Macht, nahm Siegburg, baute die von den Sachsen zerstörte Eresburg wieder auf, drang bis Brunisberg an der Weser, ließ dort einen Theil des Heeres zur Deckung des Rückens

stehen, verfolgte die Sachsen bis an die Ocker, nöthigte die Ostphalen, und auf dem Rückzug durch den Buchigau (Bückeburg) die Engern, Geißeln zu stellen, und schlug auch die Westphalen, die inzwischen über das an der Weser zurückgebliebene Heer Vortheile erfochten hatten. Die Herzöge der Ostphalen und Engern, Hassi und Bruno, Wittekinds Schwiegersohn, ließen sich taufen. Wittekind, der Westphalen Herzog, blieb ungebeugt, und kaum war Karl, durch eine Empörung in Friaul abgerufen, wieder jenseits der Alpen, als auch die Eresburg wieder zerstört und Siegburg belagert war. Sofort erschien er wieder und mit solchem Schrecken, daß sich zu Lippspring (776) viele Sachsen einfanden und die Taufe annahmen, er auch folgenden Jahres in ihrem eignen Lande die fränkische Reichsversammlung halten und dorthin die Führer der Sachsen berufen konnte. Viele erschienen, sowohl Adel als Freie. Karl ward als Oberherr anerkannt; man versprach, ihm Tribut zu geben und die Anstalten zur Verbreitung des Christenthums nicht zu hindern. Die Widerstrebenden sollten in andre Provinzen des Reichs versetzt werden. Dagegen sollten die Sachsen ihre Verfassung und Rechte beibehalten, was freilich mit den Consequenzen der fränkischen Oberherrschaft und dessen, was man damals Christenthum nannte, schwer zu vereinigen war. Wittekind war nicht in Paderborn gewesen, sondern hatte in Dänemark, dem Bollwerk des germanischen Heidenthums, von wo er die Schwester des Königs Siward zur Gemahlin gehabt haben soll, Schutz und Hilfe gesucht. So brach er denn schon 778 mit einem Raubzuge herein, der bis Duits gegen Cöln und den Rhein herauf bis Coblenz, unter grauenvollem Wüthen, besonders gegen Gotteshäuser und geistliche Personen, sich verwüstend einherwälzte. Den rückkehrenden Plünderern sendete Karl ein rasch von Franken und Alemannen gebildetes Heer nach, das ihnen bei Battenfeld oder Lihesi an der Eder eine schwere Niederlage beibrachte.

Dieser Zug war kein Volkskrieg, sondern die Sache Wittekinds und seiner persönlichen Anhänger gewesen. Das Volk hielt Ruhe, des Vertrags noch eingedenk und noch nicht alle Folgen des neuen Drucks empfindend. Aber wie dieser mehr und mehr hervortrat, wie besonders (779) die Zehnten, als regelmäßige Abgabe an die Kirche, begründet wurden, ward auch das Volk empfänglicher für die Stimme der Ver-

theidiger der alten Sitte und Freiheit. Karl der Große erschien 779 und 780 im Sachsenlande, hielt Versammlungen, empfing Geißeln, ließ taufen, setzte Priester und Bischöfe ein und baute Vesten. Er setzte den Sachsen Grafen aus ihrer Mitte, dadurch, wie er hoffte, zugleich die Edlen seinem Dienste gewinnend und dem Volke die Herrschaft erleichternd. Doch nur selten gehorcht das Volk am willigsten dem, der nur eben sein Gleicher war, und nicht Vielen erschien das Dienen Ehre. Karl aber glaubte sein Werk am Ende und die Sachsen wie Reichsvölker gebrauchen zu können, weshalb er sie gegen die Slaven aufbot. Aber eben bei diesem Slavenzuge (782) erhoben sie sich, auf Wittekinds Antrieb, von Neuem und schlugen ein durchziehendes fränkisches Heer am Berge Suntel im Mindenschen fast gänzlich. Rasch, wie ein strafendes Ungewitter, erschien darauf Karl, und da Wittekind wieder nordwärts entwichen war, so ließ der rächende Kaiser 4500 Geißeln zu Verden an der Aller an einem Tage enthaupten.

Ein schwächeres Volk würde das auf lange, vielleicht auf immer geschreckt haben. Bei den Sachsen machte es nur den Widerstand allgemeiner und erbitterter, und als Karl im nächsten Frühjahr (783) mit gewaltiger Heeresmacht nahete, stand ihm bei Detmold der Heerbann der Sachsen gegenüber. Die Schlacht mag furchtbar, der Ausgang wenigstens zweifelhaft gewesen sein; denn Karl ging nach Paderborn zurück und zog erst neue Verstärkungen an sich, bevor er die Sachsen abermals am Hase im Paderbornschen angriff und diesmal, doch nur mit Mühe, entschieden schlug. Er verheerte das Land bis an die Elbe. Das trotzige Volk ergab sich nicht. So erschien er 784 von Neuem und durchzog rastlos das Land, diesmal nach allen Seiten hin verwüstend und verfolgend, da er nicht mehr eine einzelne Partei, sondern die Masse des Volks sich entgegen sah. Durch Ueberschwemmungen von dem Eindringen in Nordsachsen abgehalten, wendete er sich südlich und zog durch das Land zwischen Saale und Elbe, während andere Schaaren um die Weser streiften. Ja, damit nicht der augenblickliche Schrecken mit dem Moment verfliege, beschloß er, auch im Winter den Krieg fortzusetzen, zog noch im Spätherbst wieder heran, feierte die Weihnacht im Lager zu Weissengau an der Ammer, ließ sich Frau und Töchter nach der Eresburg nachkommen, setzte sich fest hier und

entsendete von da aus nach allen Seiten unaufhörliche Streifzüge, während gleichzeitig mit den Häuptern des Volks unterhandelt ward. Diese scheinen denn doch die Unmöglichkeit weiteren erfolgreichen Widerstandes erkannt und nunmehr sowohl an ihr eignes Schicksal gedacht, als erwogen zu haben, daß fernere Aufreizung des ermatteten Volks zu fruchtlosem Kampfe eine schwere Verantwortlichkeit auf ihre Häupter lud. Wittekind und Alboin erhielten freies Geleit, stellten sich zu Attigny in Champagne vor Karl, unterwarfen sich, nahmen die Taufe und sollen von da an in ruhiger Treue verblieben sein.

Die Taufe Wittekinds ist die Scene, die unser Künstler dargestellt hat. Wir werden sehen, daß dieser Moment für den Verlauf der Sache noch kein entscheidender gewesen ist; aber wir müssen die Wahl desselben gleichwohl billigen, weil er uns denselben Verlauf und die wichtigsten Theile der ganzen Handlung in einem den Ausgang, wenn nicht bewirkenden, doch vorausspiegelnden Momente vor Augen führt. Wir sehen den König Karl in seiner hohen, ruhigen Majestät thronen, im ernsten Herrscherblick, den niemals die waltende Sorge ganz verläßt, doch Befriedigung. Um ihn meist Priester; kaum daß bei einer Gestalt die Sturmkappe und die streitbare Wehr den Krieger bezeugt. In der That nicht das Schwert der Franken hätte die Sachsen für immer bezwungen; die Kirche allein gab dem Werke Dauer. Den Wittekind sehen wir halb entkleidet, das wohl von streitenden Empfindungen durchwogte Gesicht im Dunkel, gebückt vor König und Kirche. Denn der große Sinn dieser Handlung war: der Uebergang Deutschlands in das Christenthum und in eine von den geistigen Errungenschaften der südlichen Völker influirte Staatsordnung. Sie bewirkte ihn nicht, aber sie stellte ihn dar. Der standhafteste und gefeiertste Vertheidiger des Alten hatte den Widerstand aufgegeben; mochte die Masse, weniger aus Liebe zu dem Alten, als im Unmuth über ungewohnte Lasten, ihn erneuern, Erfolg war nicht zu hoffen. Von Deutschland aus hatte Europa nicht mehr einen Umsturz seiner Civilisation durch barbarische Naturkraft zu besorgen; in Deutschland hatte das bildende Princip nunmehr selbst seine fruchtreichste Stätte gewonnen; von Deutschland aus wurde nun durch seine Selbstkraft den östlichen Bewohnern, die nicht von ferneren Punkten aus zu gewältigen waren, Einhalt gethan, sie

zurückgewiesen, unterworfen. Das alles erfolgte zwar nicht unmittelbar von Wittekinds Taufe an, ward aber in ihr vorherverkündigt.

Denn allerdings, wiewohl damals das von seinen kühnsten Führern verlassene Volk sich unterwarf, selbst wohl härteren Bedingungen unterwarf, als die zu Paderborn festgesetzt worden, und die Sachsen durch acht Jahre dem fränkischen Aufgebot gegen die Wilzen und weiterhin folgten, so erhoben sie sich doch noch einmal zum Aufstand und setzten ihn dann noch zehn Jahre fort. Im Jahre 793 überfielen die Sachsen den durchziehenden fränkischen Grafen Theodorich im Gaue Hriustri (Rüstringen) an der Weser, und nun erneuerte sich die Scene, die mit Wittekinds Unterwerfung geendigt hatte. Doch scheint es, Karl war jetzt seiner Sache sicherer. Er hatte feste Punkte gewonnen und operirte nun, indem er diese vermehrte und unter wiederholten Winterfeldzügen die Sachsen nicht zur Ruhe kommen ließ. Bereits waren Bisthümer errichtet und von da aus das Volk getheilt. Die Sachsen wurden in immer engere Grenzen eingeengt, und zuletzt brachte Nachgiebigkeit von beiden Seiten einen ehrlichen und endlichen Frieden zuwege, wie denn Karl schon früh im Kampfe die Hand zur Versöhnung bot und zu Aachen (797) die harten Gesetze milderte. Die Häuptlinge der Sachsen kamen (803) an den Hof des Kaisers (zu Sels an der Saale?) und erklärten ihre Annahme des Christenthums, verpflichteten sich zu Entrichtung des Zehnten an die Geistlichkeit, zu Treue gegen den Kaiser, zu Gehorsam gegen seine Diener, zu Leistung des Heerbaunes, und die Sachsen traten, unter Beibehaltung ihrer sonstigen alten Rechte, aus der Reihe der zinspflichtigen Völker in die volle Gemeinschaft der Nationen des fränkischen Reichs. Bereits vor diesem Kriege waren Bisthümer in Osnabrück (um 783), Verden (786) und Bremen (787) gestiftet worden; jetzt wurden dergleichen auch in Paderborn, Münster, Minden, Hildesheim und Halberstadt errichtet. Karl kam selbst nach Sachsen (804) und richtete das Land ein, verpflanzte auch viele Sachsen nach Franken, und siedelte dafür die Obotriten in Nordalbingien an. Die Sachsen wurden nun bald eifrige Bekehrer mit Wort und Schwert gegen Dänen und Wenden, und nicht lange dauerte es, daß sie, statt der Franken, im Vorreihen der deutschen Völker standen, eine Zeit lang die Herrschaft führend, dann wieder die

Opposition, die Eigenthümlichkeit deutscher Freiheit und Entwickelung: die Selbstständigkeit der Theile vertretend. Das altgermanische Volksthum aber zog sich in seine letzten Schanzen nach Skandinavien und bis in das ferne Island zurück.

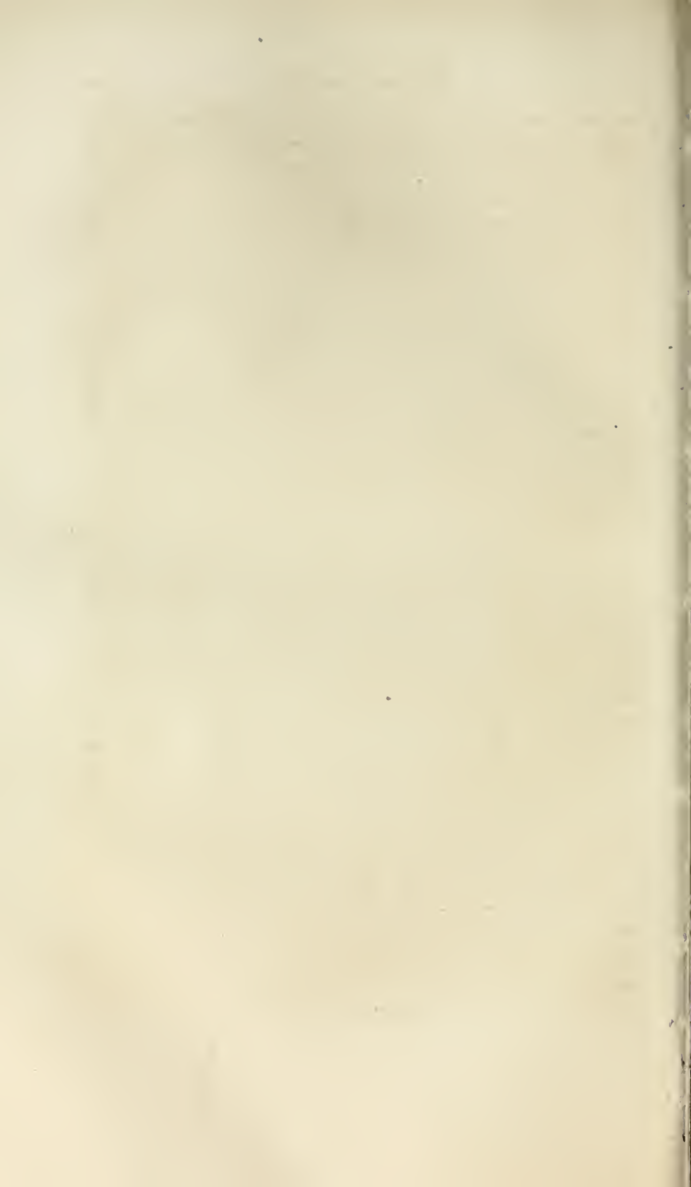
Den Wittekind zeigt uns die Geschichte nur in den Berichten der Gegner seiner Sache. Hier tritt er uns keineswegs so bedeutend entgegen, wie Armin in denen des Tacitus. Wir finden nicht, daß er höher gestanden, als die Seinen, daß er besondre Feldherrnkunst entfaltet, große Siege erfochten, eigenthümliche Tugenden entwickelt habe. Sein ganzes Wirken, wie es uns in jenen Berichten erscheint, besteht in einem steten Aufregen des Volks zu einem meist unglücklichen Kampfe, nach dessen Scheitern er sich in ein sichres Asyl zurückzieht, um das nächste Jahr dasselbe Werk zu beginnen. Er legt achtzehn Jahre vor seinem Volke die Waffen nieder. Gleichwohl umstrahlt ihn ein hoher Ruhm; ein Denkmal auf seinem angeblichen Grabe zu Engern feiert ihn pomphaft; verschiedenen europäischen Herrschergeschlechtern glaubten die Genealogen keinen erlauchteren Ursprung anweisen zu können, als wenn sie dieselben von dem Sachsenherzog Wittekind ableiteten, und spätere Schriftsteller haben ihn mit großem Nimbus umgeben. Es bleibt unentschieden, ob sein Ruhm eben nur ein Fabelgespinnst der späteren Genealogen und Chronikanten gewesen ist, die einen historischen Namen suchten, oder ob wirklich seine Thaten und sein Wesen so waren, daß sie einen bleibenden Eindruck in dem Gedächtniß des deutschen Volks hinterlassen konnten. Geborener Herzog, dergleichen die Sachsen damals überhaupt nicht hatten, ist er nicht gewesen, sondern einer vom Adel, der im Krieg an die Spitze kam. Auch sein Ausgang und ob er nach Frankreich gezogen, dort von Neuem vermählt und ein Ahne der Capetinger geworden, ob er in einem Treffen gegen den schwäbischen Herzog Gerold (807) geblieben ist, bleibt ungewiß. Merkwürdig aber, daß der hartnäckige Vertheidiger des Heidenthums unter den zweifelhaften Heiligen aufgeführt wird.

Zweiter Kreuzzug.

1147.

Kaum mag irgend eine Kette von Ereignissen den Charakter des Mittelalters so treffend bezeichnen, wie diese Reihe von Kreuzzügen, die zur Befreiung des heiligen Grabes, dann zur Vertheidigung der dort begründeten Ordnung, bald auch überhaupt zum Schutze Aller, die von »Ungläubigen« bedrängt waren, zur Bekämpfung dieser »Ungläubigen« selbst unternommen wurden, und mehrere Jahrhunderte in wildem Gedränge der Strebungen und Thaten beschäftigten. Die Idee kommt auf einmal in die Welt, bemächtigt sich wie ein Schwindel der Gemüther, unterwirft die Hohen wie die Niederen, erfüllt den Greis wie den Knaben, erhält sich auch unter Unfällen und nach längeren Jahren, und verliert sich wieder wie spurlos. Und doch hat ihre Entstehung, ihr Leben und ihr Verlauf eine tiefe Begründung in dem ganzen Charakter der Zeit und ihrer Völker, und auch menschliche Pläne haben ihren Antheil an Ursprung und Fortgang gehabt, wie die höhere Bestimmung des ganzen Wesens nicht zu verkennen ist. Die reichsten, die gewaltigsten Kräfte drängen sich in buntem Gemisch; der einfache Ritter leistet oft Größeres, als der stolze Monarch; der Priester, der Pilger entflammt die Menge und zieht Tausende hinter sich her; Knaben schaaren sich zum Zuge in unbekannte Länder von ungeahnter Ferne und Gefahr zusammen; hier ist eine gewaltige Heeresmasse vereinigt und verliert sich, wie der Rhein im Sande, wie die Donau in Sümpfen, vergeht unter allerlei Unfällen des Meeres, des Hungers, der Seuchen, thaten=





los, ohne das Ziel ihres Strebens auch nur von Weitem gesehen zu haben, dort gelingt einem Haufen Abenteurer etwas Erstaunliches wie durch Zufall, wie im Vorübergehen; hier wenden Kirchenfürsten und weltliche Monarchen die fromme Begeisterung zum Werkzeug arglistiger Pläne an, dort ergreift andre aus denselben Ständen diese Begeisterung selbst; die höchste Blüthe des Ritterthums, aller Zauber einer hochpoetischen Romantik paart sich mit wilder Verblendung, grober Leidenschaft, engherziger Selbstsucht und fast lächerlicher Verzerrung; die Edelsten vieler Nationen finden sich auf gemeinsamer Bahn vereinigt, aber doch treibt auch schon der Nationalhaß sein trennendes Spiel, oder erwacht eben hier; die Religion entfaltet ihre wohlthätige Kraft in ganzer Stärke, aber auch die falsche Auffassung derselben zeigt sich in den trübsten Wirkungen; neue Reiche entstehen und vergehen wieder, alte werden gestürzt und wieder aufgerichtet; es bilden sich Vereinigungen, Institute, die ihre erste Bestimmung verfehlen und auf ganz andern Punkten noch für Jahrhunderte eine neue finden; der Zweck der ganzen Unternehmung wird vereitelt, ihr ganzes Streben scheint unpraktisch und unreell, auch das gelegentlich Entstandene verschwindet wieder, und doch ergeben sich für alle folgende Geschichte wichtige Folgen auch aus all' diesen Vorgängen.

Die Kreuzzüge waren zunächst eine Wirkung der überströmenden Kraft der abendländischen Christenheit, die, bei der noch fortwirkenden Isolirung der Staaten, noch nicht in planmäßiger äußerer Politik, und, bei noch fortdauernden naturkräftigen Evolutionen im Innern des Staatslebens, noch nicht in sorgfältigem Ausbau der inneren Bahnen ein praktisches Ziel ihres Wirkens gefunden hatte, sondern ruhelos nach Anwendung dürstete und dabei das Abenteuerliche, Ungemeine am begierigsten aufgriff. Dem auch die Religion wie eine Parteisache und mehr mit der Gluth einer feurigen Einbildungskraft, als mit der Wärme eines reinen und stillen Herzens erfassenden Geist der Zeit mußte die Idee der Kreuzzüge selbst, besonders wie sie zuerst und in ihrem nächsten Ziele hervortrat, ungemein ansprechend erscheinen. Hierbei sei es fern, auch nur einen Schatten des Tadels auf die Begeisterung zu werfen, mit welcher edle Gemüther danach verlangten, die heiligen Stätten, welche die Fußstapfen des Erlösers geweiht, von dem

Joche der Ungläubigen, die frommen Pilgrime, die zu dem heiligen Grabe wallfahrteten, von den Bedrückungen der Bekenner des Islam zu befreien. Aber nicht Alle trieb diese reine Begeisterung. Manchen ward der Zug von Andern, die sie entfernt wünschten, zur Pflicht gemacht, aufgelegt, eingeredet. Manchen trieb weltlicher Ehrgeiz, Ruhmsucht, wilde Lust an Kampf und Gefahr, an abenteuerlicher, ungebundener Bewegung, an Genuß und Beute. Manchen jagte das folternde Gewissen, Manchen die äußere Bedrängniß aus der Heimath. Dieser wollte einem Feinde, Jener einem Gläubiger, ein Dritter der Strafe des Gerichts, oder den Censuren der Kirche entgehen. Im Verlauf der Unternehmungen ergaben sich neue Zielpunkte, und der weltlichen mehr als der geistlichen. Die niedern Stände folgten wohl dem Banner ihres Herrn, oder dem Sold des Dienstes, oder waren in so gedrückter Lage, daß jede Veränderung Wohlthat war. Die Politik der Päpste betrieb das Werk, theils weil es die religiöse Begeisterung erhöhte, theils weil es die weltliche Macht von ihr abzog, anderswo beschäftigte, theilte, manchen Gegner entfernte. Es ist kein Grund, zu zweifeln, daß auch der Hauptzweck der Kreuzzüge ihnen am Herzen gelegen. Ihre Politik jedoch hat sich verrechnet; denn die auf den höchsten Gipfel getriebene Begeisterung kühlte sich dann um so auffallender ab; die Berührung so vieler Nationen, der Verkehr mit der griechischen Kirche, den orientalischen Secten, den Ungläubigen säeten viele Keime der Indifferenz, des Zweifels, der Spaltungen aus. Von den Fürsten aber sanken nicht alle, sondern die Klügsten erstarkten gerade in Folge der Kreuzzüge und während derselben: durch das Sinken ihrer Nachbarn, durch die Schwächung ihres Adels, durch das Wegziehen unruhiger, abenteuerlicher Köpfe, durch geschickte Benutzung der bunt verflochtenen Umstände. Es kamen neue Richtungen, neue Kenntnisse und Ideen unter die Völker. Die materiellen Interessen begannen sich wichtiger zu machen. Das Leben ward nüchterner, aber auch mehr auf das Reelle, unmittelbar Nützliche gerichtet, und mit dem Ende der Kreuzzüge war ein starker Grundstein zu der neueren Zeit gelegt. Dies, dann die Beschäftigung der europäischen Völker, die Befestigung ihrer berufensten Machthaber, die Erweiterung ihrer Cultur und ihres Handels, die Erhebung vieler gläubigen Gemüther durch Kampf und Tod für eine hei-

lige Sache, sind auch wohl die eigentlichen höheren Endzwecke der Kreuzzüge gewesen.

Die Kreuzzüge, dem Volksgefühl wichtiger, als alle Staatshändel, gingen neben dem großen Kampfe zwischen den Kaisern und der durch alle Staaten verbreiteten geistlichen Macht und neben allen den Incidentpunkten, die ihn begleiteten, ihren Gang fort, wurden aber, zur Verwirrung dieses Kampfes, im Interesse bald dieser, bald jener Partei benutzt. Im Kreuzheere zogen auch Solche, die sich daheim befehdeten, unter demselben Banner, dem des Kreuzes. Die Kreuzzüge waren, nicht dem äußeren Anstoße nach, der sie hervorrief, nicht den Anstößen nach, die ihre Phasen bestimmten, aber den Kräften nach, die auf dem Grunde dieser Bewegungen wirkten, Sache des Volks und der Zeit, nicht der Staaten.

Wir haben in den Bemerkungen, die sich an die Zerstörung Jerusalems knüpften, den speciellsten Anlaß der Kreuzzüge erwähnt gefunden. Er bestand in dem Uebergang der Herrschaft über Paläştina aus den Händen der von Aegypten aus gebietenden fatimidischen Kaliphen in die der Seldschuken. Doch hatten auch unter den Ersteren einzelne Statthalter Bedrückungen verschuldet, und diese schon in Papst Sylvester II. den Gedanken eines Kreuzzuges erweckt. Als der Seldschuke Suleiman sich in Nikäa festsetzte, erließ Gregor VII. erneuerte Aufforderungen an die Christenheit. Den größten Eindruck machten aber die Berichte des schwärmerischen Einsiedlers Peter von Amiens, der sich an Ort und Stelle von den Bedrückungen überzeugt hatte, welche die Christen in Palästina zu erfahren hatten. Nun ward die Sache auf den Synoden zu Piacenza und Clermont zur Sprache gebracht, und mit höchster Begeisterung von Allen in Frankreich, Deutschland, Italien, England und den skandinavischen Reichen aufgenommen, während die spanischen Christen im eignen Lande mit den Ungläubigen zuviel zu streiten hatten, um viele Kräfte für den ferneren Kampf abgeben zu können, die slavischen Länder aber fast gar keinen Antheil an dieser Bewegung genommen haben. Alt und Jung, Vornehm und Gering, Reich und Arm nahm das Kreuz; ein gewaltiger Zug ward gerüstet. Doch waren es im Anfange nicht mächtige Monarchen, die etwa eine wenigstens nach damaliger Art geordnete Staatsmacht zur Verfügung

der Kreuzzüge gestellt hätten, welche zuerst den Vorreihen derselben führten; sondern hauptsächlich der ritterliche hohe Adel stellte sich an die Spitze und suchte jenseits des Meeres die Befriedigung eines Thatendurstes, zu der ihm seine Umgebung zu eng und behindert war. Unter ihnen gewiß viele Männer, die ein reiner Eifer belebte. Ihr Stand war geeignet, ihnen Schwung und Adel der Seele und edlen Ehrgeiz zu verleihen, und doch nicht derartig, daß er collidirende Interessen oder Pflichten gegeben hätte, stark genug, jene Begeisterung zu bemeistern. Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen, mit seinen Brüdern Balduin und Eustach, Herzog Robert von der Normandie, Hugo der Große von Vermandois (der Bruder des Königs von Frankreich), Graf Robert von Flandern, Graf Raymund von Toulouse, Herzog Boëmund von Tarent, mit seinem Neffen Tankred von Brindisi, traten an die Spitze des ersten Kreuzzuges. Wer kennt nicht diese Namen schon aus Tasso's unsterblichen Gesängen? Der Bischof Ademar von Puy ging als päpstlicher Legat mit. Ihnen voraus ging aber ein planloser, ungeordneter Zug, der der Ausbruch des blinden, nur den Zweck, nicht die Mittel beachtenden Eifers war. Peter der Einsiedler hatte unkriegerische, zusammengelaufene Schaaren gesammelt, denen sich nur acht Ritter anschlossen, unter denen Walther von Perego und sein Neffe Walther Habenichts genannt werden. Ihnen währten die Zurüstungen der Ritter zu lang und sie eilten (1096) voraus. Schon in Köln trennten sich die weltlichen Führer von dem geistlichen. Die beiden Walther zogen durch Ungarn und Bulgarien, wo sie von den Landleuten, denen sie Heerden weggetrieben, angegriffen wurden. Walther von Perejo starb, noch ehe Konstantinopel erreicht war. Sein Neffe führte den Rest des Zuges in die Hauptstadt des Griechenreiches, wo auch Peter mit den Seinigen zu ihm stieß. Der Griechenkaiser schaffte diese Kreuzfahrer gern nach Asien, um das zuchtlose Volk nur loszuwerden. Sie plünderten Nikäa und erstürmten die Burg Xerigordon. Bei Hellenopolis aber schlug sie der Sultan von Ikonion so gänzlich, daß nur Wenige sich nach Konstantinopel retteten. Zwei andere Haufen ähnlichen Schlages scheiterten schon in Ungarn an ihrer eignen Raubsucht und Thorheit. Den Nachfolgenden thaten diese Vor-

läufer nur Schaden, da sie das Mißtrauen der Ungarn und Griechen aufregten.

Allerdings einen ganz anderen Anblick gewährte der wohlgerüstete, mächtige Zug, den Gottfried von Bouillon, der Führer des Kreuzheeres auf dem ersten Kreuzzuge, ein edlerer Agamemnon, in schönster Ordnung durch Deutschland und Ungarn vor die Mauern von Konstantinopel führte. Doch ergab sich auch hier schon die üble Folge einer unreinen Beimischung der Kreuzzüge. Den Vorläufern hatte ihre Rohheit und Zuchtlosigkeit geschadet, die Bessergeordneten waren nicht frei von weltlichem Interesse und Ehrgeiz; was dort grobe Raubsucht, war hier Eroberungsgeist und, wenn auch der letzte Grund des arglistigen und halb feindlichen Verfahrens der Griechen in der byzantinischen Engherzigkeit zu suchen ist, und schon darin eine Engherzigkeit lag, daß sie die Eroberung von Ländern beneideten, auf die sie zwar selbst Anspruch machten, die aber nicht sie erobert hätten, so wird es doch jedenfalls, wenn man sich auf ihren Standpunkt versetzt, nicht befremden dürfen, daß sie den ganzen Vorgang und das Herübertreten dieser fremden Kräfte in ihr Gebiet, das Festsetzen derselben in ihm mit einigem Mißtrauen betrachteten. Sie brachten es auch wirklich dahin, daß die Führer des Kreuzheeres ihnen, um nur weiter zu kommen, einen Lehnseid leisteten, womit freilich das Halten nicht verbürgt war, und nun wurden die Kreuzfahrer übergeführt (März 1097), sammelten sich, 60,000 Mann stark, bei Chalkedon, belagerten Nikäa, was jedoch in die Hände der Griechen fiel, und eroberten Antiochien, dessen Fürstenthron Boëmund bestieg, während Balduin einen Seitenzug machte und sich die Grafschaft Edessa erkämpfte. So war der Anfang mit der Errichtung abendländischer Reiche im Morgenlande gemacht, die bald sich in Asien verbreiten, auch auf die africanische Küste und nach Griechenland übergehen und dort durch die mittelalterlichen Formen auf classischem Boden jene wunderbare Nebeneinanderstellung divergirender Elemente hervorrufen sollten, an die uns der Meister Göthe in seiner Helena erinnert. Doch wenn auch aus der classischen Zeit noch mehr gerettet gewesen wäre, als Namen, eine Vermählung des Classischen und der Romantik wurde es doch nicht, nur ein Nebeneinanderstellen, und Wurzel konnte das Alles nicht schlagen: der Boden, das Klima, das um=

gebende Volksthum war nicht günstig, das Verfahren nicht weise, und konnte es, nach damaligen Umständen, nicht sein; so ist Alles, nach kürzerem oder längerem Leben, das doch mehr von Außen gefristet wurde, wieder wie spurlos vergangen. Die Kreuzfahrer, denen an der großen Sache gelegen war, zogen weiter, betraten endlich den heiligen Boden, erblickten (6. Juni 1099) Jerusalem und eroberten es (15. Juli). Gottfried ward erster Herzog, Balduin, nach Jenes Tode (1100), König von Jerusalem, von dem die übrigen neu gestifteten Staaten zu Tripolis, Antiochien, Edessa, Galiläa abhängen sollten, aber bald durch Uneinigkeit, Eifersucht, Neid und unkluges Verhalten seine Sicherheit mehr gefährdeten, als stützten.

Eine Zeit lang wehrte die noch frische Kraft den von allen Seiten drängenden Ankampf der Feinde ab. Dabei halfen mannhaft die geistlichen Orden der Johanniter und der Templer, zu denen später der deutsche Orden trat. Aber nach einigen vierzig Jahren ging doch schon Edessa an den Atabeg von Mossul verloren (1144), und man fürchtete für Jerusalem. Da ließ Papst Eugenius IV. das Kreuz von Neuem predigen, und namentlich war es Abt Bernhard von Clairvaux, der seine Beredsamkeit und seinen unermüdlichen Eifer diesem Werke lieh. Er gewann den König Ludwig VII. von Frankreich, und auf dem Reichstag zu Speier den römischen König Konrad III., dem sich dann viele deutsche Fürsten, namentlich Friedrich von Schwaben, Welf von Baiern, Heinrich von Oesterreich, Ottokar von Steiermark, auch Wladislav von Böhmen und Boleslav von Polen und viele Bischöfe anschlossen. Diesmal also waren es die Monarchen, die an die Spitze traten, ohne daß doch der Erfolg entsprechend gewesen wäre. Konrad brach mit 70,000 Geharnischten und vielem leichteren Volk und Troß auf (April 1147), und zog ruhig durch Ungarn, während er im byzantinischen Gebiete durch die Abneigung der Griechen und durch Ueberschwemmungen schon manchen Verlust erlitt, dann vollends in Asien durch Treulosigkeit griechischer Wegweiser und durch Mangel fast sein ganzes Heer verlor und mit Mühe nach Nikäa zurückkam. Dort traf er die Franzosen, mit denen er sich auch im folgenden Jahre in Jerusalem zusammenfand, das aber sie Alle wieder verließen (1148—9), ohne irgend etwas Wirksames für den Fortbestand der Schöpfung des

ersten Kreuzzuges verrichtet zu haben. Das also der Ausgang des mächtigen Zuges, den der Kaiser selbst, von so vielen Fürsten und Bischöfen begleitet, geführt hatte, um dessen willen er sein Reich, die Fürsten ihre Lande, die Bischöfe ihre Kirchen, so viele Männer und Jünglinge ihren Heerd und die Ihrigen verlassen! Wie zogen sie so stolz und so freudig ab, wie majestätisch wogten ihre Banner, wie siegverkündend schmetterten Trompeten und Kriegshörner, und wie viele Tausende von diesen Streitern sind, nicht einmal auf dem Schlachtfelde in schönem, in heiligem Tode, nein aus Mangel und Elend in Gebirg und unwegsamer Wüste umgekommen.

Gleichzeitig mit diesem zweiten Kreuzzuge ging eine ähnliche Unternehmung vor sich: ein Kreuzzug gegen die Heiden an der Ostsee, den die dabei interessirten Fürsten Norddeutschlands unternahmen, und der allerdings schon eine Erweiterung der ursprünglichen Idee enthielt, aber einem näheren und unmittelbareren Zwecke diente. — Auch hatte ein Theil der wahren Kreuzfahrer den Seeweg gewählt und im Vorbeifahren das von den Portugiesen belagerte Lissabon erstürmen helfen. Der Hauptzweck blieb aber verfehlt, und die Monarchen fanden selbst bei den palästinischen Christen, zu deren Schutz sie kamen, mehr Hinderung und Mißtrauen, als Zusammenwirken. Das freilich rächte sich an diesen Kurzsichtigen selbst am meisten; ihre Macht nahm ab; bald hielten sie sich nur noch durch die Uneinigkeit der Feinde, und als Ssalaheddin mit Kraft an deren Spitze stand, sank Jerusalem und fiel von Neuem in die Hände der Ungläubigen (2. Oct. 1187).

Ssalaheddin war ein hochherziger Fürst und verübte keine Gewaltthat. Man würde sein Regiment als einen Segen gepriesen haben, wenn das heilige Land niemals befreit gewesen wäre. Jetzt aber erweckte die Botschaft von diesen Ereignissen das Feuer der Kreuzzüge aufs Neue. Papst Urban III. starb vor Gram über die Nachricht. An alle Fürsten des Abendlands ward geschrieben. Alle geistlichen Ritter strömten zu der Stätte ihrer Pflicht zurück. In allen Ländern ward gerüstet. Schon vorher zog Heinrich der Löwe mit vielen Männern aus Sachsen und Baiern aus (1171), fand aber die Gegenmacht zu stark und betrat Jerusalem nur als Pilger. Länger dauerte es, ehe die großen Monarchen ihre früh versprochene Kreuzfahrt antraten. Endlich that

es Kaiser Friedrich Barbarossa mit einem gewaltigen Heere (1189). Mit großen Schwierigkeiten erzwang er den Durchzug durch das byzantinische Gebiet. Siegreich zog er weiter, bestürmte die seldschukische Hauptstadt Ikonion, drang durch Armenien und Kilikien, ertrank aber bei dem Baden im Flusse Kalykadnos bei Seleukia (1190). Das entmuthigte Heer theilte sich; viele kamen durch Seuchen um; nur 5000 gelangten ins Lager von Akka, den Sammelplatz aller Kreuzfahrer. Auch hier gingen die Dinge schlecht; doch harrte man der Ankunft der großen Hilfe, die von den vereinigten Königen Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England erwartet wurde. Jener der klügste Staatsmann, dieser die Blume des Ritterthums der Zeit. Die Ursachen, die ihre Ankunft verzögerten: weltliche Interessen, Mangel an Einklang der Charaktere und der Zwecke und Eifersucht hinderten auch ihr Wirken. Akka ward zwar erobert (12. Juli 1191); aber über den Sieg und seine Benutzung brach der bis dahin verhaltene Streit in offene Flammen aus. Philipp August schützte Krankheit vor, ging zurück und fiel, wider Eid und Pflicht, in das Land seines Mitstreiters. Richard, mit Ssalaheddin durch gleichen Edelsinn und Heldenmuth befreundet, wirkte noch einen Waffenstillstand und freie Pilgerfahrt aus (1. Sept. 1192), und schlug gleichfalls den Rückweg ein, auf dem er in die Hände seines Feindes, des Kaisers Heinrich VI., geliefert ward. Die Christen in Palästina schützte nur noch die nach Ssalaheddins Tode (1193) von Neuem ausbrechende Uneinigkeit der Feinde.

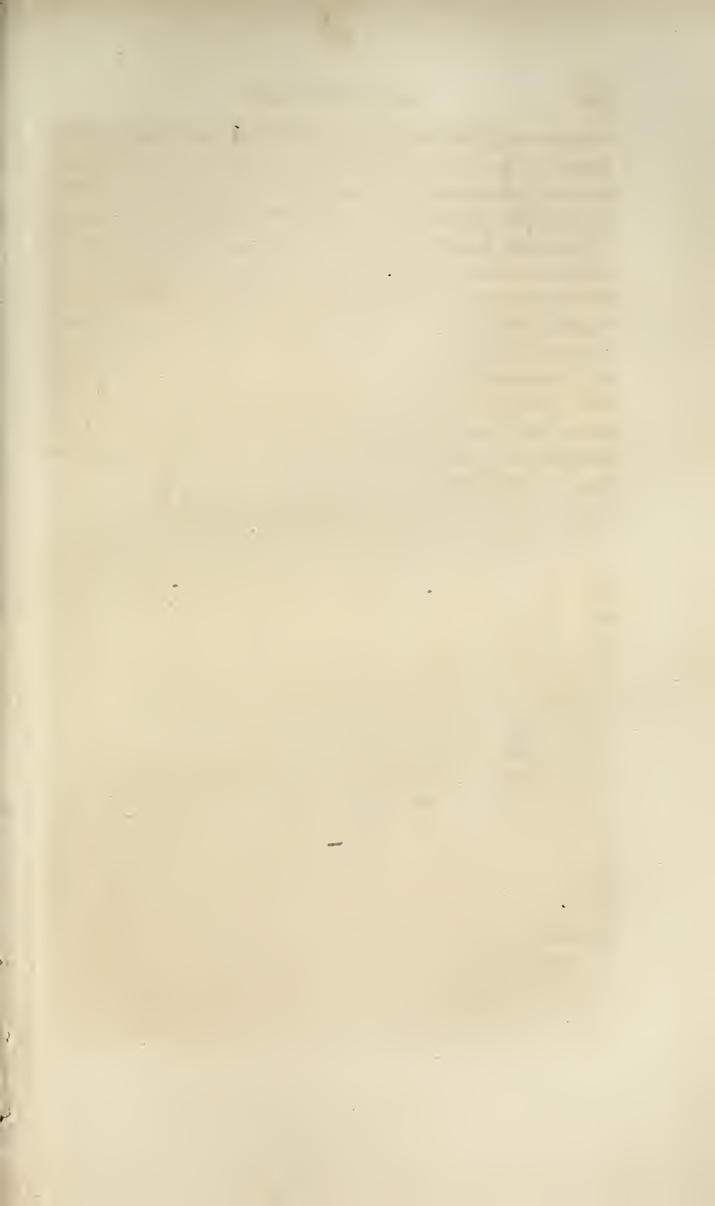
Der Waffenstillstand ward nicht lange gehalten, und bald kamen neue Klagen nach Europa. Kaiser Heinrich VI. sendete 60,000 Mann (1197), die mehr Siege erfochten, als benutzten, und, auf die Nachricht von des Kaisers im selben Jahre erfolgten Tode, wieder umkehrten. Ein anderer Zug ward namentlich vom hohen Adel in Belgien, Frankreich und Italien geleitet, kam aber, hauptsächlich durch Venedigs Interessen, von seinem Ziele ab und eroberte, in die byzantinischen Thronfolgestreitigkeiten gezogen, statt Jerusalems, Konstantinopel (13. April 1204); hier ein lateinisches Kaiserthum errichtend, was denn aus denselben Gründen, aus denen das Königreich Jerusalem erlag, nur zu bald (1261) wieder untergegangen ist, dem Hauptzweck der

Kreuzzüge aber schon dadurch Eintrag that, daß es den Unternehmungsgeist auf ein anderes Feld lud. Damals erhoben sich neben dem lateinischen Kaiserthum in Konstantinopel die griechischen zu Nikäa und Trapezunt, unter ihm die oben berührten Fürstenthümer auf dem classischen Boden von Athen, Argos, Korinth, Epirus u. s. w.

Als der fünfte große Kreuzzug wird der von dem Papst Honorius III. bewirkte betrachtet, den König Andreas II. von Ungarn, König Hugo von Cypern, die Herzöge Leopold VII. von Oesterreich und Otto von Meran eröffneten (1217). Sie kamen nicht vorwärts und bald verlief sich der größte Theil. Kreuzfahrer aus niederdeutschen Städten bemannten 300 Schiffe, und nun eroberten die Christen Damiette (1. Juni 1218 — 5. Nov. 1219). Aber bald gelang es den Feinden, das Christenheer einzuschließen, wo es dann seinen Rückzug durch die Räumung der neuen Eroberung erkaufen mußte (30. Aug. 1221). — Der oft verschobene Zug des Kaisers Friedrich II. ward schon durch den Zwist mit dem Papste, der seinen Bannfluch selbst gegen den kreuzfahrenden Kaiser nicht aufhob, sehr gelähmt, erwirkte aber eine vertragsmäßige Einräumung der Stadt Jerusalem und der Straße dorthin (1229). Sobald der Kaiser wieder fort war, brachen die alten Parteiungen aus. Jerusalem kam wieder an die Moslemin (1239), ward durch Richard von Cornwall wieder befreit (1240), fand aber so wenig wirksamen Schutz, daß ungeordnete Schaaren von Ungläubigen es erobern (17. Sept. 1244) und seine Heiligthümer zerstören und plündern konnten, worauf es keine Kreuzfahrt wieder befreit hat.

Die letzten Kreuzfahrten waren die zweimaligen des Königs Ludwigs IX. des Heiligen von Frankreich (1248 — 1255 und 1270). Die erste bewegte sich zunächst um Damiette, das besetzt, aber in höchster Bedrängniß des eingeschlossenen Königs wieder geräumt ward, worauf man auch durch drei weitere Jahre in Syrien nichts Nennenswerthes verrichtete. Die zweite ward auf Tunis gelenkt, vor welcher Stadt eine Pest den König hinraffte. Jaymes I. von Arragonien (1269) kehrte schon nach vier Tagen zurück. Prinz Eduard von England und 500 Friesen entsetzten Akka und erwirkten die Räumung der Küstenplätze; aber die palästinischen Christen wußten nichts zu vertheidigen, was ihnen die abendländischen erstritten hatten. Unter ewigen Zwisten und ehrgeizigen Rän-

ken gaben sie selbst den Feinden die Waffen in die Hände. Endlich ging auch Akka verloren (18. Mai 1291), und nun räumten die Christen alle Plätze an der syrischen Küste. Wallfahrten dauerten fort, aber kein Kreuzheer betrat seitdem den Boden des heiligen Landes, und die folgenden Jahrhunderte räumten die Schöpfungen, die bei Gelegenheit dieser Kreuzzüge sich erhoben hatten, und die nun vollends wurzellos dastanden, allmälig auf. Das heilige Land sollte kein Stützpunkt einer weltlichen Macht werden, es sollte fernerhin die Stätte der Buße bleiben, das Ziel der frommen Andacht sein. Auch die Kreuzzüge, denen nun noch manche selbstsüchtige Unternehmungen in Europa den heiligen Namen abborgten, waren vorübergebraust und die Welt fand sich nüchterner, als sie aus dem Rausche dieser Begeisterung und der sich ihr verflechtenden bunten, unklaren Strebungen erwacht war. Ihre Früchte sollten sie doch bringen.





Rudolph von Habsburg.

— „Geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit.“

Geendigt war aber auch die Zeit der Kreuzzüge, die Zeit des Schwunges, der Begeisterung für hohe Ideen, die Zeit des Ritterthums, der ernsteren Romantik, die Zeit der Hohenstaufen und der Minnesänger. Geendigt, oder dem Ende nahe. Die Zeit der Abenteuer und Heldenzüge war für Fürsten und Völker vorüber, und die nüchterne Epoche des praktischen Mannes, der zu erwerben beflissen ist, und diesem Streben in seinem engen Berufe, in seinen nächsten Umgebungen nachgeht, war im Anbrechen. Auch im Innern Deutschlands war jetzt für Fürsten und Bürger zu thun. Für die ersteren in Begründung solider Hausmacht und neuer Herrscherrechte, die man hoffen konnte, auf blühende Geschlechter zu fernerer Erweiterung zu vererben. Für die Bürger in Städtefreiheit, Gewerbe und Handel. Die Kreuzzüge und die Römerzüge waren nicht mehr nöthig, und beide hörten so ziemlich mit einander auf, ernstlich betrieben zu werden.

Indem aber die Zeit die hochfliegenden, phantastischen Strebungen aufgab und sich dem Zunächstliegenden, Reellen zuwendete, ging sie gewissermaßen zu einem entgegengesetzten Extrem über, oder auch, sie verrieth denselben Mangel an Fähigkeit, das rechte Ziel auf dem rechten Wege zu suchen. Die neuen Zielpunkte mochten praktisch und unmittelbar nützlicher, für die weitere Entwickelung nöthiger sein, aber die Zielpunkte eines edlen, erleuchteten Gemeinsinnes waren sie nicht, sie gehörten einer engherzigen, beschränkten Selbstsucht an, und mit den

phantastischen Idealen, denen man früher nachgejagt hatte, verschwanden auch der hohe Schwung und der Adel der Seele, die man ihnen gewidmet hatte. Die Kraft blieb, bewegte sich aber in roherer, mehr mit Schlauheit gepaarter Weise um kleinlichere, egoistische Zwecke. Das Staatsleben fing bereits an, zu verknöchern, die bewegte Lava begann langsamer zu fließen und gab schon Vorzeichen, daß sie stillstehen und erstarren würde. Es hätte etwas Besseres aus diesen großen Einigungen der Volksglieder, die sich gegen eine gewaltsame Zeit zu Schutz und Trutz verbündeten, aus den Genossenschaften der Ritter, den Verbindungen der Hansa, dem reichsstädtischen Wesen u. s. w. werden können. Es entstand nicht, weil bei dem Allen nur das nächste Bedürfniß, kein höherer Geist, kein freierer Umblick waltete, das Streben mit dem nächsten Bedürfniß aufhörte, dem Ganzen die Gerechtigkeit mangelte, das Maaß und die Weisheit, die Zeit eine Uebergangszeit war, die der Natürlichkeit entwachsen und zur Bildung noch nicht gereift war.

Die Kaisermacht war seit Karl dem Großen in Deutschland nicht so sehr die Quelle und Bedingung alles staatlichen Wirkens und Bestehens gewesen, daß die bloße Thatsache des sogenannten Interregnums, d. h. einer Zeit von etwa 20 Jahren, in denen, nach dem Untergange der Hohenstaufenmacht, die Krone bloß nominell vergeben, an Fürsten vergeben war, die, wie Wilhelm von Holland, Richard von Cornwall, Alphons von Castilien, sie nicht entfernt zu etwas Reellem machen, zum Theil nicht einmal ihren Aufenthalt in Deutschland nehmen konnten, den Zustand von Rechtlosigkeit und Verwirrung hätte erzeugen können, dem die Wahl des Habsburgers ein Ende machte. Deutschland ist niemals ein einiges Reich gewesen. Selbst Karls des Großen Staat, der doch nur über die Hälfte Deutschlands reichte, ruhte auf einem Völkerbündniß, und zwar zumeist auf einem erzwungenen. Nicht das Bewußtsein deutscher Volkseinheit hatte ihn geschaffen und hielt ihn zusammen. Auch nachher blieb die Trennung der Stämme und war oft eine feindliche. War bei dem Einen die Herrschaft, so ging von dem Andern die Opposition aus. In dieser Trennung hat sich die Mannigfaltigkeit der Entwickelung, unter aller höheren Einheit des Volksthums, hat sich die weite Vertheilung von Kraft und Leben gebildet, welche Deutschland auszeichnen, und hat Deutschland größere

Eroberungen gemacht, als irgend ein damaliger Nachbar. Was ist Alles, was Frankreich über Deutschland und Spanien erlangt hat, im Vergleich zu den Eroberungen, welche die Deutschen über die nordischen und slavischen Völker errungen haben? Die aber, wie die dauernde Abwehr der aus dem Südosten herüberstreifenden Völker, selbst des an die Hunnen erinnernden Sturmes der Tartaren, wurden meistens durch die Herzöge und Markgrafen des Reichs bewirkt, denen die Kaiser eine Aufgabe vertrauen mußten, die ihnen selbst zu schwer war. Der Aufgaben waren zu viele, zu große, als daß sie von einem Mittelpunkte aus hätten übersehen und gelöst werden können. Man mußte auf allen Punkten selbstständige Träger für sie finden. Die wollten dann auch, was sie allein gethan hatten, zum eignen Nutzen haben, und den Pflichten gemäß mit Rechten ausgestattet sein. Man mußte Fürsten wählen, die im eignen Besitz die Mittel und Bedingungen ihres Wirkens hatten, die ihnen der Staat nicht zu geben vermochte. Daher die Erblichkeit des Auftrags, daher der allmälige Uebergang in eignes Recht. Natürlich aber auch, daß es den Kaisern immer schwerer fiel, sich in diesem Gedränge erblicher Machthaber und der Führer widerstrebender Stämme in einigem Uebergewichte zu behaupten. Sie wurden immer mehr auf die künstliche Behauptung ihres Principats, auf Sicherung und Erweiterung ihrer Hausmacht und auf jene auswärtigen Beziehungen verwiesen, in denen sie sowohl Ländererwerb, als den Glanz und den Ruhm suchten, die ihr Ansehen auch im Innern stützen konnten. Die Römerzüge der Ottonen, die großen Kämpfe der feindlichen deutschen Stämme, besonders unter Heinrich IV., die fast ausschließliche Hinrichtung der Hohenstaufen auf Italien, die Gegenkönige, der große Streit der geistlichen und weltlichen Macht, das alles, meistens unvermeidlich und keineswegs bloßer Irrthum des Ehrgeizes, hatte mit an Gestaltungen gearbeitet, die nur deshalb zu der Zeit des Interregnums eine so finstere und zerrissene Seite zeigten und so unheimliche Auswüchse trieben, weil man sie noch nicht anerkennen wollte, sie noch nicht zu behandeln wußte, noch zu sehr von entgegengesetzten Voraussetzungen ausging. Rudolph von Habsburg machte der Verwirrung ein Ende, und that doch gerade recht offen und geflissentlich,

was zu ihr geführt hatte. Er schnitt die schlimmsten Auswüchse ab, den Zustand selbst mußte er bestehen lassen und noch bekräftigen.

Die deutsche Krone gab anfangs durch sich selbst Macht, so daß die Könige sich ihrer Hausmacht entschlagen konnten, und noch Otto I. sein Herzogthum abgeben, ja aus seinem Hause geben konnte, als er Kaiser ward. Darauf gab sie dem Mächtigen Macht, d. h. wer durch eignen Besitz schon kräftig war, der konnte als Inhaber der Krone deren höhere Macht in Fülle üben. Als Rudolph von Habsburg gewählt wurde, ein einfacher Graf, ohne Macht und großes Ansehen im Reiche, wollte man in der That keinen Schattenkönig wählen. Man hatte das Bedürfniß eines Ordners und Trägers des Rechts empfunden. Man hätte daher denken mögen, jenes wäre ein Zeitpunkt gewesen, von dem zweiten Stadium, wo die Krone dem Mächtigen Macht gab, von welchem Rudolph keinen Gebrauch machen konnte, zu dem Ersten, wo sie durch sich selbst, durch die Würde und deren Attribute Macht gab, zurückzukehren. Aber Rudolph erkannte, daß jenes Gefühl des Bedürfnisses auch nur auf die Dauer des ersten, dringendsten Bedürfnisses wirke, und daß er den alten und mächtigen Geschlechtern nicht zur Herrschaft gewachsen sei. Er benutzte die Zeit, um zu thun, wozu man ihn bestimmt hatte, ergriff aber dann eifrig jede Gelegenheit, um die Hausmacht zu sammeln, die ihm abging. Vielleicht daß er dadurch sich auf jene zweite Stufe zu schwingen gedachte. Aber während dieses Strebens ergab sich, daß die deutsche Krone bereits auf eine dritte Stufe gekommen war, wo sie ein Mittel wurde, nicht zur Uebermacht im Reiche, aber zur Hausmacht zu gelangen, wo ihr Besitz zur Erweiterung der Erbmacht Anlaß und Gelegenheit gab. Das aber hat Rudolph von Habsburg und sein Haus meisterhaft verstanden, sowie Letzteres sich auch in das noch spätere Verhältniß trefflich fand, wo diese Krone nur noch ein Anhang zu einer kräftigen Erbmacht war, der dem Besitzer der Letzteren Ehre, unbestimmte Ansprüche und manchen indirecten Vortheil bei Verfolgung seiner, im Interesse der Hausmacht gefaßten Pläne verlieh.

Die deutschen Machthaber wollten damals keinen Fürsten mit bedeutender Hausmacht im Innern Deutschlands. Sie hatten zuletzt auswärtige Fürsten gewählt, die aber zu wenig Einfluß im Reiche gewin-

nen konnten, als daß nicht die äußerste Verwirrung hätte entstehen sollen. Auch die früheren Kaiser hatten dem Volke nicht geleistet, was es sich in ihnen dachte. Aber wie gar kein Kaiser zu spüren war, suchte man den Grund aller Nöthen in diesem Mangel, und noch leisteten die Fürsten dem Volke nicht, was es vom Kaiser wünschte. Die Krone wünschte Ottokar von Böhmen. Den wollte Keiner. Da lenkte der Mainzer Erzbischof die Gedanken der Wahlfürsten auf den Grafen Rudolph von Habsburg. Derselbe war aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter der Schweiz, dessen Ursprung, wie es später das Glorreichste in Europa geworden, die Genealogen mit dem Hause Lothringen zu verbinden und durch die Elsassischen Landvögte zu den Karolingern zurückzuführen gesucht haben. Er war auch nicht unbegütert, vielmehr besaß er die Grafschaften Habsburg, Kiburg, Baden und Lenzburg, das Landgrafenamt im Elsaß, die Schirmvogtei der Waldstette. Er war von früh an in den Waffen gewesen, galt als ein streitbarer, kriegskundiger Mann, dabei bieder, kräftig, gottesfürchtig, viel im Leben versucht, der Welt und der Menschen kundig, mit allerlei Ständen vertraut und bei ihnen angesehen. Sein Geschlecht und Besitz, wie ehrenvoll sie erscheinen mochten, waren nicht geeignet, den großen Fürsten des Reichs Bedenken einzuflößen, ihm selbst zum Stützpunkt für Pläne im Reich zu dienen. Wohl aber eröffneten sechs mannbare Töchter manchen Fürsten die Aussicht, des Königs Eidam zu werden. Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, war bereits sein Schwager. (So alt ist die Verbindung dieser Häuser, deren Nebenbuhlerschaft in viel späterer Zeit Deutschland in Unruhe setzen sollte, deren Eintracht jetzt die festeste Bürgschaft der Macht der Deutschen und des Friedens, der gesetzlichen Ordnung in Deutschland ist.) Man erzählt sich, von Rudolph, den Kaiser Friedrich II. (1218) aus der Taufe gehoben, und der seine ersten Waffenthaten unter den Fahnen der Hohenstaufen verrichtet, sei demselben Kaiser durch einen Sternseher geweissagt worden, daß diesem Jüngling die Herrlichkeit des Reiches bestimmt sei, und darauf sei der Kaiser mißtrauisch und abgeneigt gegen Rudolph geworden. Man erzählt sich weiter, Rudolph habe einstmals auf der Jagd einen armen Priester mit dem Sacramente an einem angeschwollenen Bache getroffen, darauf dem Priester mit dem Heiligthume auf

seinem Pferde hinübergeholfen, und demselben das Pferd, das ferner zu gebrauchen, nachdem es so heiligen Dienst verrichtet, er unwürdig sei, zum Geschenk gemacht. Der arme Priester sei später Kaplan des Mainzer Erzbischofs geworden, und habe durch Empfehlung Rudolphs seinem Wohlthäter vergolten. Einen glänzenderen Lohn hätte wohl nie ein Zug des demüthigen und gottesfürchtigen Herzens gefunden. Indeß hatte Rudolph sich bereits selbst um den Erzbischof Verdienste erworben, indem er ihn 12 Jahre vor der Wahl, da derselbe, sich das Pallium zu holen, nach Rom reiste und wegen der Unsicherheit des Weges bangte, über die Alpen geleitete. Damals soll der Erzbischof ihm beim Abschied gesagt haben: er wünsche nur so lange zu leben, bis er ihm diesen Dienst vergolten. Es war ihm beschieden, sein Wort im vollsten Maaße zu lösen, indem er den ersten Anstoß gab, daß am 30. September 1273 Graf Rudolph von Habsburg zum römischen König erwählt wurde.

Für hundert Andere in Rudolphs Lage wäre das schwerlich ein Glück gewesen. Rudolph, der niemals eine solche Fügung sich träumen lassen, weniger noch darauf hinarbeiten konnte, war doch nicht der Mann, die Gelegenheit, die ihm ungesucht kam, nicht beim Schopfe zu fassen und festzuhalten. Er lag eben vor Basel, mit dessen Bischof er in Streit war, als der Reichsmarschall Heinrich von Pappenheim ihm die überraschende Nachricht seiner Erwählung brachte. Er sendete sofort in die Stadt und ließ seinen Gegnern auf billige Bedingungen Frieden anbieten, der auch unverzüglich angenommen wurde. Der Bischof aber rief aus: »Sitze fest, Herr Gott, sonst wird dir dieser Rudolph noch deinen Platz nehmen.« In großer Geleitschaft traf Rudolph in Aachen ein, wo ihm der Erzbischof von Köln die Krone aufsetzte. Als bei Annahme der Lehn das Scepter fehlte, ergriff Rudolph ein Crucifix, küßte es und ließ die Fürsten darauf, statt auf das Scepter, schwören. Die päpstliche Bestätigung gewann er durch das, schon bei dem darauf erfolgten raschen Wechsel der Päpste nie erfüllte Versprechen eines Kreuzzuges. Wozu er gewählt war, leistete er: er stellte mit Ernst, Nachdruck und unermüdlichem Eifer den Landfrieden her, so weit derselbe namentlich durch die zahlreichen Raubritter gefährdet war. Er ließ Viele hinrichten und ihre Burgen schleifen. Sein Name

ward bald gefürchtet bei den kleinen Großen, geachtet beim Volke, dem er zudem mit einem gewissen hausbackenen Humor und mit einer ungezwungenen, würdevollen Natürlichkeit begegnete. An die großen Fürsten, die ihm ohnedies bei Herstellung der Ordnung beistanden, machte er sich nicht, oder vielmehr, er suchte mit ihnen in gutem Vernehmen zu bleiben, in näheren Verband zu kommen, wie er denn fünf Töchter in kurfürstliche Häuser vermählte. Er versuchte es zwar, die im Strudel der Zeiten von der Krone abgekommenen Besitzungen zurückzuerlangen. Aber auch dabei ging er nicht an die Erwerbungen der Mächtigen, sondern hatte es mit allerlei kleinen Gütern und Rechten, besonders in Schwaben und der Schweiz, zu thun, ohne auch nur hier etwas Wesentliches ausrichten zu können. Dafür beschloß er, die ihm und seinem Geschlechte gewordene Gunst des Schicksals zu nützen, um es für immer an die Seite der großen Fürsten zu setzen, und dafür, daß er diesen das Ihre ließ, mochten sie wohl ihm etwas Vacantes gönnen. Denn nicht umsonst wollte er auf dem Throne der Ottonen und Hohenstaufen gesessen haben.

Die Kreuzfahrten, die Römerzüge gab er auf und kümmerte sich wenig um Italien. Dagegen gab ihm wenigstens einer der deutschen Großen, der Einzige, den er angreifen konnte, ohne die Anderen in ihrem solidarischen Interesse zu gefährden, Gelegenheit dazu selbst. Böhmen, dessen König während des Interregnums auch die durch das Aussterben des Mannsstammes der Babenberger und der Kärnthener Herzöge erledigten Lande Oesterreich, Kärnthen und Krain an sich gerissen hatte, war zwar im Verband des Reichs, aber nicht in dem des Volksthums; ein fremdartiges Element, mit Mißtrauen betrachtet, mit den Nachbarn in ewigem Zwist. Seine Fürsten hatten wenig Sympathie für sich; Viele mochten wünschen, daß diese Länder lieber unter deutsche, als slavische Führung gebracht, am wenigsten aber ihnen eine Herrschaft über deutsche Länder gelassen werde. Derselbe Ottokar, der selbst die deutsche Krone gesucht hatte, verweigerte die Huldigung, und als er wegen mancherlei Eigenmacht, die man einem Andern vielleicht nachgesehen hätte, vor das Reich geladen ward, war er zweimal säumig, und auch das dritte Mal ließen sich seine Gesandten nicht auf die Sache ein. Darauf ward er in die Reichsacht erklärt, und Rudolph, vom

Reiche doch besser unterstützt, als Ottokar erwartet und als es anfangs geschienen hatte, namentlich von den Bischöfen gefördert, besetzte Oesterreich, Mainhard von Tirol, dem man auch eine Aussicht eröffnet, Kärnthen, Krain und Steiermark, in welchen Ländern allen ohnedies die böhmische Herrschaft nur ungern getragen ward. Ottokar, überrascht und erschreckt, unterwarf sich, leistete auf die österreichischen und kärnthenschen Lande Verzicht, wogegen er mit Böhmen und Mähren belehnt werden sollte. Ottokar kam mit höchstem Pomp in das Lager des Kaisers, über dessen Herkunft und früheres Leben er oft gespottet. Hier war es, wo Rudolph sagte: »der König von Böhmen hat oft über mein graues Wamms gelacht, heute soll mein graues Wamms über ihn lachen«, und, während er seine Ritter sich festlich schmücken ließ, die Huldigung des in Gold und Purpur prangenden Königs in seiner einfachen Tracht in Empfang nahm. Die spätere Sage, daß Ottokar nur in Gegenwart weniger Fürsten in einem Zelt habe huldigen wollen, aber im Moment des Kniefalls die Wände des Zeltes in die Höhe gegangen und er dem Heere gezeigt worden sei, ist nicht bestätigt. Gewiß aber, daß der Vorgang den hochfahrenden und gewaltthätigen König im Innersten wurmte, und daß er, kaum nach Prag zurückgekehrt, wo ihn seine stolze Gemahlin mit bitteren Reden empfing, auch schon Schwierigkeiten wegen einzelner Clauseln des Vertrags erhob. Bald darauf bestätigte er ihn zwar nochmals, aber nur, um ihn sofort wieder gänzlich aufzukündigen. Dabei aber handelte er wieder nicht so rasch, wie er zu rasch beschlossen hatte. Hätte er sofort einen Angriff gemacht, so möchte er den Kaiser, den das frühere Reichsheer meist wieder verlassen hatte, und der bei diesem zweiten Kampfe vom Reiche sehr wenig unterstützt ward, in große Bedrängniß haben bringen können. (Die Fürsten des Mittelalters waren ihrer Krieger niemals auf lange Zeit sicher. Die bürgerlichen Verhältnisse riefen sie bald in die Heimath, oder die Stimmungen wechselten. Das ward erst anders, wie die stehenden Heere aufkamen.) So aber ließ er ihm durch späten und auch da noch sehr lässigen Angriff Zeit, hauptsächlich aus den österreichischen Herzogthümern, für die es sich hier um die Wahl zwischen deutscher und slavischer Herrschaft handelte, ein Heer zu sammeln und

sich mit dem König von Ungarn zu vereinigen. Sein Schwager von Hohenzollern stand dem Kaiser auch in diesem Kriege bei.

Am 26. August 1278 ward die große Schlacht auf dem Marchfelde geschlagen. Die Böhmen waren an Zahl überlegen, und in ihren Reihen stritten auch deutsche Völker, den Kern ihres Heeres bildend, besonders aus Meißen, Brandenburg, Sachsen, vom Markgraf Otto von Brandenburg geführt. (Norddeutschland kommt überhaupt in der Geschichte Rudolphs fast nur in dieser feindlichen Beziehung vor. Also auch damals ist die deutsche Einheit nicht zu suchen!) Als Bischof Heinrich von Basel, auf Seiten des Kaisers, den Schlachtgesang anhob, ging seines Dienstmannes Heinrich Schorlin Roß durch, und damit die ganze Kampfreihe wider die Böhmen los. Der Kaiser mit den Schwaben ging auf die Sachsen und warf sie. Mehrere Edle in Ottokars Heere hatten sich wider Rudolphs Leben verschworen, und diesen persönlichen Ankampf eröffnete der Böhme Heinrich von Fullenstein, der mit eingelegter Lanze auf den Kaiser einritt. Rudolph wich aus und stieß dem Feinde seine eigne Lanze durch das Auge, daß er im Tode hinsank. Seine Mitverschwornen drangen wüthend auf Rudolph ein, und in dem Kampfe des Kaisers, der unter seinen Getreuen mit der Krone und dem Pfauenschweif auf dem Helme hervorragt, durchbohrt ein riesiger Thüringer das Roß des Kaisers. Durch alle Reihen ertönt's: Rudolph sei gefallen, und die Ordnung der Deutschen wankt. Aber der Kaiser deckt sich mit seinem Schilde, bis ihm Ulrich von Ramschwag ein anderes Roß bringt. Als Rudolph wieder hoch zu Roß ist, stürmen die Deutschen in jubelndem Muthe, Berthold Kappler führt die Nachhut herbei, und auch Ottokar sendet nach den Mähren, als letzte Deckung. Die aber befehligte Milota, dessen Nichte Ottokar geschändet und ihren Vater, weil er deshalb gezürnt, lebendig hatte verbrennen lassen. Als er gerufen wird, wendet er mit den Seinen sich um und verläßt das Schlachtfeld. Nun flieht auch der König, und wird auf der Flucht von einigen steiermärkischen Herren, deren Vetter er vor 6 Jahren wegen ungegründeten Verdachts hatte martervoll hinrichten lassen, ereilt und erschlagen.

Rudolph ließ dem minderjährigen Sohne Ottokars Böhmen und Mähren. Die österreichisch-kärnthenschen Lande dagegen wurden auf

einem Fürstentage für erledigte Reichslehen erklärt, und vom Kaiser erst (27. Dec. 1282) seinen Söhnen Albrecht und Rudolph, dann (1. Jan. 1283) dem Albrecht allein in Lehn gegeben. Doch traten sie Kärnthen wieder an Mainhard von Tirol, unter Vorbehalt des Rückfalls an Oesterreich bei Erlöschen des Mannsstammes, ab. So erstritt Rudolph in jenem heißen Kampfe, den der Künstler uns vorführt, dem glorreichen Geschlechte der Habsburger die Stätte, von wo ihr Glück und ihre Macht sich so weit verbreitet, so fest begründet haben, und den weiten Landen des künftigen österreichischen Staatenstaates bereitete er einen deutschen Mittelpunkt vor. Sein eigner Sinn vererbte sich in seinem Geschlecht, und dieses hat beharrlich durchgeführt, wozu er mannhaft den Grund gelegt.

Guttenberg.

Ernst und prüfend, aber das Gefühl der inneren Sicherheit und Befriedigung und ein hohes, festes Bewußtsein bekundend, weilt der Blick des Meisters auf dem eben der Presse enthobenen Druckbogen. Er und sein Genosse prüfen, wie das Werk gerathen sei, das für sie, wie bei allen Künsten in der ersten Jugend ihrer Erfindung zu geschehen pflegt, ein Versuch, eine Probe unter Tausenden zu sein scheint, die der unermüdliche Eifer rastlos von Neuem anstellt, um immer näher dem Ideal zu kommen, das in hoher Vollendung dem Geiste vorschwebt. Das Bewußtsein, der Urheber einer großen That, der Träger einer wichtigen Bestimmung zu sein, prägt sich unverkennbar in Guttenbergs Zügen und Haltung aus. Wer möchte glauben, daß er die ganzen Folgen seiner Erfindung ermessen, daß er, über die mechanischen Vortheile hinweg, auch die unermeßliche geistige Bedeutung in ihrem ganzen Umfange erkannt hat? Seine Schritte zielten zunächst nur darauf ab, das mühevolle und aufhältliche Geschäft der Abschreiber durch eine zweckmäßigere Manipulation zu ersetzen, und es war menschlich-natürlich, die Wichtigkeit der Literatur nur nach ihrem damaligen Umfange zu bemessen. In denselben Schritten aber lag zunächst das siegreiche Gelingen und der weitere Fortbau der großen Kirchenverbesserung begründet, welche, wie die Geschichte aller ihrer Vorläufer zeigt, niemals diese weite und mächtige Verbreitung gewonnen hätte, niemals durch diese Einheit des Zusammenhaltens und des Volksbewußtseins getragen worden wäre, wenn nicht fliegende Blätter aller Art durch alle Stände und Länder gedrungen wären und ihre Botschaft verkündet

hätten, wenn nicht die Forschungen und Beweisführungen der Gelehrten auch dem dürftigen Landpfarrer, dem einfachen Bürger und Landmann zugänglich geworden, in die Hütte des Armen, wie in den Palast des Reichen gelangt wären, wenn endlich namentlich nicht das Wort Gottes in der heiligen Schrift, übergetragen in die Sprache der Zeit und des Volks, seine ewige Kraft nunmehr voll und unentfesselt hätte entfalten können. Ebenso, was in staatlichen Dingen Großes geschehen ist für höhere Entwickelung, edlere Gestaltung des Staatslebens, es hätte schwerlich diesen Fortgang genommen, wäre nicht auf den Schwingen der Presse eine mehrere Kenntniß des Staats und der Staaten, ein regerer Sinn für die Theilnahme an ihnen, das Ergebniß tieferen Forschens über sie und das beredte Wort der Arbeiter am Werke des politischen Gestaltens zu Tausenden und Millionen gedrungen, ihre Ansichten bildend, ihre Hoffnungen entzündend, ihre Strebungen ermuthigend und leitend. Hauptsächlich die hohe Entwickelung des geistigen Lebens, der wissenschaftlichen Cultur mit ihren unermeßlichen Folgen, mit dem Lichte, das sie im Reiche des Geistes entzündet, dem unbestreitbaren Einflusse, den sie auf allen Seiten des materiellen Lebens geäußert, vor Allem den Hoffnungen, die sie, durch Vermittelung einer reineren Auffassung, auch für den edleren Gehalt des sittlichen und religiösen Lebens erweckt hat, sie ist erst durch die Druckpresse zu dieser allseitig ineinandergreifenden, jeden Gedanken, jeden geistigen Fund des Einzelnen, zum Anlaß weiterer Forschungen, zu den Anderen tragenden Kraft und Ausdehnung erwachsen, erst durch sie gegen die Gefahren eines abermaligen Verlorengehens so köstlicher Errungenschaften der Menschheit, gegen ein abermaliges Hereinbrechen der Barbarei über die Gefilde der Civilisation gesichert worden.

Wer könnte es läugnen, daß zu dem Licht sich auch Schatten gesellt, daß ein in seinen Segnungen so mächtiges Werkzeug auch in seinen Mißbräuchen furchtbar ist, und daß mancher Mißbrauch unzertrennbar und unheilbar damit verbunden scheint? Ist das doch das gemeine Loos alles Irdischen! Es scheint ein trivialer und eine geringe Aenderung bezeichnender Satz, daß die Druckpresse dem Worte Vervielfältigung und Dauer giebt. Aber welche unermeßliche Bedeutung umfaßt er! welche ungeheure Verrückung des ganzen Standpunkts kün-

det er an! Das Wort, was nur im Kreise der Vertrauten gesprochen, von ihnen höchstens zu wenigen Andern übergetragen wurde, und vielleicht nur zu bald im nächsten Kreise erstarb, es wirkte schon ganz anders, wenn es in den Tagen der alten Volksfreiheit von der Rednerbühne zu dem versammelten Volke erscholl, und es wurde auch anders: seltener hier noch der treue Erguß der offenen Seele, öfterer das kunstvoll berechnete, auf Ueberredung, auf Entflammung der Leidenschaft, auf Befriedigung eigner Eitelkeit, auf weitgedehnte Wirkung zielende Gewebe. Wie viel mehr, wenn es der Presse vertraut wird, um, in der Hoffnung des Schriftstellers wenigstens, zu Tausenden und Millionen zu reden, weit über die Grenze, nicht bloß der nächsten Umgebung, nein des Vaterlandes zu dringen, zu allen Völkern derselben Zunge, ja derselben Bildung zu sprechen, auch Solche zu treffen, von denen der Schriftsteller keine Ahnung hat, von denen er nicht weiß, wie sie ihn verstehen und aufnehmen werden! Das Wort des Redners verhallte, wie es gesprochen ward; es lebte vielleicht in seinen Wirkungen fort, aber wenn es deren nicht im Momente erzeugt hatte, so blieb es todt, eine Erneuerung seines Wirkens war nicht zu hoffen. Dasselbe Wort aber, durch die Presse verewigt, wirkt durch alle Zeiten; rastlos, wie das gedruckte Blatt von neuen Lesern aufgenommen wird, erneuert sich sein Leben, seine Kraft, und was an der heutigen Generation vielleicht eindruckslos vorüberging, was heute vielleicht von der Gewalt noch niedergekämpft, von den Gegnern durch Massen von Gegenreden überschrieen wurde, es kommt in einer andern Zeit, in einem günstigeren Zeitpunkte wieder zum Vorschein, und wirkt doch, was es kann. Das Alles eine Quelle des Segens, wie des Unheils. Es kann dem Wahren und Guten den Sieg erleichtern, es kann auch das Werk der Zerstörung, der Verblendung, des Hasses beflügeln. Es ist nicht wahr, daß die Presse jegliche Wunde, die sie geschlagen, auch heile, und am wenigsten thut sie es unmittelbar. Die Gegenrede dringt nicht überall hin, wohin das erste Wort gelangt ist, und ist nicht überall dem letzteren so zu verbinden, daß Keiner den Angriff erführe, der nicht von dessen Abwehr belehrt würde. Die Menschen sind überdem geneigt, der Anklage lieber zu glauben, als der Vertheidigung; sie nehmen das Schlimme bereitwilliger auf, als das Gute; sie freuen sich dessen, was

ihrem Mißtrauen, ihrer Schadenfreude Nahrung giebt; Neid und Unwerth freuen sich der Verdächtigung, der Verläumdung, die gegen jedwede Größe ihre Pfeile richten; die Menschen lieben es, wenn auch an der Sonne Flecken gezeigt werden, wenn das Strahlende geschwärzt und das Erhabene in den Staub gezogen wird. Das kecke Wort imponirt, und was rücksichtslos und unbedingt ausgesprochen wurde, was in einseitiger Schroffheit, aber mit den stärksten, kräftigsten Farben auftritt, macht den meisten Eindruck. Sind doch auch im täglichen Leben die Menschen geneigt, ihr Urtheil nur nach der einen, der hervorstechendsten Seite eines Falles zu bilden, statt daß es oft ein ganz anderes werden würde, wenn alle Seiten der Sache, alle einschlagenden Umstände mit gleicher Umsicht und Sorgfalt erwogen worden wären. Gilt doch auch hier oft Grobheit für Freimuth. Bei der Presse wirken zudem das einsame Fassen und Aussprechen des Gedankens und die Richtung desselben an den weitesten, aber unbekannten und ungesehenen Kreis zusammen, um die Rücksichtslosigkeit sowohl zu ermuthigen, als anzustacheln, und was man erröthen würde, in einer größeren Gesellschaft zu sprechen, läßt man ungescheut in die Welt hinein drucken. Die Oberflächlichen sind im Vortheil vor der Tiefe, weil auch die Leser zumeist oberflächliche Kenntniß haben, geistige Anstrengung scheuen und lieber nach dem greifen, was ihrer eignen Fassungskraft am bequemsten sich anschmiegt, als daß sie die Kenntniß erwerben und die Anstrengung machen sollten, die zu rechter Sammlung und Benutzung wahrer Belehrung erforderlich sind. Ebenso sind die im Vortheil, die den Begierden und Leidenschaften der Massen schmeicheln, die ihnen einreden, das, was zeither sie im Zaum hielt, seien Vorurtheile, oder vernunft- und rechtswidrige Ketten, die, mit schönklingenden Phrasen, mit vieldeutigen Kraftworten gerüstet, den Geist des Zweifels, des Mißtrauens, der Zwietracht und Auflehnung aussäen, die gegen das kämpfen, wodurch die Massen selbst schon sich beengt fühlen, sei es auch nicht, weil es ihnen schädlich, ihnen nicht zum Segen gereichend, sondern weil es nur den schlechten Neigungen und Interessen ein Zügel, ein Hemmniß ist. Endlich ist oft schon erwähnt worden, daß eben die Schwierigkeit, mit der es für die Alten verbunden war, ihre Gedanken der Schrift zu bleibender Verwahrung zu vertrauen, ein Grund war, daß nur das reif

Durchdachte niedergeschrieben, und daß sicherer, als jetzt, nur das Probehaltige bewahrt wurde. Ueberdem hat wohl in manchen Ländern die Presse einen besondern Stand, ein besonderes Gewerbe von Tagesschriftstellern geschaffen, die bei ihren Leistungen mehr den Moment, als das bleibende Verdienst ins Auge fassen, die blenden, imponiren, durch das Pikante der Form und des Inhalts reizen wollen, und die sich leicht eine ungemeine Geschicklichkeit aneignen, die Launen und Schwächen des Publicums, die oben geschilderten Neigungen der Menschen zu benutzen, die Schmeichler der Massen zu machen, zu überreden, statt zu überzeugen, zu bestechen, statt zu belehren, zu lockern, statt zu festigen, zu zerstören, statt aufzubauen. Letztere Richtung ist ihnen um so natürlicher, als sie meist auf der Stufe jener allgemeinen Bildung stehen, die eben für die scharfe Erfassung der allgemeinsten Beziehungen und der Oberfläche der Erscheinungen befähigt, nicht aber die gründlichen Kenntnisse und die Tiefe des Geistes besitzen, welche zur durchdringenden Erkenntniß des Einzelnen und der ganzen Natur der Erscheinungen erforderlich sind. Dann, weil auch ihre Interessen von der Art sind, daß ihnen an der Entstehung und Fortdauer einer ruhelosen Bewegung, einer fieberhaften Unruhe, an Kampf und Zwiespalt, an Parteiung und Scandal mehr gelegen ist, als an einem ruhig gedeihlichen Entwickeln in Einigkeit, Frieden und Ordnung. Ihre eignen Interessen schieben sie dann aber leicht zuerst den technischen Ständen, mit denen das gemeinschaftliche Werkzeug der Presse sie zunächst verbindet, und die an sich ganz andre, die Interessen des ruhigen Bürgers haben, dann aber dem Publicum im Allgemeinen unter, so daß sie im Namen des Volks zu handeln vorgeben, oder glauben, wo sie in Wahrheit nur ihr eignes, dem Volke oftmals feindliches Interesse vertreten. Zudem ist der Kampf für das Wohl des Volks ein edler, und der die Meinung mit Recht für sich hat, schwer aber zu entscheiden, wo der Kampf im Namen des Volks in Wahrheit ein Kampf für das Wohl des Volks ist. Das Alles Umstände, die einen Mißbrauch der Presse erklären und unter Umständen gefährlich machen können. Man darf auch nicht hoffen, so lange nicht eine viel höhere Stufe der Weisheit und Tugend von den Menschen erklommen ist, daß sie vorwaltend nur den rechten Gebrauch von der Presse machen werden, und der Staat — er mag nun

dem in der Regel ungenügenden Repressivprincipe, oder dem in der Idee vorzüglicheren, in der Ausführung aber auch mit manchen Mängeln und Mißbräuchen umringten Präventivprincipe huldigen — darf doch auch gar nicht darauf ausgehen, allen Mißbrauch der Presse zu unterdrücken, er darf höchstens dem wahrhaft schädlichen Mißbrauch sich entgegensetzen, um nicht auch den guten Gebrauch zu lähmen, und weil sonst das Mittel leicht drückender würde, als das Uebel, das es bekämpfen soll.

Indeß, haben wir hier die bedenklichen Schattenseiten der Presse uns nicht verborgen, so können wir uns doch noch zurufen, daß die Lichtseiten überwiegend sind und daß Manches zusammenwirkt, die Gefahren der ersteren zu mindern. Zuvörderst hängt gar Vieles von den übrigen Einrichtungen und Zuständen der Staaten ab. Giebt es neben der Presse noch vielfach andere freie Bahnen, seine Meinungen geltend zu machen, so concentrirt sich nicht mehr diese ganze Kraftentwickelung in dem einen Vehikel, und dieses selbst verliert an seiner intensiven Schärfe und Gefährlichkeit. Es ist ferner ein großer, plötzlicher Umsturz niemals von hier aus zu besorgen, so lange nicht tiefer wirkende Ursachen vorhanden sind, die einen solchen Umsturz erklären und bewirken. Die Presse kann lockern, aufwühlen, stacheln, den Geist des Zweifels, des Mißtrauens, des Mangels an Ehrfurcht und Autorität verbreiten, sie kann manchen einzelnen Schaden stiften, aber sie wird ein Volk, dessen Zustand nicht unerträglich geworden ist, nicht zum Aufstand bringen. Bei einem in den Hauptsachen zufriedengestellten Volke verliert sie selbst durch ihre eignen Uebertreibungen an Credit und Einfluß. Die Presse stärkt auch die öffentliche Meinung zu einer Kraft, der gegenüber manche herausfordernde Maßregeln gar nicht mehr möglich sind, und dieselbe Meinung macht auch auf die eigenen Ansichten der Machthaber ihren Einfluß, wenn auch in schwächerer, doch in annähernder Weise geltend. Hauptsächlich, wenn die Presse auch keine unmittelbare Heilung in sich selbst trägt, bereitet sie doch eine solche mittelbar: sofern sie die Bildung fördert, der geistigen und sittlichen Kraft eine, auch unter scheinbaren Rückschritten doch zuletzt höher dringende Entwickelung schafft, und dadurch allmälig einem richtigeren Urtheil, einer besseren Einsicht, einem edleren Wollen Bahn bricht.

Der volle giftige Haß der von Rachsucht, Ehrgeiz und Leidenschaft aller Art verzehrten, von fanatischer Verblendung umhüllten extremsten Parteien wagt sich dann nicht mehr ans Tageslicht, fürchtend, durch seine Abscheu erweckende Gestalt selbst die zurückzuschrecken, von deren Sympathieen für die Ideen, mit denen er sein finsteres Werk verbrämt, er noch Hoffnung schöpft. Nur die gemäßigte Ansicht von allen Seiten kann sich noch geltend machen, und dem Uebermuthe der leichten Plänkler, die sich noch etwa herauswagen, tritt endlich doch, wenn sie es zu toll machen, die gereifte Einsicht und der sittliche Ernst mit Waffen entgegen, wie sie eben in den durch die Presse geförderten Bildungskämpfen geschärft wurden, und bei einem einsichtsvollen und tüchtigen Volke siegreiche Geltung erringen. Zuletzt mögen wir, bei einem Rückblicke auf die classischen Völker des Alterthums und bei Betrachtung einzelner Erscheinungen in anderen Welttheilen zwar nicht behaupten, daß ohne das Medium der Presse nicht eine hohe, in manchen Beziehungen die unsrige überragende geistige und sittliche Entwickelung der Humanität zu erreichen wäre; wir wissen aber auch, daß und wie jenes ältere Licht wieder verlöscht wurde und welchen Ausartungen auch anderwärts die einseitige Blüthe verfallen ist, und wir selbst dürfen, auch ohne das Große und Gute in dem Mittelalter zu verkennen, doch nur die an dessen Ausgange vorhandenen Zustände betrachten, um das Werkzeug zu segnen, das, mehr als ein anderes, in den Händen des Geistes uns jenen Zuständen entrissen und auf die heutige Stufe gefördert hat.

Das Werkzeug, folglich auch den Erfinder. Dieser zudem ein Mann, den nicht ein glücklicher Zufall in den Besitz des Mittels gebracht, sondern der planmäßig in jahrelangem Suchen, Forschen und Erproben, unter tausendfältigen Opfern, Entbehrungen und Anstrengungen, sich an das Ziel hindurchkämpfte, das ihm von Anbeginn leuchtend vor der Seele stand. Ein Mann, von dessen ganzem Wesen wir abnehmen mögen, daß er nur die edlere Wirksamkeit der Presse im Sinne trug, und daß er selbst nur ihren besten Gebrauch gewünscht und gebilligt haben würde, daß er das Werkzeug wie etwas Heiliges betrachtet zu sehen gewünscht hat, dessen nur redlicher Ernst und frommes, gewissenhaftes Streben, mit strenger Selbstbeherrschung, im Dienste des Wahren, Guten und Schönen sich zu bedienen unternehmen dürfe.

Johannes, genannt zum Guttenberg, war der Sohn des Mainzer Patriziers Friedrich Gensfleisch von Sorgenloch und der Elisabeth, der Erbtochter des erloschenen Geschlechts der Kämmerer zum Guttenberg, und zu Mainz in den Jahren 1393—1400 geboren. Bei bürgerlichen Unruhen, welche 1420 gegen die Patrizier ausbrachen, wanderte Johannes mit seinen Verwandten, die sich zunächst auf ihr Gut Eltwill im Rheingau begaben, aus. Erst 1430 ward ihm die Rückkehr verstattet, wovon er jedoch nicht sogleich Gebrauch machte. Ein Sinn für das Technische, worin damals in so vielen Fächern jene ersten, überraschenden Anfänge gemacht wurden, die so viel Interesse haben und so viel Muth und Eifer erwecken, mochte vielleicht schon in seiner Vaterstadt in ihm erzeugt worden sein, und war jedenfalls einem städtischen Patriziersohne natürlicher, als einem Landedlen. Die Flucht, die Verbannung hat vielleicht den Entschluß geweckt und gereift, in diesem Felde seinen Ruhm und sein Glück zu suchen. Wir finden ihn 1434 in Strasburg, in einer patrizischen Genossenschaft, verheirathet, mit Schleifen von Edelsteinen und Verfertigen und Poliren von Spiegeln beschäftigt und bereits Lehrer andrer Bürger in diesen Dingen, auch im Rufe, noch andre »Künste und Abenteuer«, die er aber geheim halte, zu wissen. Auch dafür findet er Schüler, und es ist bei diesen Künsten bereits von einer Presse die Rede. Doch scheint er damals nur das Ausschneiden größerer Holztafeln, womit ganze Seiten gedruckt wurden und worin er manche Vorläufer gehabt hat, im Sinne gehabt zu haben. In diese kostspieligen Tafeln hatte er viel Geld gesteckt und befand sich fortwährend in Schulden. Dies verstrickte ihn nicht nur in persönliche Noth, sondern es hinderte auch sein Vorschreiten. Endlich fand sich ein reicher mainzischer Goldschmied, Johann Fust, der ihm (1450) zur Fortsetzung seines Werkes Vorschüsse machte, und nun erschienen zuerst ABC-Tafeln, dann der Donat und dann ein Wörterbuch, alles im Tafeldruck. Bei diesen Versuchen erfaßte Guttenberg die Idee, das Mühsame und Kostspielige des Tafeldrucks durch Zerschneidung der Tafeln und Wörter in einzelne Buchstaben, überhaupt durch bewegliche Lettern zu beseitigen — eine Idee, der man Jahrtausende früher schon mehrmals nahe gewesen ist, die aber die Vorsehung erst jetzt, im wichtigsten Zeitpunkte, reifen und praktisch werden ließ —

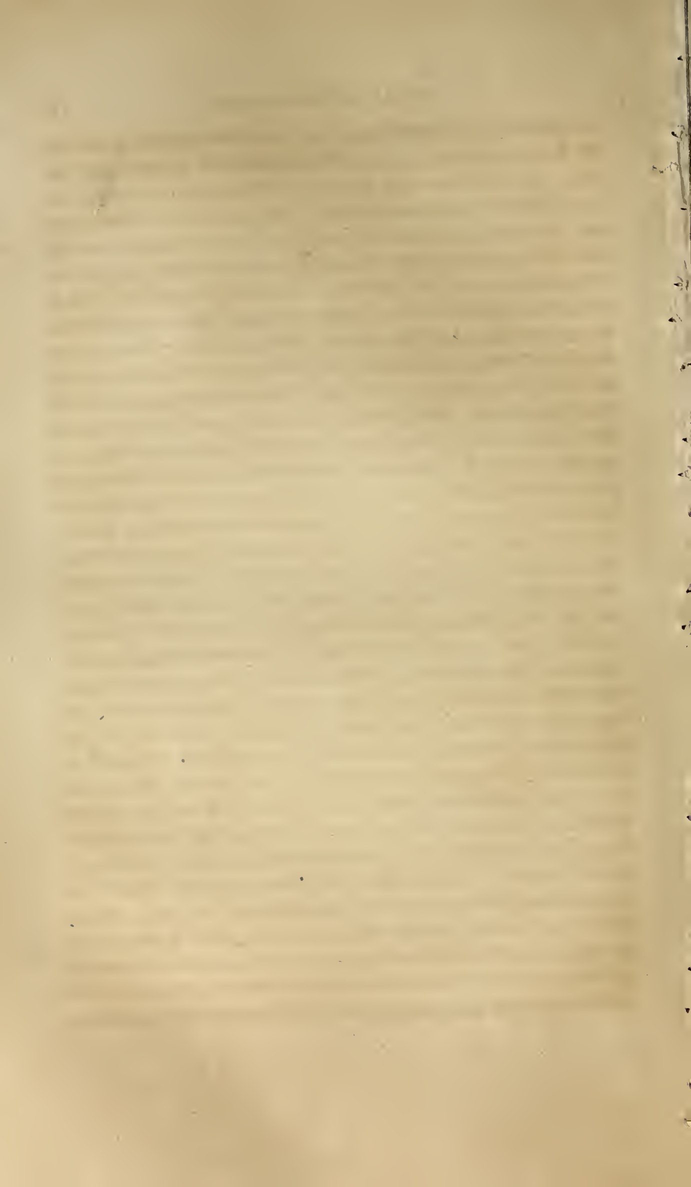
und auch hier machte er erst mit kleineren Sachen den Anfang, worauf man aus dem Jahre 1451 von einer mit beweglichen Lettern gesetzten Ausgabe des Donat Kunde hat. Aber auch das Ausschneiden der hölzernen Buchstaben war zu mühsam, und er kam auf die Idee der Matrizen, der Formen aller Buchstaben, aus denen er sich dann die Lettern gießen konnte; beides anfangs ganz aus Blei. Hierauf begann er 1452 mit Satz und Druck der Bibel und brachte drei volle Jahre, unter unsäglicher Anstrengung und Opfern, damit zu. Als er zu Ende war, brach der habsüchtige Fust, der ihm inzwischen seine Kunst abgelernt und in dem gewandten Peter Schöffer — ursprünglich Goldschmied, dann Abschreiber in Paris, dann Diener bei Fust, und als er Guttenbergs Erfindung dadurch verbessert hatte, daß er die Stempel oder Patrizen aus Stahl schnitt und mittelst derselben kupferne Matrizen schlug, Schwiegersohn des Fust — einen ihm genehmeren Gehilfen gefunden hatte, mit Guttenberg, und verwickelte ihn in einen Proceß, dessen Folgen ihn durch mehrere Jahre in eine sehr beengte Lage gebracht zu haben scheinen. Fünf Jahre später liefert er jedoch ein neues Druckwerk: das Katholikon des Johannes de Janua (1460). Der Mainzer Stadtsyndicus, Conrad Humery, setzte ihn durch Vorschüsse in den Stand, einen neuen Druckapparat anzuschaffen. Aber freilich hatten ihn Fust und Schöffer, in Besitz besserer Mittel, bereits überflügelt, wie denn diese Kunst in ihrer ersten Jugend in wenigen Jahren raschere und größere Fortschritte gemacht hat, als nachher in Jahrhunderten. Selbst die Erfindungen der neuesten Zeit sind mehr die Arbeit erleichternd und ersparend, als daß sie eine größere Schönheit und Vollkommenheit des Resultates der Arbeit verbürgten. Die Einäscherung von Mainz, 1462, unterbrach die Arbeiten der nebenbuhlerischen Officinen, verbreitete aber auch durch die flüchtenden Gehilfen die Kunst. Guttenberg, dem seine Erfindung so viel Anstrengung gekostet und so wenigen äußeren Lohn gebracht hatte, fand zuletzt noch bei dem Erzbischof von Köln Schutz und Unterstützung, ist aber bald darauf (vor 1468) gestorben. Unsere Tage haben gesehen, wie von den dankbaren Jüngern seiner Kunst, ja von der Dankbarkeit der gebildeten Menschheit sein Andenken festlich geehrt worden ist.

Luther in Wittenberg.

Welchem Protestanten, welchem Gebildeten wäre die Scene, die vor uns steht, unbekannt? wer kennte nicht ihre Umstände, ihren Verlauf, ihre Folgen? Eine scheinbar gleichgiltige Handlung: das Anschlagen von Thesen, zu deren Widerlegung ein gelehrter Augustinermönch und Universitätslehrer die Streiter der Gottesgelahrtheit und der Kirche, durch öffentlichen Anschlag, in solenner Weise auffordert. Aber wer wüßte es nicht, daß diese Hammerschläge durch die ganze christliche Erde hallten, daß ihr Schall in das Innerste jenes großen Kirchengebäudes drang, das die langen Jahrhunderte des Mittelalters in solcher Macht und Herrlichkeit beherrscht hatte, daß die stolzen Kirchenfürsten vor jenen Schlägen erbebten, daß der Thron des Papstes vor ihnen wankte und durch alle die Kirchen und Klöster, die Bischofssitze und geistlichen Rathsversammlungen die bange Ahnung wehte: es gehe mit ihrer Macht und ihrer Herrschaft zum Ende? Was war das, das den Schwachen so mächtig machte? Der Geist der Wahrheit, der Geist der Prüfung, das Licht der Oeffentlichkeit, die Stimme der Zeit, der innige Glauben, das fromme Gottvertrauen, der Geist des Christenthums, der Geist Gottes. Mächtigere, Berühmtere und Gelehrtere hatten den Kampf gegen Rom begonnen und waren gescheitert. Eine ganze Nation hatte ihn geführt, und nach hundertfachen Siegen doch nicht entfernt den Erfolg gehabt, den der einzelne Mönch hatte. Das Werk, das zur rechten Zeit und mit dem rechten Sinne begonnen ward, nahm glücklichen und glorreichen Fortgang. Schwach und einsam, mit sich selbst in bangen Zweifeln ringend, aber getrieben von der inneren



Luther



Gewalt des als Pflicht Erkannten, trat der fromme Martin Luther auf und legte der Kirche, legte der Wissenschaft seine Zweifel vor. Er wollte nur Belehrung, Ueberzeugung, Beseitigung seiner Zweifel. Er wollte büßen für seine Zweifel, wenn sie als unberechtigte befunden würden. Er stand in Vielem noch ganz in der alten Kirche, und erst die Verfolgung, erst das stolze, gewaltthätige Abweisen seiner bescheidenen Ansprache trieb ihn, die Forschung, die Prüfung fortzusetzen, öffnete ihm den Blick über tiefere Grundübel und drängte ihn zu dem entschiedenen Gegensatze, den sein ferneres Leben aussprach. Was ihn zum Angriffe drängte: der Ablaßkram mit seinen schreienden Mißbräuchen, mit dem offenen Hohne, den er aller gesunden Vernunft und Sittlichkeit, allem Gefühl und Interesse eines verständigen Volks sprach, es war nicht in der Nothwendigkeit der katholischen Kirche begründet, es war ein Mißbrauch, den nur das vorübergehende Sonderinteresse einzelner üppiger Päpste erzeugt und die Habsucht und Frechheit ihrer Agenten verschlimmert hatte. Man konnte dem Mißbrauch steuern, ohne die Glaubenssätze, an die er sich knüpfte, fallen, ohne die Hierarchie, deren Haupte er diente, entkräften zu lassen. Aber in dem Kampfe, der um diesen Mißbrauch geführt wurde, in der Hartnäckigkeit, mit der man, einem zu höherer geistiger Kraft und zugleich zu dem Bedürfniß eines innigeren, seelenvolleren Glaubens gelangten Zeitalter gegenüber, Alles festhalten, in Allem die Auffassung einer geistlosen und thierisch sinnlichen Vergangenheit — nicht des Mittelalters, sondern seines verderbenden Ausganges — bewahren wollte, trieb man ihn von einer Prüfung zu weiteren. Man hielt ihm das Dogma in einem Sinne entgegen, der für ihn und Viele in seiner Zeit zu grob war, und seine Bedenken darüber wollte man durch die Autorität des Papstes niederschlagen. Dadurch trieb man ihn selbst zu deren Prüfung, und von Schritt zu Schritt, durch Verfolgungen obendrein gestachelt, gelangte er zur Verwerfung des Papstthums und aller Satzungen und Autoritäten, die nicht auf dem Worte Gottes in der heiligen Schrift und den Gewohnheiten und Grundsätzen jener ältesten Zeiten ruheten, die das Christenthum noch in seiner ursprünglichen Lauterkeit kannten. Daß die Verfolgungen ihn nicht wirksam verletzten, dafür bewahrte ihn der hochherzige Schutz der Sächsischen Kurfürsten, aber sie

kränkten und reizten doch den seines redlichen Willens bewußten Mann. Geschreckt hätten sie ihn auch dann nicht, wenn sie ihn in weit größerer Gefährlichkeit bedroht hätten. Denn mit derselben glaubensbegeisterten Festigkeit, mit demselben Bewußtsein der Pflicht, womit wir ihn hier zu dem Kampfe um Wahrheit auffordern sehen, trat er auch, der schlichte, einsame Mönch, vor Kaiser und Reich und des Papstes stolze Legaten. »Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollten mich verschlingen, so fürcht' ich mich doch nicht so sehr, soll ihnen nicht gelingen.« Er vertraute, daß Gott mit ihm sei, »eine feste Burg, die beste Wehr und Waffen.« Auch als sein Kurfürst ihn vor der Reichsacht in den sichern Schirm der Wartburg geflüchtet hatte, verstattete ihm der Geist keine müssige Ruhe, und bald trieb es ihn wieder hinaus in Gefahr und Wirken. Bis an sein Ende wich er niemals von dem, was er einmal als wahr und recht erkannt hatte, weder zur Rechten, noch zur Linken, weder der Mächtigen, noch der Geringen halber, weder aus Furcht vor den Gegnern, noch aus Liebe zu den Seinen, sondern in Allem handelte er in treuester Ueberzeugung. Hat auch er in Manchem geirrt, ist er da oder dort im Eifer zu weit gegangen, Haltbares verwerfend, Irriges feststellend, Jenes zu schwarz, Dieses zu licht erblickend, in Vielem auf einseitigem Standpunkte befangen, so ist er doch niemals mit Bewußtsein Parteimann gewesen, und würde den glänzendsten Sieg seiner Sache nicht mit einer wissentlichen Lüge, Verdrehung, Entstellung, Uebertreibung, ja nicht mit einem Verschweigen des als wahr Erkannten haben erkaufen mögen. Er nahm auch nicht leichthin das auf, was seinen zuerst erfaßten, seinen ihm bestimmend gewordenen allgemeinen Principien zusagte, sondern er prüfte lange und ernst und rang sich nur unter schweren Kämpfen mit sich selbst und den Gegensätzen von einer Stufe zur anderen fort. Er that Alles um die Wahrheit, aber auch nur um die Wahrheit.

Um die Wahrheit, vielmehr für den Glauben, um die Wahrheit nicht des Wissens, sondern des Glaubens. Denn die sind in mächtigem Irrthum, die Luther, seinen Geist und sein Wirken für das Vorbild ihrer glaubensfeindlichen Forschungen, ihn für den Prototyp alles Rationalismus und aller speculativen Vermessenheit nehmen und in dem Princip des Protestantismus alle Strebungen jetztzeitiger Sophi-

sten begründet und gerechtfertigt finden. Es soll nicht geläugnet werden, daß sich bei Luther zu einer großen Gelehrsamkeit, einem nicht gemeinen Scharfsinn und einem in Einzelnem wohl hervortretenden Tiefsinne, zu einem starken Glauben, einem festen Willen, einer brünstigen Frömmigkeit eine gewisse hausbackene Verständigkeit gesellte, die zuweilen auch am unrechten Orte die Führung übernahm und ihn abhielt, so hoch und so tief zu blicken, wie er bei einem noch mehreren Gleichgewichte zwischen Verständigkeit und Tiefsinn gethan hätte. Es giebt Vieles, worüber jene Verständigkeit schnell mit dem Urtheil fertig ist, während ein tieferes Eindringen in die Sache und ein dafür gestimmter und befähigter Sinn ein ganz Entgegengesetztes fällen würde. Aber diese Richtung gehört nicht Luther, sondern seiner Zeit, seinem Lande, seinen Verhältnissen an, ist auch nicht verwerflich, so lange sie nur nicht in Dingen, die ihr zu hoch und zu schwer sind, die letzte Entscheidung geben will. Bei Luther hat sie mehr in äußeren Dingen zu Irrthümern geführt, in Glaubenssachen hat er eher in einem zuweilen zu weit gehenden Tiefsinn, nicht aber in einer zu nüchternen und oberflächlichen Auffassung gefehlt, und ist in Vielem durch sein inniges Verständniß der lauteren Worte Gottes, durch sein echt religiöses Gefühl auf der richtigen Bahn erhalten worden. Denn sein Sinn hat in Sachen der Religion, wie die magnetische Nadel nach dem Magnetpol, sich unabwendbar und unablässig nach Christus und dem Worte Gottes aus seinem Munde gerichtet. Die heilige Schrift war der Felsen, auf dem er seine Lehre erbauete; nicht *seine* Lehre, denn er selbst wollte nichts lehren, als was Christus gelehrt hatte, er wollte die Lehren der Kirche nur zurückführen auf das Wort und den Geist ihres Meisters. Der Protestantismus Luthers protestirte keinesweges gegen Alles, was der menschlichen Vernunft nicht begreiflich war; seine Forschung ging keinesweges darauf aus, aus dem menschlichen Geiste das Geheimniß der ganzen Welt zu ergründen. Das würde er für die frechste, nur durch Wahnsinn zu entschuldigende Vermessenheit gehalten haben. Denn, wenn Einer, besaß er Demuth, Erkenntniß der menschlichen Schwäche und der Grenze der irdischen Kraft, war er fern von jeglicher Selbstvergötterung, so des Menschen wie der Menschheit, und fand er sein Glück und seinen Stolz in dem Berufe: Gott zu dienen. Daß diese

Demuth mit Muth und Freisinn und Seelenadel wohl vereinbar ist, ja daß sie erst diesen Vorzügen die rechte Weihe giebt, hat er bewiesen. Er protestirte nur gegen alles, was Menschenwerk war in der Kirche; er forschte nur nach dem, was Christus gelehrt hatte. War das gefunden, so ergab er sich ihm mit allem Feuer, mit aller Brunst des Glaubens und rang nur danach, sich in zweifelloser Hingebung in die Tiefen dieser Geheimnisse zu versenken, sich in der göttlichen Gnade den Weg zu ihrem Verständnisse zu eröffnen. Die Reformation war zwar zugleich ein Sieg der Vernunft über mancherlei Unvernunft, ist aber weit weniger aus einem rationalistischen Bedürfniß, als aus einem Bedürfniß des religiösen Gefühls hervorgegangen, weit weniger eine Reaction gegen einen abergläubischen Glauben, als eine solche gegen einen abergläubischen Unglauben, nämlich gegen eine Richtung gewesen, die alle geistige Verbindung mit dem Himmel schon verloren hatte und nur noch in Aeußerlichkeiten ihr religiöses Verdienst suchte. Der Mangel an Innerlichkeit, der sich in der damaligen Kirche kund that, das gänzliche Erstorbensein derselben in äußerem Prunk und Flitterwerk, das war es, wogegen der Geist der evangelischen Kirche sich erhob. Daß sie einen besseren Trost, eine stärkere Nahrung, eine sichrere Botschaft von Gott brachte, das war es, was ihr durch alle Länder so viele gläubige, glaubensdurstige Herzen zuführte, ihr gerade die sittlichsten, tüchtigsten Völker gewann und solche Apostel, so starke, muthige, unermüdliche, zu jedem Opfer, jedem Kampfe bereite um sie versammelt hat. Sie hat gesiegt, weil ein zugleich reinerer und wärmerer Glaube, weil mehr von dem Geiste Gottes und von der Lehre Christi in ihr war. Sie hat gesiegt, und was seitdem für religiöse Gefühle bei dem Gesange deutscher Kirchenlieder, bei dem Lesen der heiligen Schrift und ihrer Kernsprüche, bei dem Gottesdienste, wie einfach und schmucklos er auch in schlichten Landkirchen gehalten werde, und da oft am Meisten, bei allen den Handlungen, durch welche die Kirche in das zeitliche Leben eingreift, bei all' dem Verkehr, den redliche Geistliche, nicht mehr die Diener einer für weltliche Herrschaft entbrannten hierarchischen Gewalt, mit dem Leben pflegten, erweckt worden sind, und was sie tröstend, stärkend, sittlich hebend, reinigend, veredelnd auf Menschen und Menschheit gewirkt haben, es ist ihr, es ist Luthers und seiner Mit-

streiter Verdienst. Die letzte Quelle ist Gott und sein Wort durch Christus. Auch der Katholicismus hat Luthern zu danken, denn er ist rückwirkend durch die Reformation gehoben und gereinigt, und alles religiöse Leben der Christenheit ist auf eine höhere Stufe gehoben worden.

Groß und vielfach ist das Verdienst dieses Mannes, das uns der Künstler in seinem ersten offenen Vortreten zu seinem großen und gefahrvollen Werke darstellt. Der Reiniger des Glaubens war durch sein ganzes Leben ein eifriger Streiter für das Wahre und Gute, ein Lehrer seiner Zeit, ein Warner und furchtloser Prediger, ein Vorbild der Besten. Nicht bloß daß er die Religion durch Entfernung vieler Mißbräuche und fremdartigen Außenwerks reinigte und den erstorbenen Leichnam der Hierarchie — denn kaum war es noch ein Joch zu nennen, nachdem die weltliche Macht zu so sichtbarer Ueberlegenheit gereift war — bei Seite räumte, Größeres noch hat er gewirkt, indem er die heilige Schrift in deutscher Mundart den Gläubigen aller Stände und Orte vor Augen legte, und dadurch den höchsten Segen, den Guttenbergs Kunst entfalten konnte, ins Werk setzte. Untergeordnet ist daneben das Verdienst, von dem Deutschen aber doch mit Dank und Ruhm zu erkennen, das Luther sich um die deutsche Sprache erwarb, und daß er selbst in gottbegeisterten, kräftigen Liedern und Weisen so manche fromme Gemüther freudig ansprach.

Man hat ihn neuerdings getadelt, daß er nicht mit gleichem Eifer, mit dem er gegen die kirchliche Gewalt gestritten, auch gegen die weltliche aufgetreten sei, daß er namentlich nicht bei den Bauernunruhen als der Verfechter der Unterdrückten, sondern vielmehr als ihr Gegner und Zuchtprediger aufgetreten sei. In diesen Vorwürfen liegt eine gänzliche Verkennung des Standpunktes, auf welchem sich Luther befand. Zuvörderst kämpfte er überhaupt auch in der Kirchensache nicht für Rechte, welcher Kampf, als zuletzt auf Selbstsucht ruhend, auch nicht so viel Edles hat, als die Meinung ihm oftmals beilegt, sondern er kämpfte aus Pflicht, er kämpfte im Dienste Gottes und weil er nicht länger thun oder lehren wollte, was er für Sünde hielt. Hier zu lehren, zu kämpfen und zu streiten, fand er in seinem Berufe als Priester und Lehrer des göttlichen Wortes. In diesem Dienste und

Berufe kannte er nicht Menschenfurcht, noch weltliches Ansehen, und ist er den mächtigsten Herren furchtlos entgegengetreten. Das Weltliche aber hielt er nicht für seines Amts, und wenn er auch nicht die Unterdrückung und den Mißbrauch der Gewalt gebilligt, vielmehr auch in dieser Beziehung an Fürsten und Adel ernste, strafende Worte gerichtet hat, so hielt er doch auch den Aufruhr mit Recht für sündhaft, glaubte mit Recht, daß nicht auf dem Wege der Revolution das Regiment der wahren Gerechtigkeit und Freiheit erwachsen könne, und fürchtete eine Befleckung seiner reinen Sache, wenn sie mit weltlichen Zwecken vermischt würde. Auch ahnete er wohl, daß die Zeit nicht reif sei zu dem, was den gedrückten Ständen des Volkes allein frommen konnte, und daß es erst — wofür er auch redlich gewirkt hat — einer Hebung, Bildung und Erkräftigung dieser Stände und des gesammten Volkslebens durch Kirche und Schule bedürfe, bevor hier gründlich zu helfen sei. Geholfen hat er doch auch. Mit dem Sturze des alten Princips und dem Siege des Protestantismus verbreitete sich allmälig ein mehrerer Geist der Ordnung, Gewissenhaftigkeit, Verständigkeit auch in dem Staatswesen, die entfesselte Wissenschaft arbeitete auch an diesen Seiten, und die erstarkte landesfürstliche Gewalt reifte zu einem höheren Bewußtsein ihrer Pflichten, so daß nach drittehalb Jahrhunderten, und noch ehe die französische Revolution heraufgebraust war, doch der Zustand in den meisten Ländern ein solcher war, daß die Bauern zu Luthers Zeiten sich glücklich gepriesen hätten, wären sie desselben theilhaftig gewesen; wie vielmehr heute! Was Luther für die Reinigung und Erstarkung christlicher Gesinnung gethan hat, das hat er für Freiheit, Gerechtigkeit und Milde gethan. Denn der Sinn des christlichen Staats ist nicht, wie die Ultra's der einen Seite sagen, daß er in dem Parteigeiste einer Confession handele, noch, wie die Ultra's der anderen Seite sagen, daß er die Welt fallen lasse, um den Himmel zu erobern, sondern daß er von Christen regiert und belebt werde, von Christen, die auf Erden den Vorschriften ihres Meisters gehorchen, seinem Vorbilde nachstreben, um sich des Himmels würdig zu machen, und weil sie innerlich müssen.

Man hat Luther weiter getadelt, daß er die Kirche verabsäumt und dem Verfalle preisgegeben, indem er nur auf die Reinigung der

Lehre bedacht gewesen und die Verfassung der Kirche nicht in gleichen Betracht gezogen habe. Ein Vorwurf gegen die Reformatoren, den schon Melanchthon als nicht ganz unbegründet erkannt hat und der auch wohl nicht ohne allen Grund ist. Indeß muß man hier den Umständen Vieles zur Last legen. Auf der einen Seite fand Luther einen zu erbitterten Widerstand, als daß er nicht hätte weiter gedrängt werden sollen, als er wollte, und er selbst würde wahrscheinlich eine Verfassung mit Freuden begrüßt haben, in welcher die Bischöfe und Concilien als jener Mittelpunkt der Kirche erkannt worden wären, von welchem aus, und nicht von den Einfällen jedes Einzelnen, der sich einen Schwarm macht, die Fortbildung der Kirche wohlthätig erfolgen kann. Aber auch die Bischöfe kamen ihm nicht entgegen und wollten lieber Diener des Papstes sein, der sie in ihrer Herrlichkeit schützte, als Führer der Christenheit auf die Gefahr hin, an äußerem Glanz zu verlieren, was sie an Verdienst und Wirksamkeit gewonnen hätten. Dagegen fand Luther bei weltlichen Herren so viel Entgegenkommen und, neben unverkennbaren weltlichen Interessen, die auch der Sache der Reformation gedient haben, doch so viel warmen und lauteren Eifer für die gute Sache, daß er um so vertrauensvoller ihnen die Leitung der Kirche anheimstellte, je geneigter sie sich doch auch zeigten, das specielle Kirchenregiment auf eine verbürgte, den damaligen Zuständen angemessene Weise zu ordnen.

Endlich hat man, nicht ihn, aber sein Werk als die Quelle der inneren Spaltungen Deutschlands angeklagt. Hier aber mag man zunächst fragen: weß war die Schuld und wer hat angegriffen? Man mag sich ferner erinnern, daß diese Spaltungen so alt sind, wie die deutsche Geschichte, daß alle Jahrhunderte derselben voll sind von inneren Kriegen und schroffer Trennung, daß die Protestanten wenigstens eben so eifrig gegen Türken und Franzosen dem Reiche beistanden, wie die katholischen Reichsfürsten, und besser, als die geistlichen Kurfürsten und Landesherren es öfters thaten, daß der dreißigjährige Krieg weit mehr durch weltlichen Ehrgeiz, als durch kirchliche Feindschaft angefacht und verlängert wurde, und daß die unheilvollste Wendung für Deutschland erst dann eintrat, als sich in Norddeutschland eine Macht erhoben hatte, die zu groß war, um in dem Verhältnisse des Reichsfürsten zu

bleiben, und doch nicht groß und berufen genug, um ganz Deutschland unter ihrem Scepter zu vereinigen. Von da an — gleichviel ob diese Macht protestantisch oder katholisch war — konnte das Verhältniß von Kaiser und Reich nicht mehr halten und mußte ein freies Bundesverhältniß an seine Stelle treten. Dabei wird noch ganz von der Ueberzeugung abgesehen, daß mit einer wahren Centralisirung Deutschlands die stärksten Bedingungen seines Glückes, seiner kräftigen Lebensfülle und seiner geistigen und sittlichen Vorzüge zu Grunde gehen würden.





Gustav Adolphs Landung in Rügen.

Erblickten wir in Luther den glorreichsten, kühnsten und standhaftesten, den glaubensfestesten und lautersten Lehrer und Reiniger der Kirche, so erscheint uns in Gustav Adolph der ruhmvollste und heldenmüthigste Fürst, der in Waffen für den Protestantismus gestritten, und er wird uns in dem Momente vorgeführt, wo er in vollem Feuer des Glaubens und der innigen Theilnahme an der Bedrängniß seiner Brüder herübergeeilt ist und sich den göttlichen Segen für das edelste Werk erfleht. Was man auch über sein späteres Wirken und Streben urtheilen und muthmaßen, was man von den Fallstricken halten möge, die ein in das edelste Gewand gehüllter Ehrgeiz und die Bewunderung seines Zeitalters auch der Reinheit seines Wollens gelegt haben sollen, in jenem Momente war sein Streben, seine Begeisterung nur dem Glauben und der Freiheit gewidmet, fühlte er sich als den Streiter Gottes und der Menschheit, den Retter des Protestantismus, den Befreier Deutschlands.

Irrthum lag auch in dieser Ansicht; aber ein natürlicher und von Vielen und Edlen der Zeit getheilter Irrthum. Auch ohne Gustav Adolphs Dazwischenkunft wäre weder der Protestantismus, noch das, was man Freiheit in Deutschland nannte, gebrochen worden. Berufe man sich nicht auf die Unterdrückung des Protestantismus, die in dem vorhergehenden Jahrhunderte in den Ländern der Häuser Oesterreich und Baiern, wo er schon weite und tiefe Wurzeln geschlagen, gelungen war, und die eben in jener Zeit von Neuem in Böhmen und andern Besitzungen des Hauses Oesterreich durchgesetzt wurde. Abgesehen davon,

daß jene Länder und Völker dem Protestantismus doch nicht so günstig waren, wie das nördliche Deutschland, war hauptsächlich der Umstand entscheidend, daß im Norden, nicht aber im Süden, die Regierungen selbst, die legitimen Obrigkeiten und die gewaltigen Machthaber im Volke sich für den Protestantismus erklärt hatten, mithin seine ganze staatsrechtliche und politische Stellung eine verschiedene und zum Widerstand besser gerüstete war. Der Protestantismus war im nördlichen Deutschland zu tief gewurzelt, als daß er sich hätte ausrotten lassen, und die Kaisermacht mochte wohl augenblicklich unterwerfen, entbehrte aber der Organe und Mittel, eine dauernde Herrschaft zu behaupten. Deutschland ist zu groß, zu vielartig, zu lebensvoll in allen seinen Theilen, zu sehr einer Selbstständigkeit seiner Glieder bedürftig, als daß es von einem Punkte aus wahrhaft beherrscht werden könnte. Die Freiheit aber Deutschlands, oder das, was man damals darunter verstand und was diesen schönen, aber vieldeutigen Namen allerdings insoweit verdiente, als es eben die berechtigte Selbstständigkeit der Glieder umfaßte, es war von den es bedrohenden Gefahren bereits in dem Momente gerettet, wie Wallenstein das Commando abgeben und die Leitung des Krieges wieder an Tilly, den ursprünglichen Feldherrn der katholischen Ligue, überlassen werden mußte. Darin, daß der Kaiser ohne den Beistand der katholischen Reichsfürsten und namentlich Baierns nichts ausrichten konnte, und daß diese selbst ihn nöthigten, seinen Feldherrn zu entlassen und ihrem Feldherrn seine Sache zu vertrauen, lag die Vergeblichkeit der kaiserlichen Pläne entschieden ausgesprochen. Es war dasselbe Verhältniß, was schon in den Zeiten Kaiser Karls V. bewirkt hatte, daß Kurfürst Moritz den Kaiser überraschen und übermannen konnte, was schon in jenen Zeiten ein wenigstens passives Verhalten der katholischen Reichsstände zu den Protestanten erzeugt hatte, die zugleich als Vertheidiger der deutschen Reichsfreiheit auftraten und an dem Karls V., von einer viel größeren Macht getragener und von viel höherem Geiste belebter Plan gescheitert war. Jeder ähnliche mußte daran scheitern — Kaiser Joseph II. hat das erfahren — und wie glänzend auch ein vorübergehender Sieg der Kaisermacht erscheinen mochte, aus irgend einem Winkel Deutschlands trat doch über kurz oder lang der Widerstand auf, ihre eignen Reihen verließen sie, oder erklärten sich wider sie, und sie

mußte zurück auf den unwiderruflich gegebenen Standpunkt. Eine reelle Uebermacht des Kaisers wollten weder katholische, noch protestantische Reichsstände.

Indeß war das auch alles wahr, so ist es doch natürlich, daß im Momente selbst nur Wenige es durchschaueten, daß Wenigeren noch, wenn sie mit Unterdrückung bedroht werden, aus der Versicherung ein ernstlicher Trost gewonnen wird: diese Unterdrückung könne nicht ewig dauern, und daß bis dahin, wo Deutschland sich selbst geholfen hätte, gar manche schwere Bedrückung der Protestanten aus dem Uebergewichte der katholischen Ligue und durch sie des Kaisers hervorgehen konnte. Wenn daher auch einige Fürsten und zwar gerade die mächtigsten protestantischen, für ihre Sicherheit nicht so bangend, wie die schwächeren, mit vorahnendem Geiste die Einmischung der Fremden nur ungern sahen und sich das Bündniß des Retters und Befreiers mehr aufzwingen ließen, als daß sie ihm mit offenen Armen entgegengekommen wären, so war doch die gemeine Meinung im protestantischen Deutschland eine andere: man jubelte dem nordischen Helden entgegen, und zürnte denen, die nicht sofort ihr Land und ihre Leute zu seiner Verfügung stellten.

Der sogenannte dreißigjährige Krieg war ein dreißigjähriger Kriegsstand, in welchem die kriegführenden Theile, ebenso wie die einzelnen Zwecke des Kriegs, fortwährend gewechselt haben und nur die Hauptfragen stehen blieben, vor deren Lösung der Kriegsstand nicht beendigt werden konnte. (Sie waren vor seinem Ausgange im Wesentlichen gelöst, aber die einmal erfolgte Einmischung der Fremden und die im Kriege selbst entstandenen Verwirrungen verlängerten ihn noch über die Dauer der Nothwendigkeit.) Die Hauptfragen waren: die Stellung des Hauses Habsburg zum deutschen Reiche und zu der Landesherrlichkeit der Reichsstände; die Stellung desselben Hauses zu ganz Europa, sofern die beiden Hauptzweige desselben, in Spanien und Oesterreich, sich von Italien aus durch Hochburgund und die Niederlande die Hände reichten und Frankreich diese Verbindung zu brechen trachtete; die Gestaltung endlich des inneren Besitzstandes in Deutschland und ob hier sich neue Gebäude erheben könnten, oder nur die in der zeitherigen geschichtlichen Entwickelung fest gegründeten Gewalten sich, mit Ausschluß fernerer Mitbewerber, erhalten sollten. Darein haben sich mannigfache

Zwischenfragen gemischt, durch die Anmaßungen veranlaßt, welche sich die Sieger gegen die politischen Rechte, oder den Glauben der Besiegten erlaubten. Es haben bald politische Interessen, bald Parteizwecke sich geltend gemacht. Die Händel des Auslandes zeigten ihre Nachwirkung und haben größeren Einfluß auf Gang und Ausgang dieser deutschen Wirren gewonnen, als diese auf erstere geäußert haben.

Der Krieg selbst setzte sich, wie bemerkt, aus verschiedenen einzelnen Unruhen und Kriegen zusammen. Zuerst sehen wir die Nachkommen der alten Hussitenpartei in Böhmen sich gegen Matthias und Ferdinand II. zu Gunsten der von Rudolph II. ihnen gemachten Concessionen erheben, die österreichische Herrschaft abwerfen und die Krone dem Pfälzer Kurfürsten Friedrich anbieten. Eine unglückliche Wahl, da Friedrich als Reformirter die lutherischen Reichsstände, als Pfälzer das Haus Baiern wider sich hatte und sein Land zur Unterstützung der Sache nicht günstig lag. Ein unglücklicher Entschluß: die Annahme, da Böhmen unter ungleich ungünstigeren Umständen seine Selbstständigkeit nicht hat behaupten können, der Geist der Hussiten verraucht, die österreichische Gewalt so mächtig gewachsen und im Innern des Landes selbst eine starke Partei durch Interessen an den Thron des Kaisers geknüpft war. Friedrich fand in Böhmen eine Parteisache, wo er eine Volkssache erwartet hatte. Von Deutschland aus zogen ihm tapfre Abenteurer mit geworbenen Truppen zu, aber politische Mächte verließen ihn, traten wider ihn auf. Daß er sich mit Vorliebe auf die deutschen Freunde stützte, erregte Neid und Eifersucht bei den Böhmen. Ferdinand harrte in großer Bedrängniß standhaft aus, gewiß, daß die Zeit seine Chancen verbessern, die des Gegners verschlimmern müsse. Baiern, selbst Sachsen, dem an einem selbstständigen Böhmen nichts gelegen war, traten für ihn auf, und daß die Schlacht auf dem weißen Berge (8. Nov. 1620) die Sache des Kurfürsten sowohl, als die seiner böhmischen Partei, augenblicklich, gänzlich und rettungslos brach, bewies am Besten die Unvermeidlichkeit dieses Ausganges. — Aus diesem ersten Kriege entspann sich ein zweiter. Baiern mußte belohnt werden, und man bestimmte ihm Länder und Würden des besiegten Kurfürsten, der in die Acht erklärt ward. In der Noth fand er mehr Freunde, als im Glücke. Noch war die Zeit, wo ein Fürstenname und etwas Geld

zum Anfange wohl ermuthigen mochten, auch der größten politischen Macht entgegenzutreten. Ausgerichtet ward freilich mit solchen Mitteln, sobald sie sich nicht an begründete Landesinteressen, an die Macht eines geschlossenen und eingewurzelten Staates anlehnten, nichts mehr. Auch diesmal nicht. Die protestantische Union hatte die Pfalz nicht beschützen können und sich in ihrer Ohnmacht aufgelöst. Die einzelnen Freunde des Kurfürsten wurden gebrochen. Die Einfälle Bethlen Gabors in Oesterreich hinderten die Armee der Ligue, die Tilly befehligte, nicht, sich, unter Beihülfe der von den Niederlanden herübergekommenen Spanier Spinola's, der Pfalz zu bemächtigen und die Trümmer der Feinde bis nach Niedersachsen zu verfolgen. Hier nun erwuchs durch den Uebermuth der Sieger ein dritter Krieg. Sie glaubten den Protestantismus gebrochen, bedrückten überall, wohin ihre Waffen reichten, die Protestanten, und man besorgte zunächst die Einziehung der säcularisirten Stifter in Niedersachsen. Das griff den dortigen Fürsten ans Leben; der niedersächsische Kreis bewaffnete sich, und an die Spitze der gewaffneten Defensive trat Christian IV. von Dänemark, als Herzog von Holstein und niedersächsischer Kreisobrister. Jetzt nun trat eine zweite Verwickelung hervor. Oesterreich war im Hintergrunde geblieben, durch innere Händel und innere Schwäche gebannt, und Deutschland hatte den zeitherigen Vorgängen mit größerer Ruhe zugesehen, weil sie Reichssache blieben und nicht zu Gunsten des Kaisers, sondern eines einzelnen Reichsfürsten erschienen. Aber bei dem Anblick der großen Erfolge der Ligue, der siegreichen Stellung, die sie einnahm und der Aussichten, die sie hatte, erwachte in dem Oesterreichischen Cabinette der Wunsch, diese Vortheile in eigne Hände zu bringen. Die Mittel dazu bot ihm Wallenstein, mit seinem Grundsatze, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse. Er schaffte ein Heer, operirte unabhängig, vertrieb den Mannsfeld und überschwemmte Norddeutschland. Brandenburg mußte die Baierische Kur anerkennen. Die Herzöge von Mecklenburg wurden in die Acht erklärt und aus ihren, an Wallenstein pfandweise überlassenen Ländern vertrieben. Christian IV. mußte den Lübecker Frieden (12. Mai 1629) unterzeichnen. Das Restitutionsedict ward erlassen. Jetzt stand die Sache anders, und nicht bloß für den Protestantismus ward gebangt, sondern überhaupt eine Uebermacht des

Kaisers gefürchtet. Aber wie wenig sie ernstlich zu fürchten, wie wenig eine Wiedererhebung der Kaisermacht unter damaligen Umständen möglich war, bewies die Leichtigkeit, mit welcher diese Gefahr beseitigt ward. Nicht die protestantischen Stände, die katholischen Bundesgenossen des Kaisers selbst bewirkten die Entlassung Wallensteins, die Verminderung der Oesterreichischen Armee und daß diese, mit dem liguistischen Heere vereinigt, unter Tilly's Commando gestellt wurde. Damit waren die herrschsüchtigen Pläne, deren man den Kaiser beschuldigte, bereits gebrochen. Der Protestantismus hatte noch immer zu fürchten, und bei ihm währten daher Mißtrauen und Opposition fort. Die Zagenden und Unzufriedenen unter den Protestanten, von ihren mächtigeren, aber auch sich für gesichert haltenden Mitständen, Brandenburg und Sachsen, verlassen, sahen sich nach auswärtiger Hilfe um, und auch Frankreich war, besonders um italischer und niederländischer Beziehungen willen, daran gelegen, dem Hause Habsburg Verlegenheiten zu bereiten. Durch französische Vermittelung ward der junge Heldenkönig von Schweden, Gustav Adolph, bewogen, sich einer Sache zu widmen, für die er schon früher zu kämpfen bereit gewesen war. Der Schwedenkönig hatte hohen Ruhm in den nordischen Kriegen erworben, er war persönlich von Oesterreich gereizt worden, er war der Ausdruck eines von Thatkraft glühenden Volksthums, das überall hin nach Bahnen des Ruhmes suchte, er war aber auch voll von religiöser Begeisterung und umfaßte die Aufgabe von der Seite des Glaubenskampfes. Damit verbreitete er über das Ganze eine heilige Weihe, regte einen neuen Aufschwung des Gefühls an und gründete seiner Sache neue Stützen im Volksthum. Wenige Charaktere, die in der Geschichte so strahlend und herzgewinnend dastehen, wie Gustav Adolphs: mit mildem Sinne und sicherem Maße die große That, mit Heldenkühnheit Verstand und Ruhe, mit dem Adlerflug des Genies die lautere Gottesfurcht und christliche Demuth vereinigend, ein Heldenfürst, ritterlich, bürgerfreundlich, streng und milde, jedes zur rechten Zeit, in Waffen stark und die Wissenschaft ehrend, edel, hochherzig, freudig und fromm. Selten in allen Zeiten und bei allen Völkern die Vereinigung solcher Eigenschaften, am seltensten bei den Schweden — einem edlen, aber heißstirnigen Volke — diese Tugend des rechten Maßes, der Harmonie in Geist und Gemüth,

des hellen Blickes, weisen Urtheils bei kühnem, strebendem Sinne. Und nun das größte Glück: vor der schwersten Probe, vor dem, vielleicht vergeblichen, vielleicht tadelnswerthen Versuche den Heldentod im glorreichsten Siege der edelsten Sache zu sterben!

Auf die schwedische Flotte, aus 30 Kriegs- und 200 Transportschiffen bestehend, wurden 15,000 Mann trefflicher, in Krieg und Kriegszucht wohlgeübter Truppen eingeschifft; widrige Winde hielten sie bis in den Juni auf, und erst am 24. Juni 1630 erreichten sie deutschen Boden: die Insel Rügen. Hier stieg Gustav Adolph ans Land, dankte knieend, im Angesichte der Seinen, seinem Gotte für den zeitherigen Schutz und erflehte den ferneren Segen. Das ist die Scene, der unser Kunstwerk gilt.

Gestärkt durch das Bewußtsein des edelsten Wollens, durch das Vertrauen auf Billigung und Beistand von Oben, eilte Gustav Adolph mit seinem, durch Geist und Gemüth eines solchen Führers und durch solche Eindrücke mächtig gehobenen Heere zur raschen That. Die kaiserlichen Garnisonen, nur schwach in jenen Ländern vertheilt, mußten weichen, und der Herzog von Pommern, Stettin eröffnend, den Schweden beitreten. Was dieser halb gezwungen that, das that der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel zuerst freiwillig. Dem von Tilly belagerten Magdeburg Entsatz zu bringen, daran behinderte die Schweden die Unlust des Kurfürsten von Brandenburg, sich ihnen anzuschließen. Man mußte erst die Kaiserlichen aus Brandenburg vertreiben und den Kurfürsten zum Beitritt zu einer Sache zwingen, die ihm um so weniger genehm war, je gewisser er für Brandenburg ein schwedisches Principat gefährlicher hielt, als was Oesterreich etwa in Norddeutschland erreichen konnte, wie denn in der That die Schweden Brandenburg Noth genug gemacht haben. Bevor nun Brandenburg gewonnen war, ging Magdeburg in Flammen und Sturm verloren. Dies aber ein Brand, der, wie der Brand von Moskau, ein Rettungszeichen durch die bangende Welt erschien, die Gemüther wunderbar ergreifend und nicht schreckend, sondern, wie es bei Männern sein soll, zum Entschluß treibend. Die Meinung ward immer entschiedener gegen die Ligue gewendet und sah hoffend auf die Schweden und ihren König. Auch Kursachsen hatte gezögert. Es wollte die würdigste und für Deutschland

ehrenvollste und vortheilhafteste Politik bilden: eine Mittelmacht der evangelischen Reichsstände gründen, die an den Kaiser die Forderung der Zurücknahme des Restitutionsedicts richten und mit 40,000 Mann unterstützen sollte. Der Convent zu Leipzig ward auch gehalten, der Beschluß gefaßt, die Rüstung begonnen. Aber das Ganze kam zu spät und man mußte zwischen Schweden und Oesterreich wählen. Tilly's Uebermuth selbst zwang den Kurfürsten, sich in die Arme der Schweden zu werfen. Dies und das Anrücken der Schweden, die inzwischen den Mecklenburgern ihre Herzöge zurückgegeben, nöthigte Tilly, von seinem Angriff auf Kassel abzustehen und in der Nähe Leipzigs, bei Breitenfeld, begegneten sich die Heere der Kaiserlichen und Liguisten auf der einen, der Schweden und Sachsen auf der anderen Seite. Der von den Gegnern geringgeschätzte nordische König erfocht einen glänzenden Sieg (2. Sept. 1631), der die ganze Sache in einer solchen Weise wendete, wie es selten in der Geschichte die Folge einer einzelnen Schlacht gewesen ist. Den Liguisten gebrach es in dortigen Gegenden an allen Stützpunkten, und ihrer Niederlage mußte ein gänzlicher Rückzug folgen. Groß war der Jubel durch Deutschland, glänzend hob sich der Name des Königs, und die Huldigungen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden, konnten wohl Gedanken aufregen, die ein reiferes Urtheil, ein fester Wille wohl noch zu bemeistern, nicht aber ganz zu verdrängen vermochte. Jedenfalls ging Gustav Adolph nicht auf das ein, was, dem angegebenen Zwecke des Kriegs nach, das Nächste gewesen wäre: dem Kaiser einen sicherstellenden Frieden zu dictiren. Er überließ Böhmen dem Kurfürsten von Sachsen, der doch nichts Haltbares darin machen, nicht einmal Oesterreich verhindern konnte, eine Armee zu sammeln. Er verfolgte nicht einmal Tilly, wodurch er Baiern vielleicht zum Frieden genöthigt hätte; sondern er zog durch die fetten Bisthümer Frankens und der Rheinlande, sichtbar bedacht, eine gebieterische Stellung in Deutschland einzunehmen und sich in Seiten zu wenden, wo er weniger durch die Rücksichten auf mächtige Verbündete beschränkt würde und die Beziehungen zu Frankreich besser in Händen hätte. Er besetzte, durchzog und eroberte Städte, brandschatzte Kirchengut; einen Gegner, mit dem ein ernster Strauß zu fechten, über den ein Sieg etwas Entscheidendes gewesen wäre, fand er dort nicht und

hat auch nichts Wirksames daselbst ausgerichtet. Endlich ging er zurück und wider Baiern, wo Tilly inzwischen Zeit gehabt hatte, sein Heer wieder in wehrhaften Stand zu setzen. Doch Tilly's Glücksstern war seit Magdeburg erblichen, und in der Schlacht am Lech (5. April 1632) fiel Tilly selbst, nicht als Sieger, und die Schweden drangen in das offne, wehrlose Baiern ein. Jetzt nun mußte dieses von Oesterreich den Schutz und die Hilfe hoffen, die es vorher diesem gebracht hatte, es mußte nun in Wallensteins Rückkehr willigen, und nun trat Oesterreich wieder in den Vorgrund. Wallensteins Name genügte, ein Heer zu schaffen, die Sachsen wurden aus Böhmen vertrieben, Wallenstein vereinigte sich mit den Baiern und hielt vor Nürnberg, im unerstürmbaren Lager jede Schlacht vermeidend, die Schweden so lange im Schach, bis sie, des vergeblichen Harrens müde, abzogen. Nun eilte er nach Sachsen, zwang dadurch die Schweden, ihm dorthin zu folgen, und hier, wenige Stunden von Gustav Adolphs großer Siegeswahlstatt, ward bei Lützen in mächtiger Schlacht ein Sieg der Schweden (6. Nov. 1632) durch Gustav Adolphs Heldentod erkauft.

Nun nahm der Krieg einen viel wilderen, verworreneren Charakter an, bei welchem Vieles bloß um des Krieges selbst willen geschah, und das Sonderinteresse der Fremden, Frankreichs und Schwedens, sowie einzelner Ehrgeizigen, Ländersüchtigen im Reiche nackt und grell hervortrat. Französisches Geld und Schwedischer Schutz bewaffneten viele unternehmende Kriegsführer. Gustav Adolphs Wirken hatte das Gleichgewicht zu Gunsten der protestantischen Sache hergestellt, ja ihr ein Uebergewicht verliehen. Nach seinem Tode, wo das französisch-schwedische Sonderinteresse sichtbar wurde, entstand bei einzelnen Verbündeten unter den Deutschen Lauheit, und nur die hielten standhaft zu den Schweden, die entweder von Oesterreich zu viel zu fürchten hatten, oder durch den Krieg zu gewinnen hofften. Die Schlacht bei Nördlingen (1. Sept. 1634) stellte auch zu Gunsten Oesterreichs ein Gleichgewicht des Kriegsstandes her. Wallensteins Tod (25. Febr. 1634) entfernte eine besondere Verwickelung. Das Mißtrauen der Protestanten milderte sich, und Sachsen, die Einmischung der Fremden hassend und ebenso jeder Auflehnung gegen den Kaiser, wo nicht äußerste Noth drängte, abgeneigt, schloß zu Prag einen Frieden (30. Mai

1635), der auf eine allgemeine Aussöhnung Deutschlands berechnet war, zunächst aber die Vertreibung der Schweden und Franzosen bezweckte. Brandenburg aber und die meisten Reichsstände traten ihm bei. Daß dieser Frieden weder die Pfälzer Angelegenheit, noch die Amnestiefrage genügend ordnete, erhielt den Zwiespalt, und am schlimmsten war, daß, außer Oesterreich, Baiern und Sachsen, Niemand der nächsten und dringendsten Aufgabe: der Vertreibung der Fremden, ernstliche Kräfte widmete. Frankreich und Schweden boten Alles auf, den Krieg zu verlängern und zu ihrem Vortheile zu wenden, und unter furchtbaren Leiden Deutschlands ward ein wahrer Raubkrieg — denn mit Gustav Adolph war die sittliche Zucht auch von den Schwedischen Heeren gewichen — so lange fortgesetzt, bis zuletzt ein Frieden auf Kosten der Schwächeren und Deutschlands geschlossen werden konnte. Was der Westphälische Frieden etwa dem Kaiser auflegte, das war schon lange vor ihm entschieden. Sonst hat Oesterreich in dem Kriege nichts verloren, als die Lausitz an Sachsen, wofür es durch die hergestellte Gewalt in Böhmen reichlich entschädigt war, und seine ihm unwichtigen Besitzungen im Elsaß. In der Kirchensache erfolgte doch eigentlich nur eine Bestätigung des Religionsfriedens. Baiern behielt die Kur und die Oberpfalz, und für Pfalz ward eine neue Kur begründet. Brandenburg, Mecklenburg, Kassel, Lüneburg erhielten säcularisirte Stifter. An Frankreich kamen die Oesterreichischen Besitzungen im Elsaß, an Schweden Vorpommern mit Rügen, ein Theil von Hinterpommern, Wismar, Bremen und Verden. Dazu, deshalb die furchtbaren Leiden und Drangsale eines dreißigjährigen Kriegsstandes und die fortdauernden Einmischungen der Fremden. So theuer mußte Deutschland dafür zahlen, daß es die Fremden in einer Sache berufen hatte, die es, bei einiger Klarheit des Sinnes, Festigkeit des Willens und gegenseitiger Billigkeit, so leicht und einfach selbst zu ordnen vermocht hätte.





Carl XII.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Karl XII. in der Schlacht von Pultawa.

Wir sahen in der vorhergehenden Schilderung den glorreichen, herrlichen Anfang der Schwedischen Macht. Die jetzige soll uns ihr seltsames und doch so natürliches Ende erklären, und zeigt uns in einem Beispiele zusammengedrängt, was in größerem Maaße und weiterem Zeitraume die Geschichte des Volks wiederholt.

Schweden hatte durch ein kräftiges Volk und mehrere große Kriegsfürsten, sowie durch die vorübergehende oder bleibende Schwäche der Nachbarstaaten in Deutschland, Dänemark, Polen, Rußland, beträchtliche Erweiterungen seines Besitzthums, hohes, weitreichendes Ansehen, großes Selbstvertrauen und Kriegskraft erworben und sich zu dem Range einer europäischen Großmacht, zu einer wichtigen Stimme in dem Rathe Europa's erhoben. Dazu befähigte es nicht die Lage des Landes, nicht die Zahl seines Volks. Vorübergehende Ursachen hatten dieses Glück begründet, und ähnliche Ereignisse mußten, wie die begründeten Verhältnisse in ihr Recht traten, es wieder brechen, wenn es nicht, wie später Brandenburg, gelang, das durch Ereignisse Erworbene auf Verhältnisse zu stützen. Das wäre den Schweden höchstens in den Ostseeprovinzen, gegen Polen und Rußland hin, möglich gewesen, und es fehlte der Sinn dazu. Auch hinderte Eins das Andere, und, zwischen den deutschen, skandinavischen und finnisch-slavischen Interessen schwankend, ward nirgend das Rechte gefördert. So ist im Verlaufe der Zeit eins nach dem Anderen wieder verloren gegangen. Das Schlimmste, daß Schweden über dem Streben, sich auf die Stufe

einer Macht des ersten Ranges zu heben und darauf zu erhalten, wozu es nicht berufen war, die Mittel versäumte, sich auf der einer Macht des zweiten Ranges zu behaupten, wozu es vollen Beruf hatte.

Das Sinken begann in einer Zeit, die auf die höchste Höhe zu führen schien, in einer Zeit, die die Geschicke Europa's scheinbar in die Hände eines schwedischen Kriegsfürsten legte.

Karl XII. hatte in sehr jungen Jahren den schwedischen Thron bestiegen. Er fiel in eine Zeit, über die man jetzt nur Ungünstiges zu urtheilen gewohnt ist, die aber, indem sie einen Wilhelm III. von England, Peter I. von Rußland, Ludwig XIV. von Frankreich, einen Eugen, Marlborough, Heinsius, einen Ludwig von Baden, einen Vendome, Villars, Berwick, Boufflers, einen Peterborough, Stahremberg, einen Montesquieu, einen Newton und Leibnitz erzeugte, bewiesen hat, daß sie Kräfte genug in ihrem Schooße trug. Karl XII. erschienen, in Erinnerung seiner Vorfahren, kriegerische Tugenden und Erobererruhm das Höchste. Wie selten ein Fürst den Beruf des Kriegers in sich fühlend, war es bei dem Fürsten natürlich, daß er auch diesen Beruf über alles setzte, alles aus dem Gesichtspunkte des Kriegers ansah und den Staatsmann vergaß, der dem Fürsten am höchsten stehen muß. In einseitiger Richtung, dachte er nur durch Schlachten zu erobern, auf sich und sein Kriegsglück seine Werke zu stellen, und bedachte des Menschen Natur nicht und die der Dinge. Im Uebrigen hatte er sich einer an die Stoa erinnernden Rauhheit der Sitte ergeben, die nicht gerade affectirt, aber renommistisch und in ihrer schroffen Einseitigkeit an Affectation grenzend war. Im höchsten Grade war er starrsinnig, ein Eisenkopf. Rechtliebend war er, aber sein Rechtsbegriff ein enger, willkürlich gesetzter, bloß äußerlicher, nicht das Kind der Weisheit und Humanität.

Die ehrgeizigen, ländersüchtigen Nachbarn in Rußland, Dänemark, Polen hielten den jungen König gering und die Zeit seiner Thronbesteigung geeignet, sich über ihn und Schweden zu bereichern. Die Umstände schienen günstig, denn die Schweden befreundeten Mächte: England, Holland, Frankreich, waren mit den Verwirrungen der spanischen Erbschaft zu sehr beschäftigt, als daß sie den nordischen Angelegenheiten hätten rechte Aufmerksamkeit schenken können, und so entspann

sich jenes seltsame Schauspiel zweier neben einander hergehender, ganz Europa bewegender Kriege. Gegen Schweden machte Dänemark den Anfang, das plötzlich, um den Altonaer Vertrag zu vernichten, das von Schweden beschützte Holstein angriff (März 1700). Es war fruchtlos, und nicht bloß Schweden, sondern auch Braunschweiger und Holländer eilten zur Hilfe, und Brandenburg ließ die den Dänen verbündeten Sachsen nicht durch. Aber die Verbündeten: Peter I., August II. und Christian V. wußten nicht, wie erwünscht dem nach Krieg und Ruhm dürstenden Schwedenkönig es war, daß er nun einen nach seinen Begriffen gerechten Anlaß zum Kriege hatte. Er beschloß, ihn nicht bloß zur Abwehr des Angriffs, sondern auch zur Züchtigung seiner Feinde und zur glorreichen Erhebung des schwedischen Namens zu benutzen. Er entraffte sich seiner Apathie und nahm von Stunde an die kriegerischen Sitten eines Spartaners und die phantastische Ruhmsucht seines Lieblingshelden, des makedonischen Alexanders, an. Hätte er doch aus dessen Beispiele gelernt, daß das im Moment Errungene, nicht auf bleibende Verhältnisse Gestützte auch mit dem Moment verfliegt!

Karl XII., von englischen und holländischen Schiffen unterstützt, griff Kopenhagen zu Land und zu Wasser an und dictirte den Vertrag von Travendal (18. Aug. 1700), der jedoch, da die Seemächte auch Dänemark nicht sinken lassen wollten, nur die Herstellung des zeitherigen Standes und eine Entschädigung für Holstein bedingte. Inzwischen hatte August II. einen Angriff auf Riga versucht, und die Russen waren in Liefland eingefallen und belagerten Narwa. Da landete Karl XII. mit 20,000 Mann bei Reval und Pernau. Peter war einer zweiten Armee entgegengegangen, und dachte die Schweden einzuschließen und durch die Massen zu erdrücken. Aber Karl ging mit nur 8000 Mann voraus, griff die 80,000 Russen an und schlug sie bei Narwa (30. Nov. 1700) in einer Schlacht, die an die Kämpfe der Griechen und Perser erinnerte, so gänzlich, daß auch der Czar mit der zweiten Armee sich auf den Heimweg machte. Rasch eilte Karl nun vor Riga und vertrieb die Sachsen. Nun erklärte er dem erstaunten Europa, daß er sich berechtigt halte und entschlossen sei, August II. zu entthronen und den Polen einen neuen König zu geben. Diese Sache

schmeichelte seinem Ehrgeiz, trug den Schein gerechter Rache, ließ sich selbst als Volksbefreiung darstellen, war aber auch jedes reellen Zweckes ermangelnd, rein auf Persönlichkeiten gestellt, um Persönlichkeiten sich drehend, ein Werk des Individuums und des Kriegsfürsten, nicht des Staatsmannes.

Die Schweden rückten in Polen ein und schlugen sich dort durch mehrere Jahre mit den Sachsen, während die Polen, wie gewöhnlich, für und wider intriguirten, complottirten und conföderirten, ohne durch klaren Entschluß und kräftige That eine Selbstbestimmung ihres Geschicks zu versuchen. Wie in einer Reihe von Siegen die schwedische Sache immer überlegener wurde, vermehrte und hob sich auch die von Karl geschaffene Partei in Polen. Durch die Conföderation von Warschau ließ er (14. Febr. 1704) August II. des Thrones verlustig erklären. Er wünschte den Prinzen Jacob Sobieski gewählt, dem in der That die Erinnerung an den großen Befreier von Wien einen Anhang sicherte. Aber August II. gelang es, diesen Throncandidaten in seine Gewalt zu bringen. Darauf fiel die Wahl des Schwedenkönigs auf einen einfachen polnischen Edelmann, einen Mann von edlem Charakter, der aber lediglich Karls Geschöpf war: den Stanislaus Lescynsky, und obwohl darüber die schwedische Partei selbst sich spaltete, so erwirkte doch die schwedische Armee die Erwählung des Stanislaus zum Könige von Polen (12. Juli 1704). In Besitz kam er nur, wo die schwedischen Waffen herrschten. Die aber erlangten mehr und mehr die Oberhand, und August ging nach Sachsen, mit dessen Kräften er zeither schon hauptsächlich den Krieg erhalten. Sächsische Truppen setzten den Krieg in Polen fort, und nach einer abermaligen Niederlage derselben faßte Karl den überraschenden Entschluß, seinen Feind in Sachsen selbst aufzusuchen. Er ging rasch durch Schlesien und rückte (5. Sept. 1706) mit 23,200 Mann in Sachsen ein. Die deutschen Mächte, damals in den furchtbaren spanischen Erbfolgekrieg verwickelt, konnten ihrem Mitstande nicht helfen, mußten vielmehr Alles vermeiden, was den Schwedenkönig hätte reizen und ihm einen Vorwand geben können, das Gewicht seines Kriegsruhms, überhaupt des Eindrucks, den sein seltsames Wesen, seine Starrheit und seine wunderbaren Erfolge auf die Zeit gemacht hatten, sowie das seines kriegsgeübten Heeres in die Wagschale

Frankreichs zu legen. Denn das war die Zeit, wo die beiden gleichzeitigen großen Kriege gewissermaßen ineinanderliefen, ohne sich doch mit einander zu vermischen. In dem Feldlager des Königs Karl zu Altranstädt fanden sich Gesandte aller Mächte ein, und selbst der berühmte Herzog von Marlborough erschien persönlich, und suchte den König mit allem Zauber seiner Diplomaten- und Hofmannskünste zu umspinnen und ihn gegen die Lockungen Frankreichs taub zu machen. Vielleicht daß weniger diese Bemühungen den König bestimmten, als theils eine dunkle Ahnung, daß er in dem südlichen Kriege es mit ganz anderen Kräften aufzunehmen haben würde, als in Rußland und Polen, theils und hauptsächlich die Unmöglichkeit, einen scheinbaren Grund zum Bruche mit den Alliirten zu finden. Karl XII. hat manche Ungerechtigkeit, selbst Grausamkeit begangen, und doch war eine gewisse Buchstabengerechtigkeit die fixe Idee seines herben Charakters. Aus bloßer Politik that er nichts, weder aus guter, noch aus schlechter; es mußte eine Art von Rechtsgrund, eine Beleidigung, ein Angriff dasein. Es scheint, er hätte für sein Leben gern einen solchen gegen Oesterreich gefunden. Er benutzte seine Stellung zu mancherlei Forderungen, besonders in Bezug auf die schlesischen Protestanten. Aber man behandelte ihn mit einer ihn zur Verzweiflung bringenden Höflichkeit. Man räumte Alles ein — bis er fort war. Außerdem war er zeither mit Holland und England in freundschaftlichen Verhältnissen gewesen und hatte von ihnen im Beginn seines Krieges Beistand erfahren. Er hatte keine Sympathie für Frankreich, und hatte es selbst billig gefunden, daß Alles auf den westphälischen Frieden zurückgeführt werde. Er konnte nicht brechen, ohne sich selbst untreu zu werden. Endlich rief ihn auch noch die alte Feindschaft und die Rache auf eine andere Seite, indem, während er in Polen beschäftigt war, die Russen Liefland, Ingermannland und Karelien erobert hatten, und diese Erwerbungen als so sicher betrachteten, daß sie eben St. Petersburg gegründet hatten.

König August konnte dem übermächtigen Feinde nichts verweigern. Er mußte den Frieden unterzeichnen, den Karl zu Altranstädt (24. Sept. 1706) dictirte. Er mußte auf Polen und Litthauen verzichten, den König Stanislaus anerkennen, das russische Bündniß aufgeben, den Patkul an Karl zur Befriedigung einer grausamen Rachsucht ausliefern,

zusehen, wie Karl bis in den September des folgenden Jahres (1707) in Sachsen blieb, sein Heer auf 44,050 Mann verstärkte und an Geld und Kriegsbedarf auf 23 Millionen Thaler aus Sachsen zog.

Endlich zogen die Schweden ab, und zwar direct zu dem Zuge, durch welchen Karl seinen dritten Gegner gänzlich zu brechen hoffte, in Wahrheit aber nur sich selbst seine Grube grub. Er ging durch das verwüstete Polen, überschritt den Dnieper und drang auf Smolensk. (Wie klein doch seine Macht im Vergleich zu der, mit welcher ein Jahrhundert später ein ebenso unkluger und noch verhängnißvollerer Zug gegen dasselbe Reich unternommen ward!) Wie 1813, vertheidigten sich die Russen, indem sie überall zurückwichen und das wüste, ungastliche Land für sich streiten ließen. Vielleicht hätte Karl die damals noch nicht so fest gewurzelte Herrschaft Peters stürzen können, wenn er mit noch frischen Kräften direct auf Moskau gezogen wäre. (Hundert Jahre später gereichte der entgegengesetzte Entschluß den Franzosen zum Verderben.) Karl scheint auch anfangs auf Moskau gewollt zu haben, und erwiederte auf Peters Friedenserbietungen: daß er nur zu Moskau unterhandeln wolle. Er hatte Lust, einen zweiten Gegner zu entthronen. Wäre damit Rußland vernichtet gewesen? Ein Kosakenhäuptling, der abenteuerliche Mazeppa, lockte ihn in die Ukraine, wo er bessere Winterquartiere und in den inneren Oppositionselementen der russischen Herrschaft Stützen zu finden hoffte. Es scheint, er wollte ein ähnliches Verfahren einleiten, wie ihm in Polen gelungen war, und die Sache hätte eine Bedeutung erlangen können, wenn er wirklich die Stütze fand, die ihm versprochen war, und wenn vielleicht auch Polen mithalf, die Pforte beitrat. Aber die letztere war seit Langem schon nicht mehr in der Verfassung, den rechten Moment zu erkennen und zu ergreifen; in Polen war König Stanislaus ohne Halt und mit dem schwedischen Befehlshaber in stetem Hader — beides die Folge des ganzen Verhältnisses — und bei Mazeppa zeigte sich, was sich so oft ergiebt: daß er sich geirrt hatte, wenn er seine eignen Stimmungen bei seinem Volke voraussetzte, vielmehr voraussetzte, daß sie bei diesem ebenso lebhaft und thatkräftig seien, als bei ihm. Er erschien fast allein bei Karl, und doch hätte dieser um so dringender Verstärkung brauchen können, da auch der General Lewenhaupt, der ihm aus Kurland

Kriegsbedarf und Ersatzmannschaft zuführte, und dessen Ankunft er nicht hatte abwarten wollen, fast allein kam, den Transport von Lebens- und Kriegsbedürfnissen unterweges an russische Uebermacht verloren hatte, und nur durch wunderbare Tapferkeit bis zum König gedrungen war. Dazu war der Winter von 1708—9 nicht minder furchtbar, wie der von 1812—13, und brachte Noth und Entbehrungen aller Art über das schwedische Heer. So stand nun der König mit seinem bis auf 28,000 Mann geschmolzenen Heere mitten in dem fernen, unbekannten und unwirthlichen Lande, an dessen Massen von Land, Menschen und Drangsalen sich seine Truppen, jeder Stütze und Verstärkung beraubt, auch unter fortwährenden Siegen hätten aufzehren müssen. Dennoch gerieth er nicht einen Augenblick in ernste Sorge, da er, durch die früheren Erfolge, vor Allem durch Narwa, verblendet, die Gegner zu sehr verachtete. Am Meisten drückte die Schweden der Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. In Pultawa hatten die Russen reiche Magazine von aller Art, und es war weder stark befestigt, noch stark bemannt. Doch hatte es an dem Obristen Kelin einen standhaften Vertheidiger. Karl beschloß, es zu belagern, und schritt rasch zum Werke (11. Mai 1709). Doch entsprach der Erfolg und Fortgang den Erwartungen nicht, und während der Belagerung zogen sich von allen Seiten russische Massen zusammen. Der König hatte seinen besten General, Lewenhaupt, weil er Unglück gehabt, kalt und ungnädig behandelt und gänzlich zurückgesetzt. Erst als die Lage immer mißlicher wurde, erst am 27. Juni ging er zu ihm und fragte ihn um Rath. Lewenhaupt rieth, die Belagerung aufzuheben und den Russen entgegenzugehen. Karl aber wollte zugleich die Belagerung fortsetzen und die Russen angreifen. Das war weder klug, noch ausführbar. Das schwedische Heer war nicht zahlreich genug dazu, und wenn die Russen geschlagen wurden, so war Pultawa ohnedies den Schweden, oder seine Belagerung nicht mehr nöthig. Noch spät Abends ritt der König mit Lewenhaupt zu einer Recognoscirung, exponirte sich, wie gewöhnlich, den feindlichen Kugeln ebenso unnöthig, als geflissentlich, und hier war es, daß ihn eine Kugel in die Ferse traf. Auch Achills Glück war dahin, wie seine verwundbare Stelle getroffen war, und die Verwundung des Königs trägt die Hauptschuld an dem Verlust der Schlacht

von Pultawa. Auf die Nachricht davon überschritt der Czar die Worskla (1. Juli), hinter der er bis dahin gelauert hatte. Am 7. Juli beschloß nun der König, die Russen folgenden Tages anzugreifen, wozu er, mit Abrechnung der Kranken und Verwundeten und der Detachirten, nur 18,000 Mann gegen gewaltige Uebermacht bereit hatte. Der König zeigte sich dem Heer in einer Sänfte. Den eigentlichen Oberbefehl aber hatte der Feldmarschall Rehnsköld, dem der König seit dem Siege von Fraustadt großes Zutrauen schenkte, während das Heer viel weniger von ihm hielt. Er war persönlich tapfer, aber herrisch, dünkelhaft, eifersüchtig auf Lewenhaupt und ohne höheres Feldherrntalent. Seine Unfähigkeit, eine solche Schlacht zu leiten und seine Rancüne auf Lewenhaupt haben vornehmlich den Verlust der Schlacht verschuldet. Denn diese, die am 8. Juli geliefert ward, ging im Anfang günstig für die Schweden. Rhensköld aber, statt den Moment, wo die Feinde wichen, mit Kraft zu benutzen, hemmte gerade da die Verfolgung; es fehlte an Ineinandergreifen, an Zusammenhang; den Generälen war keinerlei Mittheilung der Schlachtordnung und Disposition zum Angriff gemacht worden; man ließ den Russen Zeit, sich zu sammeln, von Neuem vorzudringen; allmälig wurden die Schweden auf beiden Seiten überflügelt, in der Mitte durchbrochen. Selbst in dieser Lage hielten sie sich noch zwei Stunden, nur mit dem Bajonet sich vertheidigend, da die von Anfang an spärliche und schlechte Munition verbraucht war. Dann löste sich Alles in Flucht. Nur als Lewenhaupt den Fliehenden zurief: ob sie ihren König verlassen wollten, hielten, soviel das hörten, wieder Stand, und der König ward gerettet. Ihm war — und das ist der Moment, den der Künstler ergriffen hat — die Sänfte von Kanonenkugeln zerschmettert worden; man setzte ihn auf ein Pferd, und auch dieses ward unter ihm getödtet. Er ward von dem treuen Gjerta auf ein zweites gehoben, und dann von Lewenhaupt an den Punkt gerettet, wo sich allmälig die Trümmer des Heeres sammelten. Die Schlacht war gänzlich verloren. Nicht das war das Schlimmste, sondern daß die Schweden sie gewinnen konnten, ohne gerettet zu sein. Mit Mühe bewog Lewenhaupt den König, der es durchaus erst nochmals »knallen« hören wollte, wenigstens sich zu den Türken zu retten, da an ein Ueberschiffen der Truppen nicht zu denken

war. Am Abend des 11. Juli ging Mazeppa mit den Kosaken über den Dnieper, um Mitternacht folgte der König, von Wenigen, die er ausgewählt, begleitet. Lewenhaupt, dessen Werth er zu spät wieder anerkannte und den er auch mitnehmen wollte, erbat sich den traurigen Auftrag, das Commando des hoffnungslos zurückbleibenden Heeres zu führen. Es blieb ihm nichts übrig, als es durch Capitulation dem Feinde zu überliefern, und die Behandlung, die Peter wenigstens den Officieren und Beamten des Königs widerfahren ließ, gegen die er einen besondern Grund zum Groll zu haben glaubte, bewies, daß er, der sein Volk cultiviren wollte, im Herzen selbst noch Barbar war.

Die schwedische Macht war durch eine Reihe von Schlachten begründet worden; die einzige Schlacht von Pultawa sollte sie in der Hauptsache brechen. In Polen nahm August den Thron wieder ein, von dem ihn nur Karl vertrieben hatte. Ueber die deutschen Besitzungen Schwedens fielen die Dänen her, und in dem allgemeinen Gedränge wußten auch Preußen und Hannover ihren Theil der Beute zu erlangen. Karl aber kümmerte sich lange nicht um Schweden, hinderte nur durch beharrliche Zurückweisung jedes Vergleichs die Rettung, und blieb hartnäckig bei den Türken, Rache an Rußland brütend. Allerdings gelang es ihm hier, wo er bewundert und gefeiert ward, die Pforte zum Krieg zu bewegen, und mehr noch: eine gleiche Unklugheit, wie die seine, lieferte auch Peter in die Gewalt der Türken. Aber die Unfähigkeit des Großveziers und die Juwelen der Katharina halfen den Russen aus der Schlinge, und die Vorwürfe und das Andringen Karls wurden nun den Türken so lästig, daß sie erst ihn an einen anderen Platz versetzten — wobei jener abenteuerliche Kampf sich zutrug, den Karl gegen ganze Schaaren von Türken ohne Grund und Nutzen bestand — und dann in jeder Art seine Entfernung betrieben. Erst als er auch hier alle Hoffnung aufgeben mußte, dachte er an Schweden und erschien, verkleidet durch Deutschland reitend plötzlich in Stralsund (22. Nov. 1714). Retten konnte er auch hier nicht wesentlich, und auch hier noch leitete ihn nur Rache, statt der Staatskunst, so daß er, sich einen Ehrenpunkt daraus machend, August in Polen zu stürzen und den Stanislaus wiederherzustellen, sich selbst Rußland näherte. Da machte eine ungewisse Kugel in den Laufgräben

von Friedrichshall dem verdüsterten Leben des nordischen Eroberers am 18. Dec. 1718 ein Ende. In Schweden aber ist er mehr Held des Volks, als Gustav Adolph; eine Erscheinung, in der mancherlei Aufschlüsse über die Urtheile des Volks und den Charakter der Schweden liegen.





Maria Theresia fleht die Ungarn um Hilfe an.

Die Scene, die unser Künstler so ergreifend darstellt, ist allerdings historisch nicht ganz treu, wenn sie gleich so, wie sie hier erscheint, aus einem Geschichtsbuch in das andere übergeht. Die gemeine Sage, als habe sich Maria Theresia den Ungarn, ihren Säugling, den nachherigen Kaiser Joseph, auf dem Arme, gezeigt, ist ungegründet. Das Kind war nicht dabei. Wahr aber ist die Hauptsache: der Heldenmuth, die Schönheit, die Weisheit Maria Theresia's und die Treue, der Enthusiasmus der Ungarn.

Wir haben Rudolph von Habsburg betrachtet, der sein Geschlecht auf den ersten Thron der Christenheit gehoben. Die Erbtochter des Geschlechts, dessen Mannsstamm erloschen war, zeigte sich seiner würdig, ja vielleicht durch das Bewußtsein der Stellung, zu der Rudolph erst aufstrebte und durch das Gedächtniß der Jahrhunderte glorreicher Vorfahren noch höheren Sinnes, königlicherer Würde. An diesem Punkte einer wichtigen Krisis, an dem Ausgange des Habsburgischen Geschlechts mag ein Rückblick auf Charakter und Wirken dieses Hauses geworfen werden. Was ich an einem anderen Orte gesagt, wiederhole ich hier, wo es in der Erscheinung Maria Theresia's sichtbar verkörpert vortritt:

»Als Rudolph von Habsburg die deutsche Königskrone empfing, da fiel ein hoher Glanz in ein ziemlich gewöhnliches Leben. War Poesie in ihm, so war es die Poesie des Bürgerthums, wie sie von den Meistersängern gefeiert ward. Aber dieses einfache Leben ward geweiht

für ewige Zeiten durch den Glanz jener Würde, und jener schlichte Charakter erfaßte sie besser, als selbst die hochfliegenden Hohenstaufen. Eben weil seine Macht nicht auf ererbten Besitzungen, sondern einzig auf seiner Würde beruhte, und weil dieses Geschlecht, wäre es wieder herabgesunken von seiner Höhe, nicht auf altes reichsfürstliches Ansehen sich berufen konnte, sondern in jene Niedrigkeit verfallen wäre, die man erträgt, wenn man sie nie verlassen hat, in die man aber nur mit Grauen zurückkehrt, ebendeshalb mußte es bleiben und steigen. Das Glück hat sich ihnen geboten, diesen Habsburgern, und sie haben es treulich gefaßt. Sie haben das Gefühl der Kaiserwürde im innersten Herzen bewahrt und Kindern und Enkeln als unantastbares Erbtheil überliefert. Sie schworen es sich zu, diese Krone müsse ihr Erbe werden, und sie ward es. Aus demüthigem Stande erwachsen, haben sie von dem Augenblick an, wo ihr Geschick sie zu den Fürstengeschlechtern gesellte, ihr Haupt höher getragen, als alle andern. Sie haben nie wieder rückwärts geschaut, sie blickten nur vorwärts. Ihre Krone kam zuletzt an ein Weib, und dieses Weib bewies in schwerer Bedrängniß denselben Sinn. Sie konnten Provinzen abtreten, den Anspruch auf ihre Erbgröße nie; sie konnten dem Augenblick mit Würde weichen, die Zukunft blieb immer ihr Reich. Das Schicksal gab dem jungen Königshause in den österreichischen Erzherzogthümern eine Mitgift, wie es keine bessere aussuchen konnte. Blühend, gesichert, von einem treuen und lebensvollen Stamme bewohnt, an den Marken des Reichs gelegen und doch seinen Sitzen nah, mit den slavischen Reichen in ein gährendes Staatensystem verflochten, wo die mannigfachsten Combinationen einer großen Zukunft sich vorbereiteten, durch die Schweiz an alle die älteren Händel geknüpft, ließ es den Sinn nicht auf das gewöhnliche Alltagstreiben, auf diese Pläne für einen Tag und noch einen herabstimmen, übte es die Kräfte in rascher, wechselvoller, großartiger Bewegung und hielt es den Geist in stetem Streben. Die Kaiserkrone kam in andere Hände; aber nie sah ein Habsburg sie für auf immer verloren an und vergaß über dem Landesherrn den Bewerber der Kaiserwürde. Sie herrschten über ein Volk von Edlen, deren Geschichte ruhmvoll und in die großen Züge des Reichs verflochten war, von Landleuten und Hirten, tüchtigen Sinnes, mit ihrem Kreis sich begnügend, aber in ihm

mit alter deutscher, freier Hausvaterkraft waltend, über das alte Wien, voll reichsstädtischen Geistes und stolzer Hoffnung. Sie wußten im Geiste dieses Volks, als wahre Landesfürsten, zu herrschen. Die Einzelnen waren oft unbedeutend, aber das Geschlecht war groß. In diesen Zeiten hat es zwei große Eigenschaften behauptet, die ihm heute noch inwohnen: das unerschütterliche Bewußtsein seiner Würde, das den Gedanken an Eifersucht über Rechte und Vorzüge Anderer nicht aufkommen läßt, da es von seiner eigenen unbestrittenen Erhabenheit überzeugt ist, und den Sinn, der über die Anomalieen im Einzelnen hinweg nur das Große und Ganze, über die Geschicke des Tages hinweg die Zukunft ins Auge faßt. Sie haben darauf die großen slavischen Reiche erworben, zehnmal größer als ihre Erbbesitzungen: aber nicht als Landesherren kleiner Territorien erwarben sie sie, sondern als Mitglieder eines Kaiserhauses, dessen Würde alle Anderen in der Christenheit überstrahlte. Darum konnten sie ruhig dem Gebote der Verhältnisse folgen, und diese Erwerbungen ihren Landen nicht unter-, sondern beiordnen. Sie hatten das klare Gefühl von den höchsten Rechten des Fürsten, und wenn sie diese gewahrt sahen, so war ihnen alles Uebrige gleichgiltig. Mochten diese Völker ihre besonderen Reichstage, Gewalten, Gesetze, Einrichtungen, Abgaben behalten: sie gaben dem Kaiser, was des Kaisers war, zollten ihm Geld und Blut, und die freiheitsstolzen Ungarn retteten nach funfzigjährigen Revolutionen die Erbstaaten ihres Königs. Diese Fürsten gönnten Jedem sein Recht und sein Glück, und was mehr ist: seine eigenthümliche Weise, es zu suchen und zu genießen. Aber sie wußten auch das Ihre zu wahren. Sie fanden eine mächtige und ruhmvolle Aristokratie in ihren Ländern. Aber wie ihnen der Gedanke nicht einkam, daß dieser Adel, wie reich und gewaltig er sei, jemals zu dem Glanze des Kaiserthrones aufstreben, jemals ihn verdunkeln könne, so waren sie fern von Mißtrauen und Eifersucht gegen ihn, und wußten ihn vielmehr zur Festigung des Volkslebens, zu höherer Würde des Staats und zur Bewahrung der großen Grundsätze zu benutzen. Seiner Aristokratie hat es Oesterreich zu danken, daß seine Diplomaten die Feldherren Napoleons schlugen. Die Kirche, die um jene Zeit, wo Habsburg zu Ehren kam, schon im Sinken von ihrer früheren Anmaßung begriffen war, hat diesem Hause

nie Gefahr gedroht. Sie haben sich Beide verstehen gelernt, und während der Staat die Gewalt über sie zu erhalten wußte, durch die er jede von ihr aus ihm drohende Gefahr abwenden konnte, ließ er ihr im Innern jene Freiheit und jenes Selbstschalten, das die erste Bedingung eines Ansehens ist, wie es keine äußeren Beweise von Achtung und keine Geldbewilligungen verleihen können. Oesterreich braucht die Kirche nicht zur Staatsanstalt zu machen, um sie ihm unschädlich und nützlich zu sehen. Es war eine hohe geistige Verwandtschaft zwischen Beiden, und Beide hatten einige große und wohlthätige Gewohnheiten des Mittelalters gerettet, die diese Verwandtschaft nährten. Bürger und Bauer, mochten sie auf die beste Art nach eignem Ermessen ihre Angelegenheiten ordnen und sich ehrlich durchs Leben schlagen. Der Staat behinderte sie nicht daran und wollte nicht für sie weise sein in Dingen, die sie besser verstehen mußten, oder die nur dann gut geordnet werden, wenn sie Jeder nach eignem Kopfe richtet. Aber er sorgte redlich, daß sie die nöthige Einsicht gewinnen konnten, er schaffte ihnen manches nützliche Mittel, zu welchem die Einzelkraft zu schwach war, und er war ein treuer Schutz gegen manche Bedrückung, ein sorgsamer Helfer in manchem Drangsal. Den Kaisern des Hauses Oesterreich ist die Popularität natürlich. Sie wird nicht durch geflissentliche Herablassung gewonnen, sondern sie ist gerade die Folge eines recht hohen Gefühls der Würde und Erhabenheit. In verschiedenartigen Formen prägen sich die Rechte der Kaisermacht in allen Staaten des Reichs aus. Aber auch in Ungarn besitzt der Monarch das Recht des Königs, und auch wo er unumschränkt gebietet, regiert er nicht mehr, als wo sein Wille durch Formen beschränkt ist. Die größte Mannigfaltigkeit in diesem Staatenstaate; jeder seiner zahlreichen Stämme bewegt sich in seinem eigenthümlichen Elemente; und doch ist der Geist und das Wesen von Oben bis Unten dasselbe. (Nur Italien muß man ausnehmen.) Darum diese unerschütterliche Festigkeit, darum diese ewige Lebenskraft, darum dieser behagliche Zustand in diesen Reichen. Darum auch so viel Keime einer wahrhaft wohlthätigen bürgerlichen und politischen Freiheit, deren Zeit auch noch kommen wird. Es ist in Oesterreich, neben tausend Anomalieen und Mängeln im Einzelnen, die größte Harmonie und ein glücklicher Zustand im Ganzen. Darum soll es keinen Staat beneiden,

in welchem aus falschen, oder einseitigen, oder engen Principien das ganze System bis auf das kleinste Detail mit schnurgerechtem Fleiße abgeleitet ist und, während dem Blicke kein sichtbares Gebrechen begegnet, das Ganze doch an unheilvollen Krankheiten leidet.«

Was im Obigen über Charakter und Wirkensweise des Hauses, vor Allem zur Erklärung seiner vertrauenden Standhaftigkeit im Unglück, seines Würdegefühls und seiner Regierungsgrundsätze gesagt ward, das findet seine volle Bestätigung in dem Wesen Maria Theresia's, und eben bei ihr wurden die gerühmten Eigenschaften auf die härteste Probe gesetzt.

Kaiser Karl VI., der Letzte aus dem Mannsstamme der Habsburger, starb am 20. October 1740. Als der andere Zweig des Hauses Habsburg, der in Spanien, erloschen war, hatte sich sofort ein gewaltiger, vieljähriger, halb Europa bewegender Krieg entsponnen, und das Ende war doch, daß das spanische Reich, wenn auch nicht Spanien selbst, zerstückelt, die getrennten Besitzungen desselben in Europa von ihm abgetrennt und in andere Hände gelegt wurden, die Krone Spaniens aber an einen Bourbon kam. In diesen Bewegungen hatte Karl seine Jugend verlebt; er selbst hatte die spanische Krone erringen wollen, hatte sich den Einzug in Madrid erkämpft, über viele Theile der spanischen Monarchie durch Jahre als König geherrscht, viele Gefahr und Drangsal dabei bestanden und endlich sich mit italischen und niederländischen Bestandtheilen der Erbmasse abfinden lassen müssen. Es lag ihm nahe, ein gleiches Schicksal den eignen Nachkommen, dem eignen Staate zu ersparen, und die ganze Zeit seiner Kaiserregierung hindurch war es seine unabläßige Sorge gewesen, der von ihm gegründeten Erbfolgeordnung, der sogenannten pragmatischen Sanction, die Anerkennung und Garantie der europäischen Mächte zu verschaffen. Dieses Gesetz verfügte die ungetheilte Vererbung aller seiner Staaten auf seine älteste Tochter, Maria Theresia, die Gemahlin des Großherzogs von Toskana, Franz von Lothringen. Substituirt war derselben die zweite Karolinische Erzherzogin, die noch unvermählte Maria Anna, später mit Karl von Lothringen verbunden, aber im ersten Kindbett erblos gestorben. Nächst dieser würden zuerst die Josephinischen Erzherzoginnen, von denen die Aeltere an August III. von Polen und Sach-

sen, die Zweite an Karl Albrecht von Baiern vermählt war, dann die Leopoldinischen Erzherzoginnen zur Thronfolge berechtigt gewesen sein. Ganz Europa hatte diese Bestimmungen sanctionirt und verbürgt, und Karl hatte manches Opfer, manche Concession der Erlangung dieser Garantieen gebracht. Es ist das gleichzeitig und nachher oft getadelt worden, und man hat es als ein überflüssiges und unnützes Beginnen dargestellt. In der That, kaum daß der Kaiser die Augen geschlossen, so stürmten von allen Seiten die Mächte auf die Erbschaft ein und suchten das anerkannte und verbürgte Werk zu vernichten; keine nahm es treu und ernstlich in Schutz. Aber doch hat Oesterreich im Hauptwerke seinen Zweck erreicht, und wenn der letzte Grund, warum der österreichische Erbfolgekrieg einen anderen Ausgang nahm, als der spanische, allerdings darin lag, daß bei den meisten österreichischen Besitzungen ein Interesse ihrer selbst und Europa's für ihr Zusammenbleiben stritt, bei den meisten spanischen nicht, so hat doch die pragmatische Sanction und ihre europäische Anerkennung die siegreiche Durchführung jenes tieferen Grundes wesentlich gefördert. Zuvörderst hatten sich die Völker Oesterreichs seit langen Jahren an die unerschütterliche Gewißheit gewöhnt, daß Maria Theresia die Erbin ihrer Länder sein werde, und diese konnte sich sogleich in den Besitz der Regierung setzen und alle Kräfte des Reichs für ihre Vertheidigung verwenden. Hätten die Thronbewerber nicht bei Lebzeiten des Kaisers jeden Gedanken an ihre Ansprüche verhehlt, sondern offen dieselben zu verfechten gewagt, sie würden auch unter das Volk einen Zwiespalt gebracht, Parteien gesammelt, Ränke gesponnen haben. Aber auch im Auslande ward die moralische Kraft der Meinung gewonnen. Die Prätendenten mußten mit ihren Ansprüchen sich selbst widersprechen, sie mußten Verpflichtnngen brechen, die sie nicht aus Zwang, sondern aus bloßer politischer Rücksicht eingegangen. Sie konnten nun selbst nicht recht an ihr Recht glauben, noch Andere daran glauben machen. Es war nun nicht mehr ein Zwiespalt streitender Rechte, sondern nackter und offener trat die bloße Länder- und Machtgier hervor. Sie handelten nicht mit gutem Gewissen, folglich nicht mit Sicherheit. Es konnte nun Keiner das Ganze in Anspruch nehmen, was vielleicht die Völker Oesterreichs zweifelhaft gemacht, sie in der Bedrängniß eher zur Ergebung gebracht

hätte, sondern es ging direct auf eine Zerstückelung aus, wogegen alle Interessen der Völker stritten. Die Interessen und Wünsche des Volks, die öffentliche Meinung, die Sympathie aller Unbetheiligten und selbst das Gewissen der Parteien war für den ungerecht angegriffenen Theil, und dadurch hinterließ Karl VI., in seinem Eifer für Anerkennung der pragmatischen Sanction, seiner Tochter in der That eine treffliche Schutzwaffe. Selbst Friedrich II. ward in den schlesischen Kriegen nicht so günstig beurtheilt, wie in dem siebenjährigen.

Schlimm genug stand die Sache bei alle dem. Das Reich war erschöpft an Geld, Waffen und Ansehen. Man hatte eben einen sehr unglücklichen Türkenkrieg mit einem verlustreichen Frieden beendigt. Auch Lothringen, der Gemahl der Maria Theresia, hatte in diesem Kriege kein Glück gehabt und war in halbe Ungnade gefallen. Darauf wichen auch die Höflinge von den Lothringern, und es wurden Intriguen gesponnen, die sich auf eine Vermählung der zweiten Erzherzogin richteten. An Intriguen war überdem die ganze Regierung Karls VI. reich. Es lag in der Zeit und der Kaiser liebte es persönlich, liebte auch nicht große Männer in seiner Nähe. Den meisten österreichischen Staaten war die weibliche Regierung zeither fremd gewesen, und daraus erwuchsen Bedenklichkeiten, wie man sie vielleicht in Besitz gebietender Macht, nicht aber mit vernachlässigter Kriegskraft, zerrütteten Finanzen und altersschwachen Rathgebern verachten kann. Der Gemahl Maria Theresia's war ein Prinz ohne Macht, der kein Gewicht in die politische Wagschale legen konnte. Auswärts war nirgends Verlaß.

Indeß in Maria Theresia lebte der Geist des Hauses Habsburg in voller Kraft; sie verzweifelte nicht an sich und ihrer Bestimmung; sie machte keine Concessionen, und nur entreißen ließ sie sich, was sie nicht länger halten konnte. Mild, sanft, mütterlich, nicht, wie Elisabeth, sich freuend, den Mann zu spielen, war sie doch eine echte Tochter Habsburgs und verstand, eine Krone zu tragen und zu behaupten. Sie setzte sich in Besitz und ward, mit Ausnahme Baierns, Spaniens und Frankreichs, das höflich auswich, allerwärts anerkannt. Auch von Preußen. Aber eben Preußen, in welchem gerade Friedrich II. die Zügel der Regierung ergriffen hatte, war die erste Macht, die gegen Oesterreich losbrach. Allerdings es stürzte die pragmatische Sanction nicht

um, es erhob keine Erbansprüche, forderte keine Theilung; es verlangte nur von der zeitweiligen und anerkannten Regierung Oesterreichs, daß sie in ihrer mißlichen Lage Ansprüchen nachgebe, die Preußen für altbegründet erklärte, und für die es sich zu Gegenleistungen erbot. Friedrich II. ließ Oesterreich seinen ganzen Beistand, sowohl zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, als zu Unterstützung des Gemahls der Königin von Ungarn bei der Kaiserwahl anbieten, wenn ihm dafür das Herzogthum Schlesien würde. Vor der Hand setzte er sich in Besitz und rückte (23. Dec. 1740) in Schlesien ein, ehe sein Gesandter in Wien war. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Annahme seiner Forderung Oesterreich viele Unfälle und Drangsale der nächsten Jahre erspart, vielleicht Baierns Unternehmung im Keime erstickt, Frankreich zurückgehalten und jedenfalls einen frühen und siegreichen Ausgang des Kriegs vermittelt haben würde. Aber ebenso ist es sehr natürlich, daß man einem Fürsten, der mit einer für grundlos gehaltenen Forderung hervortrat, dessen plötzlicher Anfall nach allen Umständen den höchsten Unwillen erregen mußte und vor dem man sich nicht zu fürchten gewohnt war, nicht ohne Weiteres eine für werthvoll gehaltene Provinz abtreten mochte, bloß um sich gegen ungewisse Gefahren zu sichern, denen man allenfalls noch gewachsen zu sein glaubte. Ja man konnte denken, es sei jetzt doppelt gefährlich, irgend eine Concession zu machen, die Consequenzen aufregen möchte. Das Schlimmste, daß Preußen bei Mollwitz (10. April 1741) siegte und in Besitz kam.

Inzwischen erhoben sich auf allen Seiten Feinde. Im Hintergrunde, überall anschürend, voll weitfliegender, ränkevoller Pläne, klar in dem Hauptgedanken: die Umstände zu Oesterreichs, Deutschlands, der Niederlande Schwächung zu benutzen: Frankreich, der alte Erbfeind. Daneben machten Baiern, Spanien, das freilich im Grunde nur »ein Stückchen Land« für den jüngeren Sohn seiner Königin wollte, und Sachsen auf die gesammte Erbmasse Anspruch. Spanien, in widersinniger Weise, als Erbe der älteren Linie von Habsburg. Sachsen, weil seine Kurfürstin die älteste Josephinische Erzherzogin war. Baiern auf den Grund der Abstammung von Anna, der ältesten Tochter Ferdinands I. und auf ein Testament des Letzteren hin, das aber anders lautete, als man meinte. Preußen wollte Schlesien, Sardinien Mailand. Frank-

reich nichts Bestimmtes, aber soviel es erlangen könnte, namentlich in den Niederlanden. Die Masse, die Unvereinbarkeit der Ansprüche und daß dabei sichtlich nur eine Zerstückelung herauskommen konnte, war schon ein Glück für Oesterreich.

Baiern besetzte Passau und Oberhaus (31. Juli 1741), das Eigenthum eines friedlichen und neutralen Bischofs, und als die Franzosen den Rhein überschritten hatten, vereinigte auch der Kurfürst sich mit ihnen und zog an ihrer Spitze in Oesterreich ein (Sept.). Daß man aber auch dabei nur die Erwerbung eines Theiles im Sinne hatte, ergab sich, als man plötzlich nach Böhmen einlenkte und auf Prag zog. Denn der Kurfürst wollte, in seinem unglücklichen Ehrgeize auf die Kaiserwürde, die böhmische Kurstimme, und die Franzosen wollten nicht ihn als Herrn von Oesterreich und Baiern, sondern ein zerstückeltes Oesterreich. Prag ward überrumpelt, Karl Albrecht (19. Nov.) als König von Böhmen gekrönt, dann (24. Jan. 1742) als Karl VII. zum römischen Kaiser gewählt. Diese Würde konnte nur Oesterreich noch etwas helfen. Auch Sachsen schloß sich offen den Feinden an.

Oesterreich war auf sich selbst verwiesen und verdankt allerdings zunächst der Standhaftigkeit seiner Beherrscherin und dem Enthusiasmus, den sie durch persönliche Ansprache und rechtzeitige Concessionen bei den Ungarn erregt hatte, die Rettung von großer Gefahr. Der ritterliche Sinn einer hochherzigen Nation, die hohe, würdevolle Schönheit der Königin, ihre muthige Haltung, ihre Bedrängniß, Alles wirkte zusammen, den Reichstag der Ungarn alle früheren Beschwerden über Oesterreich vergessen zu machen und dem begeisterten Ausruf: „moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ auch den Nachhalt der That zu geben. Freilich kam es, wie im Beginn des dreißigjährigen Krieges, bloß darauf an, auszuhalten, bis die natürlichen Verhältnisse in ihr Recht traten. Aber Ehre macht es Oesterreich, daß es die erste Wendung seines Geschickes selbst erzwang, ehe noch ein Feind gewichen und eine wirksame Unterstützung von Bundesgenossen erlangt war. Während der Kurfürst von Baiern sich Kronen aufsetzen ließ und die Franzosen in Prag saßen, ohne zu wissen was weiter werden sollte, ja durch ihr übermüthiges Betragen sowohl Sachsen als Preußen bedenklich machend, nahm Karl von Lothringen bei Budweis eine Stellung

ein, welche Böhmen absperrte; von ihm gedeckt, drang der geschickte und unternehmende Khevenhüller, die Franzosen aus Oberösterreich vertreibend, in Baiern ein, und an demselben Tage, an welchem der Kurfürst in Frankfurt zum Kaiser gewählt wurde, erfolgte der Einzug Khevenhüllers in München.

Es ist nicht im Plane, die Wechselfälle des österreichischen Erbfolgekrieges weiter zu schildern. Preußen schloß Frieden und erhob wieder Krieg, neigte sich stets auf die Seite, die schwächer ward, um das Gleichgewicht herzustellen und von der Noth zu erpressen, was die Macht ihr versagt hätte, und trat vom Kriegsschauplatz ab (1745), wie es gewiß hatte, was es wollte. Sachsen stand erst wider, dann für Oesterreich, und machte auf beiden Seiten schlechte Geschäfte. Baierns Kurfürst kam die Kaiserkrone theuer zu stehen; seine Länder wurden verwüstet, von den Oesterreichern besetzt, im Reiche war er ohne Ansehen und Kraft, und galt nur als Frankreichs Werkzeug, war auch nichts Anderes. Er mußte erfahren, daß der Kaiser verloren war, der erst durch das Reich sich zu Macht erheben wollte, und daß Baierns Bestimmung nicht ist, der Nebenbuhler Oesterreichs, statt der Zweite in seinem Bunde, zu sein. Er starb (20. Jan. 1745) und sein Nachfolger schloß Frieden (22. April), worauf Franz von Lothringen zum Kaiser gewählt ward (13. Sept.). Längst waren die Franzosen aus Böhmen, Maria Theresia auch zu Prag gekrönt (12. Mai 1743) und die baierische Herrschaft in Böhmen ausgegangen, wie die des Winterkönigs. England war auf Oesterreichs Seite getreten (1742) und hatte auch Sardinien dafür gewonnen. Spanien rief seine Truppen, nach dem Tode Philipps V., zurück (1746). Der Krieg verwandelte sich, von der inneren Verwickelung mit Preußen abgesehen, frühzeitig in das alte Verhältniß: Oesterreich, von den Seemächten und einzelnen deutschen und italischen Staaten unterstützt, gegen Frankreich am Rhein, in den Niederlanden, in Italien. Frankreich gewann mehr Schlachten und eroberte mehr Plätze, als seine Gegner. Aber es gewann nichts, was zu behaupten war, und England schlug seine Flotten und nahm und bedrängte seine Colonieen. Im Frieden von Aachen (18. Oct. — 7. Nov. 1748) gewann es nicht einen Fuß breit Landes. Es hatte seinen Verbündeten in Deutschland große Unfälle zugezogen, und dafür

das Vorbrechen einer anderen Macht begünstigt, eine zweite Großmacht aus Deutschlands Schooße gebären lassen, die ihm ebenso hinderlich werden konnte, wie Oesterreich war. Baiern hatte nichts geerndtet, als Drangsale. Oesterreich hatte Schlesien an Preußen verloren, in dessen Wirkungskreis es gelegen war, hatte Spanien mit Parma, Piacenza und Guastalla, als selbstständige Herrschaft für den Infanten Don Philipp, abgefunden und Sardiniens Beistand mit kleineren Abtretungen in Italien erkauft. Aber im Wesentlichen war doch die Integrität seines Gesammtstaats gerettet. Dank sei es der Standhaftigkeit seiner Fürstin, dem Eifer seines Volks, besonders der freien Ungarn und der treuen Tiroler, dem Beistande der Seemächte, der Sympathie der öffentlichen Meinung und der inneren Naturnothwendigkeit seines Bestehens. Ungarn war eine Zuflucht, die ihm nicht genommen, Tirol eine Burg, die nicht erstürmt werden, Böhmen eine Stellung, in der kein Fremder sich halten konnte, Oesterreichs Gesammtwesen eine Macht, die Europa nothwendig war. In Maria Theresia aber lebte der Geist ihrer Ahnen und hat sich auf das aus ihrem Schoße entsprossene Geschlecht von Lothringen-Habsburg, von Oesterreich vererbt.

Erstürmung der Bastille.

Welche Scene des Sturmes, der Verwüstung, der entfesselten Leidenschaft entrollt sich vor unsern Augen! Wir sehen eine Veste bestürmt, ihre Zinnen wankend, ihre Thürme gebrochen, ihre Banner von Pulverdampf umhüllt und im Sinken. Die sie angreifen, tragen nicht das Gewand des Kriegers, und nicht ein fremdes, feindliches Heer ist es, das hier anrückt. Männer aus dem Bürgerstande verlassen ihre friedlichen Werkstätten und spannen sich vor die Kanonen, die sie gegen die Gebäude des Staats richten. Frauen selbst gesellen sich ihnen bei und nehmen Theil an dem blutigen Werke. Fanatismus und Siegeshoffnung machen alle Mühen der schweren, ungewohnten Arbeit vergessen, und die Leidenschaft, in dem blendenden Gewande des Kampfes für Freiheit und Recht, giebt dem friedlichen Bürger die tödtliche Waffe in die Hand gegen die Krieger des gemeinsamen Königs, die doch nur ihre Pflicht thun.

Die Veste, von 32 Schweizern und 82 Invaliden gegen 300 Mann Garden und Tausende von Bürgern vertheidigt und ohne Lebensmittel, wurde nicht erstürmt, sondern übergeben, weil die Invaliden die längere Vertheidigung weigerten, und als das wüthende Volk nun die unvertheidigten Höfe gefüllt hatte, wurden der Gouverneur, vier Officiere, ein Soldat und vier Invaliden grausam gemordet, die Uebrigen nur mit Mühe gerettet, und triumphirend trug man das blutige Haupt de Launay's in der Stadt umher. Die Revolution erhob sieg=



Erstürmung der Bastille



reich ihr Haupt und Paris war voll Jubels. „C'est une révolte,“ sagte der König sehr richtig, als er die Kunde erhielt von dem Vorgegangenen: „c'est une révolution,“ entgegnete ihm eben so richtig der Herzog von Liancourt. Durch ganz Europa aber flog die Kunde von der Erstürmung der Bastille, wie eine Botschaft des Glückes, der Freiheit, einer neuen und besseren Welt; überall mit Jubel, mit Begeisterung empfangen; ja an den Höfen der Fürsten, in den Schlössern der Großen, in den Zimmern forschender Gelehrten, patriotischer Dichter, strebender Staatsdiener, unternehmender Erwerbsmänner, feuriger Militairs, überhaupt in dem weiten Kreise der gebildeten Stände, vielleicht mit größerer Theilnahme begrüßt und lebhafter durchgesprochen, als bei der dumpfen Menge, die man das Volk nannte. Ein Rausch des Entzückens durchwogte Europa; Lieder und Schriften feierten die That; die Mode erfand Zeichen, die an die Erstürmung der Bastille erinnerten und mit denen sich die elegante und gebildete Welt begierig schmückte; die Erstürmer der Bastille wurden wie Helden gefeiert, die das Vaterland gerettet. Zwar fanden sich in den Gefängnissen der Bastille nur sieben Personen, von denen vier wegen falscher Wechsel, einer wegen Verschwendung verhaftet und zweie wahnsinnig waren; auch zeigten sich alle die Marteranstalten und Spuren früherer Grausamkeiten, von denen das Gerücht so viel gefabelt und damit die Gemüther erhitzt hatte, keinesweges, und der Gedanke lag nahe, daß dieses Gebäude unter der jetzigen Regierung nicht entfernt den Zorn mehr verdiene, den es ehedem aufgeregt, und daß seine finstre Bedeutung schon vorher durch die mildere Zeit gemildert und damals völlig gebrochen wurde, als Ludwig XVI. mit allen Entschließungen eines das Glück seines Volks gewissenhaft wollenden Regenten den Thron bestieg. Aber, abgesehen davon, daß jene Thatsachen lange nicht so eifrig und allgemein zur Kenntniß gebracht wurden, wie die Scenen des Kampfes und Alles, was zum Preise des »heldenmüthigen Volks von Paris« gereichen sollte, so wurde auch sonst bei diesem Ereignisse nirgends bedacht, welche Folgen sich mit Nothwendigkeit daran knüpfen mußten, wenn eine Handlung der nacktesten Auflehnung gegen Gesetz, gegen Rechtsbestand, öffentliche Ordnung und geheiligte Autoritäten, eine mit Meuchelmord und Grausamkeit verbundene Handlung,

eine Handlung, die nicht einmal provocirt, sondern der bloße Ausdruck des entfesselten Uebermuthes der rohen Mehrzahl war, wenn diese nicht bloß straflos und triumphirend ausging, sondern durch alle Länder der gebildeten Welt als etwas Großes und Herrliches, als ein Sieg der Menschheit gefeiert ward. Auch wer nicht mehr von der Bastille für die Freiheit von Paris und Frankreich gefürchtet hatte, sah doch die Handlung als den symbolischen Umsturz alles dessen an, was Volk und Zeit gedrückt hatte, was aus dem Dunkel finsterer Jahrhunderte herübergefristet, oder in der Verderbniß neuerer Zeiten von schlauen Despotenkünsten erfunden worden war. Niemand ahnete, daß mit einem solchen Beginn der Reform und mit solchem verblendeten Wahne, wie er hier sich kundthat, nur der Anfang einer schlimmeren Tyrannei gegeben sein könne, als jemals die europäische Geschichte gesehen hatte, und daß die Billigung solcher Handlungen und Maximen eine Aera der Gährung, Zerrüttung und Auflösung eröffnen müsse. Niemand ahnete, wie bald auch von denen, die jetzt als begeisterte Streiter gegen die »Zwingburg der Tyrannei« anstürmten, oder ihnen in trunkenem Jubel zujauchzten, so Mancher sein Haupt auf die Guillotine tragen, bei dem Septembermorde in den Gefängnissen geschlachtet werden, wie Viele ihr Vermögen, ihre Stellung einbüßen, ja das Vaterland würden meiden müssen, und wie bald das schöne Frankreich, von Schrecken gebändigt, von Wahn zerrissen, das Joch einer verächtlichen Faction tragen und Barbarei und Verwilderung sich über sein Volk sollte lagern sehen. Eben so wenig ahneten die besitzenden Stände durch ganz Europa, wie bald nun Kriege und Erschütterungen sich fast überallhin verbreiten, Throne umstürzen, alte Reiche, alte Verbindungen, den alten Rechtsbestand auflösen, Tausende aus dem Besitze drängen, Millionen auf die Schlachtfelder führen, unerschwingliche Kriegslasten über die Völker häufen und die furchtbaren Geburtswehen einer neuen Zeit begleiten würden.

Waren diese Schrecknisse, waren all' diese Ausschweifungen, diese Verblendungen und Frevelthaten der Revolution nothwendig und konnte die neue Zeit nicht ohne solche Wehen heraufbeschworen werden? Vielleicht, daß sie für Frankreich die natürlichen Folgen der vorhergegangenen Zeiten des Druckes, des Mißbrauchs aller Gewalt und der dama=

ligen Entsittlichung und Begriffsverwirrung waren. Gewiß, daß sie bei der Schwäche und den falschen Maßregeln der Regierung, mehr noch des Adels, und bei den Illusionen der gebildeten Stände unvermeidlich wurden, daß eins aus dem anderen sich mit Nothwendigkeit ergab, und wie einmal das Rad ins Rollen gekommen war, es erst im Abgrunde seines Laufes Ende zu finden vermochte. Wahrscheinlich, daß das Ausland, daß Deutschland namentlich nicht auf seine heutige Stufe gelangt wäre, wenn nicht diese Stürme das alte, verfallene Gebäude seines damaligen Staatswesens umgestürzt hätten. (Doch waren auch hier die Geister und Gemüther für die Reform vorbereitet und darauf strebend, und wenn man sagt, daß diese Periode bereits vorüber und die Reaction wieder im Gange war, so ist das theils nur theilweise wahr, und hauptsächlich vergißt man, daß die Reaction auf vorübergehenden Umständen, das reformatorische Streben auf tieferen Gründen beruhete.) Aber das, was Frankreich heute von den Werken der Revolution noch als sichre und gute Erndte bewahrt hat, zu dessen Erlangung und Behauptung hätte es keines Tropfens von Blut, keiner einzigen gewaltsamen Auflehnung gegen die Gesetze, keiner einzigen Eigenthumsberaubung bedurft. Der König hätte sich glücklich geschätzt, hätte man die Stellung ihm einräumen, die Verfassung begründen wollen, in der Louis Philipp herrscht, und mit dem hundertsten, tausendsten Theile der Summen, die Frankreich durch die Revolution, durch das Maximum, die Assignaten, den Nationalbankerott, durch die Kriege, durch die Wegnahme seiner Colonieen und Flotten, durch die Entschädigungssummen an Ausland und Emigrirte verloren hat, hätte man den Bevorrechteten ihre Rechte und ihre Feindschaft abkaufen können. Man schiebt die Leiden auf die Reaction. Wäre es auch, was doch nicht ist, so ist das eben eine Nothwendigkeit der Revolution, nicht aber der Reform, daß sie die Reaction hervorruft, und wenn das Eine, ist auch das Andere nothwendig.

Die Verfassung des französischen Staats stand im Widerspruch mit den Ideen, die in der Wissenschaft triumphirten und die, mit den Mängeln der Form und der Mittel, auch die großen Grundlagen verwarfen und das ganze Rechtsverhältniß des Staats in ein falsches Licht brachten. Jenen Widerspruch theilte sie mit den meisten Verfas-

fungen des damaligen Europa's, und derselbe Gegensatz zog sich durch das ganze 18. Jahrhundert. Auch waren die Theorieen jener Tage nicht sehr ungeduldiger und eindringender Art, und richteten sich mehr an den Willen und Sinn der Herrscher, als an die Institute. Man pries einen Friedrich II., einen Joseph II., eine Katharina von Rußland, einen Leopold von Toscana, weil sie, wie man meinte, zwar absolut, aber im Sinne der Philosophen herrschten. Daß der Staat nicht das Product eines Einzelnen, oder einer einzelnen Versammlung, oder der Mehrzahl der gerade jetzt lebenden Individuen, sondern des gesammten, in mannigfacher Gliederung organisch wirkenden Volksgeistes sein soll, ward noch nicht geahnet. Die Verwaltung war willkürlich und verderbt gewesen in Frankreich. Die schlimmsten Gebrechen, über die man klagte, hatten sich schon unter Ludwig XIV. gezeigt, und wenn auch in der längsten Zeit seiner Regierung der kriegerische Ruhm Alles verdeckte, so wich doch eben sein Glanz gegen das Ende, und welche furchtbaren Drangsale hat da Frankreich, in den schlimmsten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges, besonders in dem schrecklichen Winter von 1709, ruhig ertragen! Darauf die ausschweifende, jeden Begriff von Zucht und Ordnung und Sittlichkeit Hohn sprechende, alle Ehrfurcht ertödtende und durch die Law'sche Finanzspeculation in den Wohlstand von vielen tausend Familien zerrüttend eingreifende Regentschaft. Dann wieder die lange, schlaffe und doch wieder willkürlich drückende, verschwenderische, unsittliche, ruhmlose, ja verächtliche und verspottete Regierung Ludwigs XV. Gleichzeitig mit alle dem dieselbe Zerrüttung der Finanzen, derselbe Verfall der Kirche, des Adels, dieselbe Rohheit und Unwissenheit, dasselbe Elend der Massen, dieselben auflösenden Theorieen, die man als mitwirkende Ursachen der Revolution zu nennen pflegt. Und erst da brach es los, wo sichtbar eine Besserung eingetreten war, wo ein tugendhafter König regierte, der Hof und Staat zu reinigen strebte, wo einzelne vortreffliche Minister an gründlicher Reform der Mißbräuche arbeiteten, wo die philanthropischen Ideen selbst unter den höheren Ständen Eingang fanden, wo der Nationalruhm durch die amerikanischen Erfolge gehoben, der materielle Wohlstand im Zunehmen, mehr guter Wille, als zu irgend einer Zeit, und überall Hoffnung war!

Vieles erklärt der französische Nationalcharakter. Aber es wäre nicht dahin gekommen, wohin es kam, wenn nicht Alle gewetteifert hätten, jede Autorität, jedes Bollwerk, an das sich noch Gesetz und Rechtsstand, Ordnung und Kraft des Staates anlehnen konnten, zu brechen. In der ersten Concession, die sich die Regierung durch gewaltsamen, ungesetzlichen Angriff abkämpfen ließ, ohne den Angriff zurückzuweisen oder zu züchtigen, liegen alle Phasen der Revolution begründet. In der Schadenfreude, mit der Jeder des Anderen Recht und Besitzthum entrissen sah, unterzeichnete Jeder sein eignes Urtheil.

Alle fühlten das Bedürfniß, die Nothwendigkeit einer Aenderung. Viele hatten drückende Beschwerden, verjährten Groll, geheime, sehnsüchtige Wünsche. In diese gährende Masse schleuderte eine oberflächliche, aber enthusiastische und sophistisch gewandte Theorie ihre vieldeutigen Klangworte. Worte, für die sich Jeder begeistern konnte, wenn auch Jeder sich etwas Anderes dabei dachte. Meinungen, die ihr Wahres und mehr noch ihr Schimmerndes hatten, die aber in falschem Sinne erfaßt, auf falsche Gründe gestützt, nirgends durchgebildet, die mit Falschem vermischt waren und deren Consequenzen Niemand erkannte. Jedem Gegner, auch wenn er in redlichster Absicht auftrat, ward seine abweichende Meinung zum Verbrechen gemacht. Jeder, der ein Wort gegen die Ideen des Tages, oder seine Vorgänge erhob, ward als Despotenknecht, Obscurant, Aristokrat, als Söldling der brutalen Gewalt verschrieen. Der Widerstand war schwach und gebrochen, weil auch die, die das Einzelne mißbilligten, doch mit Anderem und mit den schimmernden Losungsworten, die die Revolution auf ihrem Banner trug, sympathisirten, Jeder dem Anderen den Verlust gönnte, ohne zu ahnen, wie sicher die Reihe auch an ihn kommen werde, Niemand erkannte, daß es Zeiten giebt, wo Alle, die wahrhaft das Gute wollen, sich um die Standarte der Erhaltung schaaren müssen, weil jeder Fußbreit Landes, der den destructiven Tendenzen eingeräumt wird, in solchen Zeiten den gänzlichen Ruin unvermeidlich herbeiführt. Niemand erkannte, daß, wenn man einmal Gesetz und Recht und Ordnung an ihrem höchsten Gipfel, der verfassungsmäßigen Regierung des Staats, ungeahndet höhnen und mit Füßen treten läßt, alsdann Alles was heilig und ehrwür-

dig ist unter den Menschen, und Recht, Ordnung und Sitte aufrecht erhält, dem sichern Umsturz entgegenzusehen hat.

Die Reichsstände von Frankreich waren seit 1614 nicht berufen worden, und die Könige hatten ohne sie zu regieren vermocht. Sie waren vergessen, und selbst bei dem Wiedererwachen des politischen Strebens ging nicht nach ihnen die Sehnsucht, sondern nach einer neuen, auf andere Grundlagen gestellten Gewalt, und boten sie höchstens Namen, Vorwand und den äußeren Punkt des Anknüpfens. Seit Langem schon hatten die Parlamente, große collegialische Justizbehörden, unter Connivenz der Krone, die sich manchmal hinter diese Schirmwand bergen mochte, einen Theil ihrer Aufgabe übernommen und in neueren Zeiten auch durch Opposition sich zu heben gesucht. Sie waren gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. unterdrückt worden, und es war eine der ersten Handlungen seines Nachfolgers, sie herzustellen. Wie er sie stellte, waren sie für die Regierung zu viel, für das Volk zu wenig. Derselbe König Ludwig XVI. berief den edlen Turgot in sein Ministerium, den Einzigen, der, nach des Königs Urtheil, außer ihm aufrichtig das Beste des Volks wollte. Mit ihm wirkte auch Malesherbes. Aber daß Turgot den richtigen Weg verstand und die richtigen Mittel ergriff, ihn finden und einschlagen zu machen, kann nicht behauptet werden, und bei einem Maurepas fand er keine Unterstützung. Darauf sollte Necker dem Verfall der Finanzen, dem Einzigen, den alle Theile anerkannten, die Meisten aber doch nur als Mittel für ihre Zwecke benutzten, abhelfen, und that es durch Schein- und Palliativmittel, die doch momentan halfen und ihm große Popularität verschafften. Daß mehr geschehen müsse, sah er ein; die Folgen der politischen Schritte, die er, um das Weitere zu bewirken, begünstigte, überschaute er nicht; den Kräften, die er ins Feld rief, war er in keiner Weise gewachsen. Ein rechtschaffener Mann, ein tüchtiger Banquier, sparsam, ordnungsliebend und fleißig, aber kein Staatsmann und ungemein eitel, ist er die nächste sichtbare Ursache des späteren Umsturzes geworden. Aber auch sein Nachfolger, Calonne, ergriff noch entschiedener bloße Scheinmittel, verwickelte die Sachen aufs Aeußerste, und wußte zuletzt doch keinen Rath, als die Berufung der Notabeln, die früher als eine Art Ausschuß der Reichsstände fungirt hatten, aber auch seit 1626

nicht berufen worden waren. Das war auch für die eine Seite zu viel, für die andre zu wenig, half zur Sache nichts, weil die Notablen sich für incompetent erklärten, und schadete, weil man damit der Anerkennung einer Verpflichtung zur Befragung der Reichsstände, vielmehr, wie die Anderen wollten, der Nation, immer näher rückte, den schlimmen Stand der Finanzen aber zur höchsten Publicität gebracht hatte. Dazu die leichtsinnigen Intriguen in der königlichen Familie selbst, am Hofe, im Adel, in der Magistratur. Eins feindete das Andere an, Alles machte Opposition gegen Alles, man sympathisirte mit Ideen, deren berechtigte Consequenzen man nicht wollte, und deren unberechtigte, aber nicht minder sichere Consequenzen man nicht durchschauete. Calonne's Nachfolger, Brienne, wollte durch die Parlamente erlangen, was die Notablen verweigerten, fand aber Widerstand, der zu Streit und Gährung führte, bis endlich Brienne abtrat, Necker zurückberufen und die Versammlung der Reichsstände entschieden ward. Das Nöthige ohne Reichsstände zu thun, und einen solchen Entschluß auf eine durchgreifende Reorganisation der Verwaltung und des Steuerwesens, worin allein schon die einzige ausreichende Ersparungsmaßregel gegeben war, zu stützen, welchen Maßregeln alsdann auch eine Verfassungsreform, ohne die verderbliche Anerkennung der Volkssouverainetät, folgen konnte, dazu schien allerwärts so Kraft als Muth zu mangeln. Man hatte sich für Berufung der Reichsstände entschieden, und konnte sich doch über die Form nicht einigen. Man fragte auch darüber die nochmals berufenen Notablen, und obwohl deren Mehrzahl im Sinne und Interesse des Hofes stimmte, so bewog Necker doch den König, dem Ausspruch ihrer Minderzahl und »den Wünschen der Nation« zu folgen. Letzteres heißt in solchen Zeiten: dem Willen der Meisten unter den Lauten, den Leidenschaften, Begierden und oberflächlichen Ansichten der Menge, nicht dem wahren Vortheil des Volks und der Rechtsordnung. Man berief die Bürger in gleicher Zahl mit Adel und Clerus. Man wünschte dabei, daß nach Ständen und nicht nach Köpfen gestimmt, daß getrennt und nicht vereinigt berathen werden solle. Aber man wußte das nicht zu erwirken, und ließ die Stände fünf Wochen streiten, bis endlich der dritte Stand sich zur Nationalversammlung erklärt und so mit einem Schlage eine grundandere Verfassung aus der alten gewillkürt hatte.

Das war ein offen revolutionairer Act, ein Act des Systems der Volkssouverainetät. Von diesem Augenblick an war die Bahn des positiven Staatsrechts verlassen und die der Willkür betreten, die sich auf das Recht der Meinung der subjectiven Ansicht berief, und zuletzt auf dem rohen Handmehr der Gewalt, oder dem siegenden Uebermuth und dem weiten Gewissen der starken Leidenschaft ruhete. Das große Drama der Revolution war eröffnet und sollte bis zum letzten Acte durchgespielt werden. Das Rad war im Laufe, wer wollte es aufhalten?

Bald errang die Nationalversammlung die Macht, dem Könige zu gebieten; sie errang es, indem jedes Schwanken, jeder Versuch, sich dem Joche zu entziehen, durch irgend eine Handlung der Volksgewalt eingeschüchtert ward. Dahin gehört die Erstürmung der Bastille, eine Antwort der Pariser Revolutionairs auf die Entlassung Neckers und auf die Zusammenziehung eines Truppencorps. Die spätere Folge war, daß das leichte Werkzeug auch gegen die gewendet ward, die es in Gang gebracht, und daß der Bürger es büßen mußte, daß er gegen die Großen des Volks den Pöbel entfesselt und sich selbst in dessen Reihen gestellt hatte. Die neuen Gesetzgeber machten tabula rasa mit dem alten Frankreich. Hochherzige Gesinnungen, edle Absichten paarten sich mit Unklarheit über die nächsten und sichersten Pflichten, über die Gründe, die Mittel und die Folgen, und mit blindem Nachschreien in dem Getös des Tages. Necker war am Wenigsten geschickt, diese neuen Kräfte zu bannen und ward doch durch die bittersten Erfahrungen nicht klüger. Die Männer der Nationalversammlung wiegten sich in schönen Illusionen, und bereits standen hinter ihnen die Andern, die ihre Träume nur zu gräßlich verscheuchen sollten. Das Königthum wollte man erhalten, ohne ihm Grund und Kraft zu lassen. Dadurch brachte man es in eine Lage, in der es nicht wirken, nicht bestehen, nicht einmal den Glauben, daß seine Träger aufrichtig seien, erwecken konnte. Dazu die feige Flucht des Adels und die unkluge Einmischung des Auslands. Es war aus einem gewordenen Institute in ein gemachtes umgewandelt, ein Spielball für die Verblendung oder Arglist seiner Schöpfer, auf dem flüchtigen Mitleid des Tages, statt auf dem Felsen der Jahrhunderte und dem Recht und der Macht des Staats ruhend. Es

konnte auch die Rechte nicht ausüben, die man ihm noch gelassen, und selbst der Versuch dazu ward ihm zum Verbrechen gemacht. Darüber mußte erst das Institut zu Grabe gehen, und dann sein edler Träger, ein Fürst, wie es kaum Einer so gut mit Frankreich und seinem Volke gemeint. Der eignen Partei sah man Alles nach, den Gegnern nichts. Den Massen ward jeder Zügel entnommen, und Schmeicheleien und Lockungen aller Art verdrehten dem Volk die Köpfe. Der natürliche Gang war dann, daß immer eine extremere Richtung die gemäßigtere besiegte, die große Masse des ruhigen Bürgerstandes, der wohl an den Losungsworten der Parteien Gefallen fand, aber in keiner Art das wollte, was hervorkam, sich wider Wissen und Willen, aus Unklarheit, Mangel an Energie, und weil meist die Defensive schwächer ist, als der Angriff, das Negiren leichter, als das Rechtfertigen des Bestehenden, die Beschwerde über den Druck einer Einrichtung lauter, einiger und entschlossener, als die Anerkennung ihrer wie sehr auch überwiegenden Vortheile, in ein ihr ganz fremdes und feindliches Feld gezogen sah, die Emeute das tägliche Werkzeug der kühnsten Faction ward, bis zuletzt im Convent einige Ehrgeizige und Fanatiker das Ziel ihrer jahrelang systematisch und mit allen Künsten der Bosheit betriebenen Pläne erreichten, und das ganze große Frankreich, mit Hilfe des blutigsten, gräßlichsten Terrorismus und einiger Phrasen und Trugbilder tollen Wahnsinns in dem schmählichsten Joch hielten. Sie stürzten, weil die Tollheit nicht weiter gesteigert werden konnte, aber noch Jahre dauerte es, ehe sich Frankreich aus dem Taumel der Verwilderung, Zerrüttung, des wahnsinnigen, naturwidrigen Schwindels einigermaßen zurechtfinden konnte, und es bedurfte der kräftigen Hand eines Militairherrschers, um es wieder auf den Boden Europa's und des 19. Jahrhunderts zu verpflanzen. Frankreich hatte einen Ludwig XVI. gemordet, den wenigstens edelwollenden Lafayette vertrieben, die wenigstens geistvolle Gironde vernichtet, um dem geistlosen Pedantismus des grausamen Robespierre und seiner widerwärtigen Genossen und der verächtlichen Selbstsucht des Directoriums zu fröhnen. Es hätte in seiner jämmerlichen Rathlosigkeit und Schwäche jedes Joch getragen, das nur in etwas dem glänzenden Gaukelspiele entsprach, mit dem man es äffte. Es mußte seinen Sternen

danken, daß sich ein Napoleon fand, es zu beherrschen und es einigermaßen zum Bewußtsein seiner selbst zurückzuführen.

Es wird nirgends viel anders gehen, wo die Tendenzen eines unverstandenen Liberalismus, eines mehr eingeredeten, als naturkräftigen politischen Sinnes, einer mehr auf vorgefaßten Meinungen, als auf sichern, begründeten Ueberzeugungen ruhenden politischen Bildung neben beginnendem sittlichen Verfall und religiöser Indifferenz und neben dem dringenden Bedürfniß der Reform verbreitet sind. Die große Mehrzahl derer, die dann als »gemäßigte Liberale« gelten, pflegt über sich und ihre Zwecke unklar und von unbestimmten, widersprechenden Impulsen getrieben zu sein, giebt aber den Bestrebungen der Extremen, die von vorn herein das Aeußerste, die das wollen, wovor Jene, wenn es gleich anfangs ausgesprochen wäre, zurückbeben würden, den Nachdruck, und sieht sich, in den Zweifeln über den Sinn der vieldeutigen Klangworte, in der Hitze des Kampfes, in der angewöhnten Sympathie für die Opposition und gegen den Widerstand — wie berechtigt und im wahren Interesse des Volks er auch sein möge — von einem Schritte zum andern gezogen. Sind einmal gewisse Grenzen überschritten, gewisse Zweifel und Rücksichten gebrochen, so genügen wenige Tage des Glückes und Sieges, um aus solchen anscheinend gemäßigten Liberalen die extremsten Parteigänger der Revolution zu machen. Die strafende Erfahrung bleibt freilich nicht aus und nicht Einer geht ungestraft vom Wahlplatz, aber auch die Erfahrung macht die Verblendeten vielleicht kraft- und muthloser, selten klüger, auch die Geschichte predigt, nicht bloß den Fürsten, nein auch den Völkern nur zu oft vergeblich. Selbst die Reform kann in solchen Zeiten noch schaden, weil sie als abgedrungene Concession erscheint und, in der rechten Weise gegeben, die extremen Ansprüche nicht befriedigt, mit Undank belohnt wird, wohl gar nur als Sporn zu gesteigerten Forderungen dient. Hier gilt es, mit unverrücklicher Festigkeit vor Allem die Autorität zu wahren, jede Widerstandskraft um das Banner der Erhaltung zu sammeln, dann aber sowohl durch geistvolles und segensreiches Handeln, wenn nicht die Meinung, doch die Interessen des Volks zu gewinnen und die Gegner zu theilen, als auch vornehmlich für die Verbreitung einer echten politischen Bildung zu wirken, welche die Insti-

tute in ihrem Wesen erfaßt, sich ihrer Gründe bewußt ist, die Sache der Ordnung eben so hochhält, wie die der Freiheit, über der Stimmung des Augenblicks nicht die bleibenden Aufgaben des Staats vergißt, nicht nach Parteizwecken, sondern nach dem Wahren, Rechten und Guten fragt, und an dem großen Grundsatze unerschütterlich festhält, daß nicht dem Willen der Menschen die Herrschaft gebührt, sondern das öffentliche Recht auf der Pflicht und das Ideal des Staats in der sichersten Erkennung und treuesten Verwirklichung seiner Zwecke, in dem verbürgten Siege der Weisheit und Tugend über Leidenschaft, Vorurtheil und Begierde beruht.

Napoleon.

Du trugst den Cäsar und sein Glück, du kleines Schiff, auf welchem der Revolution ihr Bezwinger, dem weiten Europa sein Sieger und Unterdrücker nahete, und das ihn von dem ruhmvollen, aber aussichtslosen Egypten und von dem verlassenen Heere hinweg durch das Meer und seine Gefahren und, was das Wichtigste und Schwerste, durch die Schiffe Albions hindurchtrug. Schon zeigt der Soldat mit freudigem Blicke auf die nahe Küste des schönen Frankreichs, während Rustan, abgekehrt und gleichgiltig, in Träumen von den Steppen der Heimath schlummert. Schon heftet sich der stolze, entschlossene Blick des Generals, der bald Kaiser sein wird, auf den Boden seiner Gewalt und seines Ruhmes, und höher hebt sich seine Gestalt, er tritt fester auf und fühlt sich bereits als Züchtiger der Parteien, Führer der Heere, als Gebieter der Völker und der Könige. — Acht Jahre später sehen wir ihn auf der Höhe seines Glückes, auf dem Flosse bei Tilsit dem Kaiser von Rußland seine arglistig gebotene und mit noch feinerer Kunst ergriffene Freundschaft aufzwingend, dem König von Preußen jenen Frieden dictirend, der weder Leben, noch Tod war. — Sieben Jahre verrollten, und ein anderes Schiff trägt den entthronten Kaiser, den sein Volk verlassen, zu dem kleinen Elba, in dem ihm eine bizarre Großmuth seiner Sieger ein Schattenreich gelassen. — Das nächste Jahr schon sieht ihn wieder auf den Wellen, wieder, wie in der Scene, die wir hier betrachten, den brittischen Schiffen glücklich entronnen, an die Küste Frankreichs gelangt, abermals, wie er meinte, einem erniedrigten und zerrütteten Frankreich die feste Herrscherkraft und den Ruhm zurückzu-





bringen, abermals es zum Fußschemel der eignen Größe zu gebrauchen. Der erste Erfolg schien Alles zu versprechen, und, am 1. März mit wenigen Getreuen gelandet, war er am Abend des 20. in Paris, von Neuem auf seinem Throne, an der Spitze Frankreichs. Nein, nicht Frankreichs, nicht des ganzen Frankreichs. Wer hätte ihn stürzen wollen, wenn ihn Frankreich gehalten, wenn es mit derselben Kraft, mit der es einst die Engländer vertrieben, mit der es Franz I. gegen Karl V., die Monarchie Ludwigs XIV. gegen die Alliirten des spanischen Erbfolgekrieges, mit der es die Jugend der Revolution gegen die fremde Invasion vertheidigt, an seiner Seite gestanden hätte? Es kannte ihn zu gut, es überließ die Sache ihm und seinen Soldaten, und der Schlag, der die Reihen des Heeres brach, vernichtete auch diese neue Herrschaft des Kaisers schneller noch, als sie sich aufgebaut. Bald sehen wir ihn wieder auf dem Meere, diesmal auf brittischem Schiffe, ein Gefangener, abgeführt nach der fernen, düstern Felseninsel St. Helena, wohin ihn die Sorge für die Ruhe Frankreichs und Europa's verbannt hatte und wo er sich in langsamer Pein und Selbstqual verzehren sollte. Und unsre Tage wieder haben gesehen, wie nach langen Jahren eine neue Dynastie in Frankreich einen Prinzen aussendete, um die Asche des Kaisers über das Meer zu holen, wie sie feierlich an geweihter Stätte unter mächtigem Pompe beigesetzt, mit ihr aber, wie es scheint, für immer die Hoffnung der Napoleoniden begraben ward.

Wie anders in jener Zeit, die unser Kunstwerk vorführt. Der General Bonaparte hatte sich in seinem italischen Feldzuge, der in einer zahlreichen Reihe rasch sich drängender Siege einen mißlichen Stand der Dinge in das Gegentheil umschuf, den strahlendsten Ruhm erworben und gleich damals eine Stellung eingenommen, die ihm schwer verstattet hätte, in die Reihen gewöhnlicher Bürger zurückzukehren. Dieser Stellung Dauer zu geben und auch im Staate zu herrschen, dazu fand er die Verhältnisse noch nicht reif, und so entsprach es den Interessen beider Theile, seinem und dem seiner gesetzlichen Oberen, daß er sich an der Spitze eines Heeres entfernte, um an ferner Küste neuen Ruhm zu sammeln. Das Directorium glaubte, sich damit seiner entledigt zu haben, und hoffte vielleicht, er werde fallen oder sinken. Er selbst aber entzog sich den europäischen Angelegenheiten, in denen er au=

genblicklich nichts zu thun fand, vertraute darauf, daß er auch in Egypten seinen Ruhm bewahren werde und mochte erwarten, daß während seiner Abwesenheit die Dinge eine Wendung nehmen würden, bei der man ihn schmerzlich vermissen und wo er als Retter und Wiederhersteller zurückkehren könnte. Seine Rechnung traf besser, als die der Gegner. Zwar waren seine Erfolge in Egypten mehr Schein, als Wesen. Er siegte und eroberte, aber er errang die Bedingungen des Behauptens nicht; er wurde von Syrien zurückgewiesen, ohne welches für die Franzosen auch Egypten nur ein precärer Besitz blieb, und die Schlacht von Abukir schnitt ihn von Frankreich ab. Aber für den Ruhm war genug geschehen, und es war ihm verstattet, noch ehe die üble Wendung der Dinge erkannt war und unmittelbar nach einem Siege Egypten zu verlassen, wobei er es den Zurückbleibenden überließ, die Hefen des Bechers zu leeren. Am 23. August 1799 verließ er Egypten, und am 9. October landete er zu St. Rapheau. Er fand Frankreich, wie er es für seine Zwecke gewünscht. Die uneinige und unfähige Herrschaft des Directoriums so gehaßt als verachtet und in innerer Auflösung, die gefährlichsten Nebenbuhler todt oder geächtet, die Gesetze, die Verwaltung kraftlos, die Finanzen zerrüttet, die Parteien rathlos, Alles das Bedürfniß einer Aenderung fühlend, ohne den Weg zu wissen, die militairischen Angelegenheiten in der schlimmsten Lage. Er vereinigte die klügsten und unternehmendsten Köpfe um sich, und der 18. Brumaire sah ihn die Verfassung stürzen und sich auf eine Stelle schwingen, der zur Alleinherrschaft nur der Name fehlte.

Man hat ihn bitter getadelt, daß er, »der Sohn der Revolution, seine Mutter getödtet«, daß er die Republik gestürzt, dadurch, wie man meint, die Freiheit gemordet und die Monarchie mit Adel, Clerus und tausend anderen Dingen zurückgeführt habe. Die das tadeln, zürnen dabei weniger der That des 18. Brumaire, in der doch das schlimmste, nur durch die revolutionaire Entstehung jener Verfassung entschuldigte Mittel lag, das er bis zu dem Vorgang mit Enghien gebraucht hat: der Verfassungsbruch. Nein, in kindischem Hängen an Namen und Formen würden sie sich den Alleinherrscher als Consul gefallen gelassen haben, und tadeln nur die Annahme der Kaiserwürde. Sie weisen auf

Washington hin, der, scheinbar in gleicher Lage, die glänzende Versuchung von der Hand gewiesen. Washington hätte auch in Frankreich nicht gehandelt wie Bonaparte, wäre auch nicht in dieselbe Versuchung gekommen. Washington hätte aber auch in Amerika nicht handeln können, wie Bonaparte, wenn er es auch gewollt hätte. In dem Erbieten unzufriedener Officiere, was er zurückwies, wies er nur ein tolles, unausführbares Project zurück. Die Vereinigten Staaten America's konnten damals keine Monarchie werden, und ebenso konnte Frankreich keine Republik bleiben. Nicht bloß der Sinn des Volks, alle Verhältnisse erklärten sich dort wie hier dagegen. Der elende Zustand, aus dem Bonaparte Frankreich hervorriß, er war nicht eine Folge zufälliger Fehler und Schwächen einzelner Personen, er floß direct aus dem Mangel dessen, was Napoleon Frankreich gegeben hat. Auch hatte er zu hoch gestanden, um wieder dienen zu können, er war zu sehr eine vorragende, Alles bewältigende Macht gewesen, um einen Herrn über sich zu sehen, und wenn man ihm die Gewalt auf Lebenszeit hätte gönnen wollen und nur gegen das Erbrecht sich verwahrte, so hätte sein Tod das Zeichen zu denselben Verwirrungen gegeben, aus denen er rettete, oder zu dem geführt, was in England eintrat, als Cromwell gestorben war. Wäre die Republik in Frankreich lebensfähig gewesen, auch Napoleon hätte sie nicht zu stürzen vermocht. Indem er sie über den Haufen warf, hat er nur ein todtgebornes Kind beseitigt, nur ein Gaukelbild entfernt, das die Quelle von Wahn und Auflösung war. Lächerlich vollends und den Beweis gebend, wie kindisch man an Namen und Formen hängt und keinen Begriff von dem Wesen des freien und selbstregierenden Volks hat, wenn man ihm zwar die Alleinherrschaft gönnt, aber ihn tadelt, daß er nicht daneben die republikanische Maske beibehalten. Wenn er zu tadeln ist, so ist es darüber, daß er in sein Kaiserthum nicht den Geist eines freien und selbstthätigen, organischen Staats hinüberzutragen wußte, daß er sich zur Seele des Staats zu machen suchte, die nur der geläuterte Volksgeist in seinen mannigfaltigen Kräften und Richtungen sein soll. Die Freiheit hat er zu fesseln gewußt, aber nicht indem er sich zum Kaiser krönen ließ, sondern in seiner ganzen Laufbahn, und die Männer des Convents und die des Directoriums haben so wenig von der Freiheit gewußt und gewollt,

wie er. Er hätte nicht der sein müssen, der er war, hätte er anders handeln wollen.

Man hat ihn von anderer Seite her weiter getadelt, daß er nicht die Rolle eines Monk übernommen und das legitime Königthum hergestellt. Das hätte er weder gekonnt, noch ist es ihm je in den Sinn gekommen. Auch Monk hat das Königthum nicht hergestellt, sondern das englische Volk hat das gethan, weil es das Bedürfniß des Schlußsteins seiner Institutionen erkannt, selbst unter einem Cromwell das erbliche Königthum vermißt und keinen zweiten Cromwell zur Stelle hatte. Außerdem war der englische Adel nicht, wie der französische, emigrirt, sondern er hatte, den ganzen Kampf hindurch, für und wider die Führung gehabt, und wenn dieser Adel auch dort das Königthum nicht gehalten hat, so hat er doch seine Herstellung wesentlich angebahnt. Monk war bei dem Allen nur das Werkzeug; er that nur, worauf die Verhältnisse drängten, und was, wenn er es nicht war, ein Anderer gethan hätte. Er war mit Titeln und Würden und Besitzungen, wie ein König sie geben kann, reichlich belohnt. Er konnte sich auch ruhig in die Rolle des Unterthanen fügen, da er schon vorher nur eben ein Diener Höherer, nicht der Herrscher des Staats gewesen war. Was hätte Ludwig XVIII. einem Napoleon bieten wollen, und wie hätte ein König neben einem Unterthanen von der Art bestehen mögen? Napoleon hat aber doch für die Restauration gewirkt, nur wider Wissen und Willen. Denn er hat den Boden für sie geebnet, er hat Frankreich wieder an Ordnung und gesetzliche Herrschaft gewöhnt, er hat das Trugbild der Republik ihres Schmuckes entkleidet und zugleich in bitteren Erfahrungen über alle Herrschaft von Emporkömmlingen Lehren gegeben. Nach solcher Zerrüttung und Auflösung, wie die Revolution sie bewirkt hatte, konnte der Durchgang zum Königthum nur durch die Kaiserzeit gehen.

Sei es im Weiteren erlaubt, einen Blick auf den Mann und sein Wirken zu werfen, und zu diesem Zwecke Bemerkungen, die ich an anderem Orte über ihn niedergelegt, auszuziehen und zusammenzustellen.

In Napoleon Bonaparte's Wesen mischten sich italische und französische Züge, die ersteren durch Geist und Glück zu römischer Weise erhoben, die letzteren angebildet. Er hatte eine gründliche militairische

Vorbildung genossen, und darin einen Vorzug vor manchem Mitbewerber, der nur Muth und Talent ohne Kenntniß besaß. Ein gewaltig wogender Geist, der rastlos Beschäftigung forderte, hatte ihn getrieben, in mancher Stunde einer unmuthig verlebten Jugend seine Blicke auch über seinen engeren Berufskreis hinauszuwerfen, und in französischer Weise von vielem Wissenswürdigen jene allgemeine Anschauung zu gewinnen, wie sie aus zufälliger Lectüre geschöpft wird. Das militairische Element war aber das, was bei ihm Alles beherrschte, wofür er gründlich gebildet war, den mehrsten Beruf fühlte, und wodurch er am Ersten hoffte, jenen glühenden Ehrgeiz und Ruhmdurst zu befriedigen, den eine wenig ermunterte, mit manchen Kränkungen und Entbehrungen umringte Jugend nur genährt hatte. Obgleich es ihm nicht an italienischer List gebrach, vielmehr gerade von da aus die unangenehmsten Züge seines Verhaltens vorbrechen, fehlte ihm doch der Takt dabei, der den echten Diplomaten bezeichnet, die Ruhe, das Abwarten, das Kaltbleiben beim Widerstande. So konnte er auch später als Kaiser niemals seine Person über dem Repräsentanten der Staatsgewalt vergessen und compromittirte oftmals durch unwillkürliche, oder auch, in arger Verkennung, gesuchte Scenen eine Würde, die er sonst so hoch hielt. Ebenso mangelte es ihm im Conflict mit politischen Versammlungen an Muth und Takt. Er mußte militairisch befehlen können, wenigstens das Gefühl haben, daß er es könne. Er fühlte in sich ein überlegenes Genie, er fühlte sich auch frei von tausend Erbärmlichkeiten, die so Viele neben ihm beherrschten, und eine von riesenhaften Bildern geschwängerte Phantasie spiegelte ihm vor, daß *seine* Leidenschaft keinen Tadel verdiene, weil sie auf das *räumlich* Große und durch die Meinung Erhobene ging. Geschieht es doch oft, daß man die Größe nach dem äußeren Schein des Gegenstandes derselben, statt nach Werth und Gehalt ihrer selbst und ihres Zieles bemißt. Die Menschen um ihn erschienen ihm schlecht, oder schwach, oder beschränkt, und so nährte das Gefühl der Verachtung, das sich in ihm gegen die Menschen festsetzte, und das er pflegte, weil es ein Gegengewicht war gegen den Druck, unter dem ihn die Menschen hielten, jenen Grundzug, der ihn Alles auf sich beziehen ließ. Der brennende Ehrgeiz, der sich, wie einmal eine gewisse Höhe erklommen war, dahin steigerte, daß es ihm

fortan unmöglich war, der Zweite zu sein, beherrschte bei ihm alle andern Regungen, gute wie schlimme. Sinnlich war er höchstens mit dem Körper, nicht mit dem Willen, der von wichtigeren Dingen erfüllt war. Habsucht, der so Viele um ihn fröhnten, hat ihn nie verführt: das Geld war ihm nur Mittel für seinen Zweck, für sich selbst bedurfte er wenig und kam schnell an die Stelle, wo er nicht einmal mehr Veranlassung hatte, auf die Gründung eines Privatglücks zu denken. Neidisch war er und unter Umständen nachtragend, wiewohl er, bald aus Berechnung, bald im Aufschwung einer Großmuth, deren er fähig war, auch beide Regungen zu bewältigen wußte. Grausam und blutdürstig war er nicht, aber er verband mit einer glühenden Ruhmsucht, einer fieberhaften Unruhe und gewaltsamen Heftigkeit, doch auch wieder eine eiserne römische Kälte, mehr des Gemüths, als des Geistes, die ihn fähig machte, Alles an seinen Zweck zu setzen, und neben manchen Zügen des Wohlwollens und der Menschlichkeit, die nicht immer Berechnung waren, doch in seinem Wirken nur zu oft eine fühllose Härte, eine nichtachtende Gleichgiltigkeit gegen Menschenleben und Menschenwohl zu beweisen. Verachtete er doch die Menschen, oder schätzte sie nur, soweit sie ihm oder einem Ganzen nützten, auf das er nur um seinetwillen Werth legte.

Er hatte sich anfangs den Jakobinern angeschlossen und für die Jakobinische Republik geschwärmt. Aber er war nur nach oben, nicht um sich, noch nach unten Republikaner. Er sah die Freiheit nur in dem Lichte jener berühmtesten Staaten des Alterthums, die ein classischer Boden für Herrschsucht und Ruhmdurst waren. Sie sollte ihm eine Bahn machen, daß er der Höchste wurde und die Welt erobere. Nicht jene Freiheit war in seinem Sinne, die sich zusammensetzt aus der Selbstbestimmung und dem eigenthümlichen Rechtskreise der Individuen, woraus wie unbewußt die Größe und Blüthe des Ganzen, durch vielartiges freies Zusammenwirken gefördert, hervorgeht, sondern die andre, bei der der gewaltige Geist durch nichts gehindert wird, die Massen zu unterwerfen, sie zu zwingen zu dem, was *er* ihnen nützlich hält, in ihrer Führung für den Ruhm und die Größe des Ganzen zu wirken, damit er berühmt und groß werde.

Er bewährte seine militairische Geschicklichkeit zuerst auf ausge-

zeichnete Weise bei der Einnahme von Toulon. Die Gräuel, die darauf folgten, gingen ihn nichts an. Wir finden auch sonst nicht, daß er an den Ausschweifungen der Jakobiner persönlichen Antheil genommen, sich zum Angeber erniedrigt oder verfolgungssüchtig gezeigt hätte. Für kleinliche Nebendinge war wenigstens damals in seiner von Entwürfen gährenden Seele kein Raum. Durch den Sturz der Jakobiner gerieth er in Noth und Bedrängniß, die er über chimärischen Plänen, zu deren Schauplatz er den Orient ausersah, zu vergessen suchte. Da bot ihm Barras die Gelegenheit, sich den Machthabern nützlich zu zeigen, und er errang sich die Wiederanstellung durch Unterdrückung der im Sinne der Gemäßigten geleiteten Reaction der Pariser Commune gegen die terroristischen Reminiscenzen des Convents. In seinem Sinne lag es, jedes Widerstreben gegen die herrschende Gewalt zu unterdrücken, mochte auch weder deren Vollmacht die reinste, noch ihr Wirken das beste sein. Alles, versteht sich, wenn er auf ihrer Seite stand.

Dieser Sieg über eine Fraction der Pariser hob ihn an die Spitze der Armee von Italien. Hier erfocht er rasch hintereinander eine imponirende Reihe der glänzendsten und erfolgreichsten Siege, dictirte den italischen Fürsten den Frieden, revolutionirte ihre Staaten, stiftete Republiken und erzwang endlich, in gefährlicher Lage den Gegnern durch Kühnheit und Festigkeit imponirend, den Frieden von Campo Formio. In dem Allen hatte er sich um seine Regierung, das Directorium, wenig gekümmert, sondern bereits die Rolle des Alleinherrschers gespielt. Er konnte nicht mehr ein Dienender in dieser Republik sein, und doch nach dem Frieden noch nicht der Erste werden. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in einer bedeutenden Stellung aus Frankreich zu entfernen, bis die Verhältnisse reif wären. Deshalb, wie schon bemerkt worden, ging er nach Egypten.

Nach der Rückkehr stürzte er zuvörderst das Directorium, erhob sich, unter dem Namen des ersten Consuls, zur Alleinherrschaft und widmete sich mit Eifer der großen Aufgabe: Ordnung und Vertrauen im Innern des Landes herzustellen und, soweit es zur Zeit schon möglich, revolutionaire Verkehrtheiten zu beseitigen. Er hatte den moralischen Muth, in den ersten Tagen seiner Regierung, im Widerspruche mit den Wünschen der Revolutionspartei und wohl auch mit den Vor=

urtheilen der Mehrzahl und Vieler unter seinen eignen Anhängern, aber zur Versöhnung und Gewinnung vieler Andern, dem Königthum, dem Adel, der Kirche, also den drei Gewalten, welche die Revolution mit dem erbittertsten Hasse verfolgt hatte, die Hand des Friedens darzubieten. Es war das nicht heuchlerische Verstellung, nicht bloßes Mittel zu seiner eignen kräftigen Erhebung. Bonaparte, auch wenn er sich nicht als erblichen Herrscher dachte, sobald er die Regierung führen sollte, so wollte er eine feste, geordnete und dem Genius der Zeit und des Landes entsprechende Regierung; die Ausschweifungen der revolutionairen Vernunft widerten ihn an, und er erkannte sehr gut, wie mächtig für das Wirken des Staats und seiner Regierung es sei, wenn zu den äußern Mitteln, die sie anwenden können, auch noch die moralische Zügelung unterstützend hinzukommt. Es war aber auch richtig berechnet, was er that. Denn die Zeit rückte ihm schnell nach; die angekünstelten Vorurtheile verschwanden, und bald wußte ihm die große Mehrzahl Dank dafür, daß er Frankreich eines inhumanen Zwanges entbunden und den Bürgern das Recht zurückgegeben hatte, einer Institution, welche Frankreich durch zwölf Jahrhunderte heilig gewesen war und fast das ganze Europa außer Frankreich beherrschte, ohne Haß zu gedenken, sich des Gedächtnisses geehrter Vorfahren zu freuen und Gott nach der Weise der Kirche anzubeten.

Der erste Consul wollte nicht eine revolutionaire Regierung, wie unmittelbar vor ihm gewesen waren, die da von der Hand in den Mund lebte, nur an den kurzen Augenblick dächte, und dessen Bedürfnisse durch revolutionaire Mittel zu decken wüßte, auf die Gefahr hin, sich alle Zukunft zu verschließen. Er wollte etwas Bleibendes und Festes. Deshalb war seine erste Sorge, dem Finanzwesen eine solide Basis zu verschaffen und das Vertrauen zu befestigen, damit der Staat auch Credit finde. Das Geldinteresse ward unter ihm wieder eine Stütze der Ordnung. Die Auswahl tüchtiger Minister und die Errichtung des Staatsraths, in welchem der Consul die brauchbarsten Capacitäten des Civilfachs vereinigte, dessen Sitzungen er oft selbst beiwohnte, den er mit besonderer Vorliebe pflegte, und auf den er das Wesen von dem übertrug, wovon seine volksvertretenden Versammlungen nur den Schein hatten, dies Alles bewährte, daß er Frankreich in

das Gleis der gutregierten europäischen Staaten des Jahrhunderts zurücklenken und aus einem revolutionairen Chaos in eine zweckmäßige Verwaltungsmaschine umwandeln wollte. Im Staatsrathe hörte er auch die abweichenden Ansichten mit Ruhe an, die er anderwärts so empfindlich aufnahm. Denn er wußte, daß der Staatsrath keinen anderen Willen hatte, als er.

Jene rasch hinter einander ergriffenen und in Frankreich, wenn auch nicht im Einzelnen, doch ihrem Systeme nach von allen Freunden der Ruhe und Ordnung, von Allen, die sich zeither mit Kummer unter das Joch des Terrorismus gebeugt hatten, mit begeistertem, freudetrunknen Beifall aufgenommenen Maßregeln mußten auch gegen außen von vortheilhafter Einwirkung sein. Bonaparte pflegte mit Eifer die höflichen Beziehungen, in denen man von der Zeit an, wo in Frankreich wieder eine einigermaßen begreifliche Regierung bestand, mit Preußen, die freundschaftlichen, in denen man mit Spanien stand. Er wußte durch eine feine Aufmerksamkeit die Geneigtheit des Kaisers Paul von Rußland zu gewinnen. In Italien gab die Schlacht von Marengo der französischen Seite das Uebergewicht wieder. Bald mußte Oesterreich Frieden schließen, und als auch England vor der Hand erreicht hatte, was es wollte, vielmehr das beseitigt war, wogegen es gekämpft hatte, kam es auch mit ihm zum Frieden von Amiens.

Im Innern ging Bonaparte nun rasch seinem Ziele zu. Alles, was nicht nach seinem Sinne war, ward niedergehalten; die volksvertretenden Körper wurden von freisinnigen Mitgliedern gereinigt; im Senat wurde ein geschmeidiges Werkzeug gefunden und durch eine Volksabstimmung ließ man die Lebenslänglichkeit der Würde des ersten Consuls beschließen. Das alles würde das Ausland nicht beunruhigt haben, und wenn Bonaparte seine Unternehmungen auf Frankreichs natürliche Zwecke beschränken konnte und wollte, so würde das Ausland die Befestigung seiner Gewalt als ein wenigstens ausgleichungsweise günstiges Ereigniß betrachtet haben. Aber er wollte und konnte es nicht. Wollte er sein weiteres Ziel erstreben, wollte er sich auch nur auf der Stelle behaupten, auf der er stand, so mußte er auswärtigen Ruhm unaufhörlich um sich sammeln, die Blicke der Franzosen nach außen richten, sich nothwendig erhalten, neue Kriege schüren. Durch

die Siege über das Ausland hatte er seine Gewalt errungen und mußte sie behauptet werden. Wenn er Frankreich zur Ruhe kommen, es darüber nachdenken ließ, was denn das Resultat seiner Revolution gewesen sei, so war er verloren. Er war der Mann nicht, der es in Frieden so regieren konnte, wie es verlangte, und mit dem Frieden würden auch die Theorieen sich wieder geltend gemacht haben, die er haßte. Frankreich, wenn es sich auch in die Herrschaft eines Einzelnen gefügt hätte, so wollte es doch nicht die unumschränkte und vielfach beschränkende Herrschaft eines glücklichen Soldaten, und sobald er ihm nicht mehr durch Macht und Siege imponirte, würde das Streben erwacht sein, der Willkür zu widersprechen. Niemand aber konnte weniger eine ernste Opposition vertragen, als Bonaparte. Wäre aber auch die innere Ruhe nicht durch solchen Zwiespalt gestört worden, je leichter dann wenigstens scheinbar die Regierung wurde, in desto Mehreren mußte der Gedanke keimen, daß sie ja auch die Stelle in Anspruch nehmen könnten, die Bonaparte einnahm. Er hatte die Interessen der Ordnung und Ruhe für sich, aber wenn diese wahrhaft in den Vorgrund traten, so mußte der Gedanke erwachen, daß er nicht mehr nöthig sei zu ihrer Vertretung, und daß seine Gewalt eben auch nicht zur Ordnung gehöre. Frankreich hatte mit ihm zu rechten. Darum mußte er sich auf ein größeres Reich stellen, als Frankreich war, ein Reich gründen, das mehr in ihm, als in Frankreich seinen Grund fände, und über dessen Größe der Ursprung seiner Gewalt vergessen werde. (Daß er das nur durch Frankreich erreichen konnte, daß Frankreich immer der Quell seiner Macht blieb, folglich auch die Interessen der bezwungenen Länder den französischen nachstehen mußten, das war die unlösbare Verflechtung, an der er gestürzt ist.) Hat er übrigens auch vielleicht nicht Alles sich zum klaren Bewußtsein geführt, schon instinktmäßig mußte er darauf hinkommen; er selbst konnte keine Ruhe finden, wenn er Frankreich Ruhe ließ, und mit Glanz und Ruhm mußte er die ruhmdurstige Nation verblenden, damit sie nicht Freiheit begehrte. Wäre das aber auch nicht gewesen, so lag es doch in seinem ganzen Charakter, rastlos um sich zu greifen, durch jeden Erfolg zu weiteren Unternehmungen gestachelt u werden, nach Thaten und Kampf zu dür-

sten, sich in chimärischen Entwürfen als Beherrscher Frankreichs, Europa's, der Welt zu träumen.

Es kann hier nicht seinem Lebens- und Herrschergange im Einzelnen nachgegangen, nicht im Einzelnen gezeigt werden, durch welche Thaten er seine Gewalt zu erweitern, seine Herrschaft auszudehnen suchte, und wie er an denselben Mitteln, die ihn gehoben, endlich gestürzt ist. Er ward Kaiser; unmittelbar oder mittelbar dienten Frankreich, Italien, die Niederlande, die Schweiz, das große Deutschland, Polen, Dänemark, Illyrien, die pyrenäische Halbinsel seinen Machtgeboten. Oesterreich, immer wieder den Widerstand erneuernd und immer besiegt, doch nie gebrochen, mußte ihm die Kaisertochter überlassen, Schweden und Rußland sich ihm zur Seite stellen, und nur Albion war unbesiegbar. Die Kronen von Spanien, Holland, Neapel, Westphalen, Berg bedeckten das Haupt seiner Brüder und Verwandten. Große Königsgeschlechter verschwägerten sich mit ihm. In seinem inneren Verhalten ist der Mord des Herzogs von Enghien, in dem äußeren die hinterlistige Erschleichung der Herrschaft in Spanien der schwärzeste Flecken, und außerdem sind die plumpen Vorwände, mit denen er sein selbstsüchtiges Treiben zu beschönigen suchte, das Widerwärtigste in dem Gemälde eines Mannes, dessen Geschichte so viel imponirende und blendende Züge darbietet. Aber erfassen wir ihn in einem Zeitpunkte, wo er auf der Höhe seines Glückes und scheinbar am Ziele war: gegen Ende des Jahres 1810, wo er ein Jahr in Frankreich zugebracht hatte, während ein zweites vergehen sollte, bevor er wieder zum Kriege zog.

Man hört oft die Behauptung: Napoleon sei nicht bloß als Feldherr, er sei auch als Gesetzgeber und Regent einer der größten gewesen; ein allumfassendes Genie wird ihm zugeschrieben, und Manche, die an die Wahrheit der Vorsätze glauben, die er später auf St. Helena für die seinigen ausgegeben, und die ihm überdem die Absicht dessen unterlegen, was ihnen selbst Ideal ist, sind der Meinung, er sei der Mann gewesen, wie die Zeit ihn brauchte, und wünschen unsrer Zeit einen Mann, wie er war. Nun, er hat Vieles als Gesetzgeber durchgeführt, Vieles als Staatswirth begonnen, zum Theil vollendet. Was Gutes in seiner Gesetzgebung war, davon ist die Grundidee aus den

ersten Zeiten der Revolution entlehnt, von den Republikanern schon meist verdreht aufgefaßt und von dem Kaiserthum nicht verbessert worden. Er hat ein einfaches Gesetzbuch gegeben; immer nur eine Redaction von Rechtsideen viel älteren Ursprungs. Frage man jetzt, zu welchem Volumen dieses einfache Gesetzbuch bis heute angewachsen ist! Daß bei den Discussionen darüber der geistvolle Mann in mancher richtigen Bemerkung mit den berathenden Beamten wetteiferte, ist nicht zu verwundern. In Betreff der Nationalökonomie war er in beschränkten, von der Theorie bereits überwundenen Ansichten befangen. Sein wesentlich durch die exacten Wissenschaften gebildeter Verstand befähigte ihn zu jener rationalistischen Auffassung, die sich rasch für etwas entscheidet, was dem ersten Blicke als wahr erscheint, und die ebendeshalb so vielen Beifall gewinnt, aber nicht zu dem Eindringen in die Tiefen, wo die Erscheinung der Oberfläche als trügerisch erkannt wird. Derartige Speculationen wies er als »Ideologie« zurück. Die Welt des Gemüths blieb ihm fremd. Er rechnete mit den Menschen, wie mit Zahlen, und dabei dachte er sich alle Menschen wie seine französischen Umgebungen. Er brachte, durch die Allgewalt seines Willens und den Ueberfluß seiner Mittel, eine Masse physischer Kräfte zusammen, in deren Besitze es ihm leicht war, eine Menge zum Theil staunenswerther Werke, meist für die Zwecke des Krieges und der Herrschaft, sämmtlich für den materiellen Nutzen, zu begründen. Es ist kein Werk darunter, wie die Römer uns hinterlassen haben. Trotz des Eifers, mit dem er sich für den Aufschwung des Handels und der Industrie interessirte, und der Summen, die er, freilich sehr unzweckmäßig, zur künstlichen Aufmunterung von Fabriken möglichst kostbarer Artikel verwendete, kränkelten Industrie und Handel an der Handelssperre und an der Entziehung der Menschenkraft durch die Kriege. Die Finanzen waren, trotz der Gewalt und der Scheinmittel, die man für sie anwendete und trotz der unermeßlichen Summen, die Europa beisteuern mußte, im mißlichen Stande, und wenn es in den officiellen Berechnungen nicht so erschien, so ist später unwiderlegbar nachgewiesen worden, wie trügerisch diese Berechnungen gewesen. Auch die Gemeinden mußten es sehr schmerzlich empfinden, daß Napoleon ein illusorisches Budget brauchte. Nur Franzosen konnten über den Glanz des Nationalruhmes die Lei-

den vergessen, die er über sie verhängte, und selbst die Franzosen hatten damals ihre ganze Hoffnung darauf gerichtet, daß er endlich zur Ruhe kommen werde. Sein System des öffentlichen Unterrichts war auf eine Erziehung zu Soldaten und gehorsamen Unterthanen, nicht zu freien Männern berechnet. Der Staat sollte eine Maschine sein, nach dem Willen des Kaisers gelenkt. Unabhängiges Denken, unabhängiges Wollen hätte er nicht vertragen, er hätte keine Woche in England regieren können. So war auch seine ganze innere Regierungspolitik, die jedes Institut zu brechen oder zu verstümmeln trachtete, was einen Widerstand drohen konnte, darauf berechnet, den Staat wie eine Armee zu regieren. Die höchste Centralisation, die unbedingte äußere oder innere Abhängigkeit der Organe, nirgends ein selbstständiges Element, überall ein bevormundendes Eingreifen in alles Einzelne, ein Uebermaß von Polizeimitteln, überall Anordnen und Verbieten, überall der Kaiser oder seine Diener, Alles selbst machen, Jeden an seinen Platz weisen, Jeden als Werkzeug gebrauchen wollend. Darin liegt es schon, daß er nicht der Mann war, den die Zeit braucht. Darin liegt es, daß er einen Zustand schuf, glänzend nach Außen und auf der Oberfläche, blendenden Anscheins in der Theorie der Gesetzgebung, aber dessen innere Haltlosigkeit im Momente der Krisis erkannt ward. Es ist dem Kaiser eine bewundernswerthe Thätigkeit, die Fähigkeit, sich mit Leichtigkeit in den verschiedenartigsten Dingen zu orientiren und ein Urtheil über sie zu fällen, was wenigstens auf den ersten Anblick imponirt, es sind ihm einzelne große und schöne Gedanken nicht abzusprechen. Aber die letzteren waren Blitze des Genies, die ihm zuweilen ein Feld erleuchteten, mit dessen ganzer Natur er deshalb doch nicht bekannter wurde. Und wie es nicht auf die räumliche Größe der Unternehmungen, sondern auf das Verhältniß der Kraft, die dabei wirkend ist, ankommt, so ist auch nicht die Vielseitigkeit des Wirkens, sondern die Güte desselben das Entscheidende. Meister war er allerdings in der Kunst, auf die Einbildungskraft der Franzosen in hochtönenden Phrasen, durch die Gewalt einer in einfacher Pracht imponirenden Rede zu wirken. Man führt auch mancherlei einzelne Vorfälle an, bei denen sein persönliches Einschreiten bei irgend einer vernachlässigten Angelegenheit, einem Mißbrauche, sich überaus kräftig und wohl-

thuend zeigte. Diese Anekdoten haben ein etwas orientalisches Gepräge, sie erinnern an Harun al Raschid. Nicht das ist es, was die Zeit braucht. Das ist nicht der Musterstaat, wo Alles schlecht geht, sobald der Regent nicht persönlich in Alles eingreift. Wäre Napoleon auch befähigt gewesen, alle Verwaltungszweige zu leiten, wie hätte es werden sollen, wenn er nicht mehr war? Denn eine solche Fähigkeit — die auch er nicht hatte — findet sich in Jahrtausenden nicht wieder. Nicht das ist bewundernswerth, daß ein geistvoller Alleinherrscher ein Mißverhältniß, das ihm zufällig bekannt wird, mit Kraft und Geschick beseitigt, sondern der Staat ist es, in welchem es gar nicht des Zufalls bedarf, der den deus ex machina herbeiführt, sondern wo die Abhilfe durch das freie Wirken des Lebens selbst vermittelt wird. Ueberhaupt ist jede Reform des Gesammtlebens, die aus dem Willen und Geiste eines Einzigen abgeleitet wird, eine verfehlte. Die Jahrhunderte haben zuweilen einzelne große Männer in den Vorgrund gestellt, die uns als Urheber großer Dinge erscheinen. Aber sie waren nur die Träger des Zeitlebens, die Organe der im Leben wirkenden Kräfte, und oft hat die Zeit noch lange mit der Beseitigung dessen zu thun gehabt, was sie vom Eignen hinzugefügt hatten. Dem Regentenwirken Napoleons fehlte der Gedanke der Freiheit und mit ihm Alles. Nicht deshalb sage ich das, weil er unumschränkt herrschte. Auch mit dem äußerlich unumschränkten Herrscher verträgt sich die Freiheit. Aber seinem *ganzen* Regierungssysteme gebrach der Gedanke der Freiheit, der unabhängigen Entwickelung, der Selbstbestimmung. Der versteht das Leben und das Bedürfniß der Menschheit nicht, der von dem Willen eines Einzigen, oder einer einzelnen Gewalt, oder eines einzelnen Momentes, der überhaupt von einem *Einrichten* des Lebens das Heil erwartet. Wer kann den oder die nennen, die das englische Staatsleben gemacht haben? Und Niemand paßte weniger zum Gesetzgeber des Lebens, zum Reformator der Welt, als Napoleon, der starre Egoist ohne die heilige Flamme der allumfassenden Liebe zur Menschheit, der Uebermüthige ohne Demuth vor Gott, der Ehrgeizige, der für Entwürfe von riesenhafter äußerer Größe und nichtigem inneren Werth die Menschenleben wie werthlosen Staub aufs Spiel setzte. Auch in den Plänen, die er auf St. Helena sich und Andern vorspiegelte, ver-

missen wir jene heilige Achtung vor der Menschenwürde, vor der Berechtigung des Einzelnen, jene hehre Flamme der Liebe, jene Selbstbeschränkung und jenen Alles durchdringenden Geist der Freiheit, ohne die nichts von Bestand und Segen bewirkt wird.

Uebrigens war Napoleon nicht unempfänglich für Recht und Billigkeit, aber nur, wo seine herrschende Leidenschaft nicht damit collidirte; er hatte seine Stunden, wo er sanft und gemüthlich sein konnte, und brachte das Wohl der Bevölkerung von ganz Europa den Verstrickungen, in die ihn seine Machtbegierde verwickelt hatte, kalt zum Opfer; er war voller Verstellung, Ränke und Hinterlist, und doch auch eines großartigen Aufschwunges, eines noblen Verfahrens fähig; er war rachsüchtig und übte seine Rachsucht oft in kleinlicher, boshafter Weise, und konnte doch auch großmüthig übersehen und vergessen; er prahlte zuweilen mit innerm Erhabensein über Vorurtheile, und zeigte morgen eitle Befangenheit in denselben Dingen; es ist fast unmöglich, in den mancherlei einzelnen Zügen seines Verfahrens zu entscheiden, was natürlich und was Berechnung war. Im Einzelnen ist ihm Vieles vorzuwerfen, im Großen war er ein Werkzeug, dessen sich die Vorsehung zu Zwecken bediente, deren wahre Natur wir noch heute nicht vollkommen überschauen; aber sein Sein und Leben war ihm gegeben; einmal auf die verhängnißvolle Bahn gezogen, war für ihn kein Stillstehen, kein Umkehren, mußte er sie durchwandeln bis zum Ende.

Friedrich Wilhelms von Braunschweig Tod bei Quatrebras.

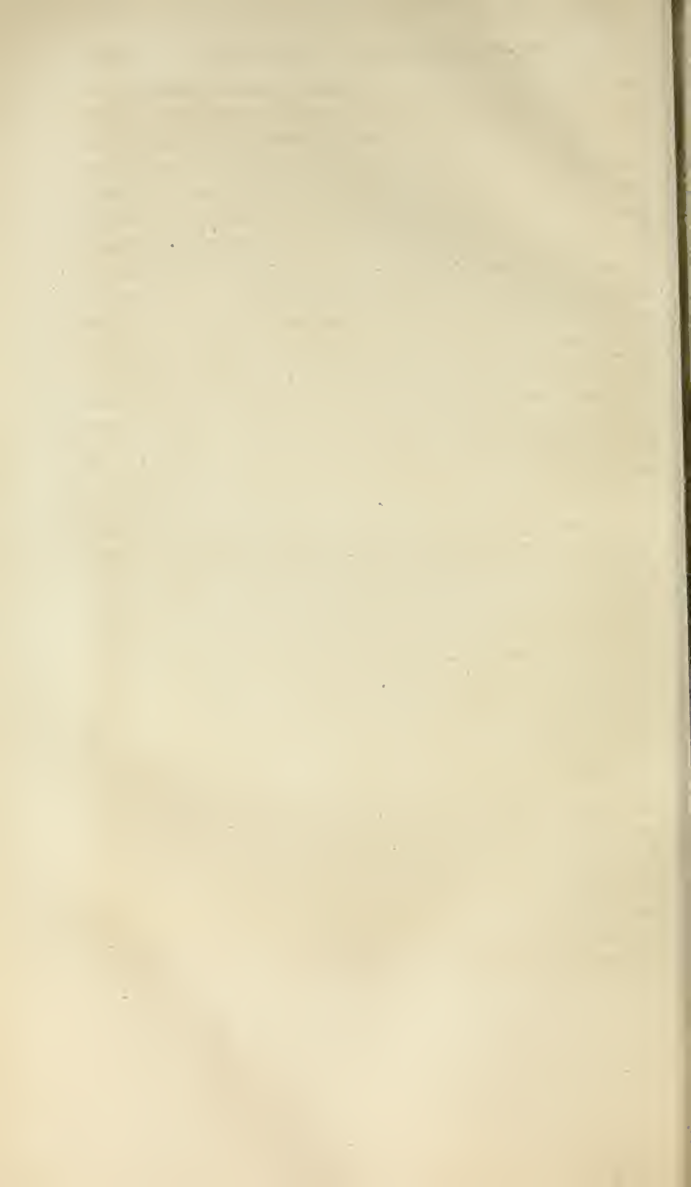
Wie gewaltig, wie riesenhaft auch am Ende des Jahres 1811 die von Napoleon aufgethürmte Herrschaft dem Beschauer erscheinen mochte: gebildet aus einer solchen Masse von Ländern, so vielen Millionen von Unterthanen, so vielen, wie es schien, durch Interessen nicht weniger, als durch Uebermacht gefesselten Bundesgenossen, geführt von einem so mächtigen Herrschergeist, begründet durch eine solche Reihe fast ununterbrochener Siege, gehoben durch so viel äußeren Glanz, so viel bestechenden Schein, getragen durch ein so blindes Vertrauen der Meinung der Massen: sie zeigte doch schon ihre Punkte, welche die verwundbare Stelle des Achills werden, es blieben doch noch Wolken am Horizonte, aus deren Schooße verderbliche Ungewitter heraufstürmen konnten — verderblich dem, den sie trafen, segensreich der Welt — es war doch noch, wie viel auch erreicht war, das Ziel noch fern, und es fehlte auch nicht an Solchen, die all' des Glanzes und Selbstvertrauens der stolzen Herrschaft spotteten und mit felsenfestem Muthe ihre Hoffnung und ihr Glück auf deren Untergang setzten. Uns, die wir den Ausgang kennen, ist es leicht, zu behaupten, daß ein tieferer Blick ihn mit Gewißheit voraussehen konnte. Denn ist nicht der Gedanke der Universalherrschaft aller Natur und Bestimmung Europa's zuwider? Ist nicht jedes sich demselben annähernde Gebäude wieder zusammengefallen, jeder Versuch dazu auf die Dauer gescheitert? War es möglich, daß Holland für immer mit Frankreich vereinigt blieb, während es dieser



A. Rethel

Herzog Friedrich Wilhelm
von Braunschweig

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig



Vereinigung seine wichtigsten Interessen so rettungslos opfern mußte, daß selbst der Bruder Napoleons lieber seine Krone niederlegte, als sich länger zum Werkzeug der seinem Volke feindlichen Pläne hergab? War Italien bestimmt, eine Provinz von Frankreich zu bleiben? War es vor Allem Spanien, dieses Reich, das sich gegen die ganze Welt vertheidigen kann und das nicht so lange her auf der ersten Linie stand und über Frankreich? Konnte die Schweiz nicht länger in ihren Bergen ihre Unabhängigkeit in Einfachheit und Armuth behaupten? War es naturgemäß, daß Frankreich südöstlich über Illyrien, weit hinein in das dalmatische Gebiet und bis an Griechenland und die Länder des Islam, und wieder nordöstlich über alle Häfen der Nord- und Ostsee seine Gewalt erstreckte? Konnte vor Allem das große und unerschöpfliche Deutschland, das weder die Karolinger behaupten, noch Karl V. und Ferdinand II. unterjochen konnten, noch Ludwig XIV. gründlich zu brechen vermocht hatte, das selbst eine innere Herrschaft nicht duldete, wenn sie auf einem Theile ruhete, konnte das das auswärtige Joch auf ewig tragen? In dem Allen freilich auch schon die Vorzeichen der Rettung. Noch stand England, siegreich auf allen Meeren, alle Flotten des Feindes und seiner gezwungenen Genossen in ihre Häfen bannend, im Besitz all' ihrer Colonieen, überall die Keime des Widerstandes pflegend, die Hoffnungen ermuthigend. Schon erhob sich, von brittischer Geld- und Kriegskraft gestützt, das glühende Volk der pyrenäischen Halbinsel und führte einen verzweifelten Kampf, wie ihn die Franzosen noch nicht bestanden hatten. Schon zeigte sich in Schweden, daß der neue Herrscher, wenn auch aus Frankreich und von des Kaisers Seite gerufen, nicht gemeint sei, ein bloßer Vasallenkönig eines einst unter ihm gestandenen Officiers zu sein, und die Ehre und Unabhängigkeit seines Reiches und das Glück und die Freiheit Europa's dem Ehrgeize eines Einzelnen opfern zu helfen. Oesterreich, das nach so viel unglücklichen Kriegen noch bei Aspern und Wagram eine Kraft entfaltet hatte, die selbst den Feind in Erstaunen setzte, und den Gedanken nicht aufkommen ließ, mit ihm zu thun, wie mit Preußen geschehen war, konnte nicht von dem Meere ausgeschlossen bleiben, nicht sich im Süden und Osten von dem Feinde bleibend umgarnen lassen, den Einfluß auf Deutschland, den Zusammenhang mit ihm nicht aufgeben. Rußland

aber mußte die Maske abwerfen, oder das Trugbild verscheuchen, als bereits die arglistigen Pläne unersättlichen Ehrgeizes bei Danzig, in Polen und in Illyrien seinem Gebiete näher rückten. Der Gewaltstreich, der mit einem Federzuge die Mündungen des Rheins, der Ems, der Weser, der Elbe, die Hansestädte, die Besitzungen deutscher Rheinbundsfürsten, die Hälfte des kaum errichteten Königreiches Westphalen, unter französische Botmäßigkeit brachte, zeigte auch den deutschen Fürsten, daß sie nicht einmal Sicherheit gewonnen hatten und war herausfordernd für ganz Europa. Der Uebermuth, die Habsucht und Willkür der Franzosen, die vielen im Gefolge ihrer Herrschaft gekommenen neuen Einrichtungen und Umgestaltungen alter Ordnungen und Zustände verstimmten Viele, das Continentalsystem bedrängte den Handelsstand, den Landbau und das gesammte Volk als Consumenten, die Kriegslast ward durch alle Stände schmerzlich empfunden. Nirgends das alles mehr, als in Preußen, wo die Nationalehre eine so bittre Wunde empfangen hatte, die materielle Last, die der Sieger aufgelegt, unerträglich geblieben und noch keine Sicherheit, keine Aussicht, keine Schonung, geschweige denn Achtung von dem feindlichen Bedrücker gewonnen war. Hier war das klarste Bewußtsein, daß es so nicht bleiben könne, daß Preußen gänzlich untergehen, oder sich wieder erheben müsse, und es ist dann auch hier, unter Vorgang des Königes und der Edelsten und Erleuchtetsten des Volks, durch alle Seiten des preußischen Volksorganismus und unter allseitigem Zusammenwirken, in einer ruhigen, standhaften, besonnenen, von wahrhaft reiner Begeisterung getragenen Weise Alles auf die kräftigste Benutzung der ersten Aussicht zur Rettung bereitet worden. In Preußen, was von stolzer Höhe äußerlich tief gesunken war, fortwährend furchtbar litt und von dem Feinde nur Schlimmeres zu erwarten hatte, in Hannover ferner, in Braunschweig, in Hessen-Kassel, in Oldenburg, in den Hansestädten, überall wo man von altverehrten Fürstenhäusern getrennt, oder alter Staatsordnung beraubt und dafür verhaßter Fremdherrschaft unterworfen war, glühte das Verlangen nach Freiheit, nach Vertreibung der Fremden am feurigsten. Im übrigen Deutschland — außer Oesterreich, das besiegt, aber nicht gebrochen war — hielt in der Masse des Volks die Bewunderung französischer Großthaten, der Glaube, daß ihrem Glück und Napoleons

Feldherrngenie kein Widerstand zu leisten, und er nun einmal berufen sei, der Welt eine neue Gestalt zu geben, dem Unmuth über die Leiden, die diese neue Geburt verhängte, noch die Wage, und die waren einzeln, die an Deutschland dachten und seine Ehre. Doch fingen auch hier die Gemüther allmälig an, vorbereitet zu werden auf ein plötzliches Umschlagen in entgegengesetzte Stimmungen, sobald nur einmal die Möglichkeit einer Aenderung gezeigt wäre. Die Hinrichtung Palms hatte viele Erbitterung erweckt. Die Spanischen Vorgänge, die Siege der Engländer, die Heldenthaten von Nelson und Sidney Smith, der Erzherzog Karl und die Tapfern von Aspern und Wagram, Tirol mit seinem Hofer, Speckbacher, Teimer, die kühnen Züge eines Schill, Dörenberg und Anderer fingen allmälig an, neben die Bilder der Helden von Italien und Egypten auch Andre in die Phantasie zu zaubern und in etwas den strahlenden Glanz der bis dahin allein gefeierten Helden zu bleichen. Unversöhnlich vor Allen blieb die hohe Aristokratie, die mit dem Untergange des Reiches so viel verloren und, diesmal in Einklang mit dem weiteren Volke handelnd, sind in der Leitung der dem Befreiungskriege vorhergehenden Pläne und Unternehmungen überall vornehmlich die feurigsten Geister eines Kreises vornehmer Standesherren, Militairs und Diplomaten thätig gewesen, die neben der officiellen Diplomatie noch eine zweite, nicht weniger organisirte und vielleicht nicht ohne geheimen Zusammenhang mit jener handelnde unterhielten. Von da aus sind manche isolirte Unternehmungen angeregt, oder gefördert worden, die als Vorläufer der Stimmungen und Bewegungen gelten können, die später im Befreiungskriege wirkten. Haben auch jene Vorläufer nicht direct gefruchtet, und konnten sie es auch nicht, so haben sie doch auf die Vorbereitung und Verbreitung der späteren Stimmungen nützlichen Einfluß gehabt. Um die Zeit des Oesterreichischen Krieges von 1809 soll eine allgemeine Erhebung des Volks gehofft und betrieben worden sein, und der Plan bestanden haben, die Tiroler Bewegungen, das Eindringen der Oesterreicher in Sachsen und gewisse in Norddeutschland betriebene Unternehmungen, wie eben die von Schill, Dörenberg, Katte, Emmerich, zum Anlaß einer allgemeinen Insurgirung zu machen. Es scheiterte Alles und mußte scheitern, schon weil England über der Expedition auf Walchern Norddeutschland verabsäumte.

Aber auch sonst konnte von Tirol aus nicht weiter gewirkt werden, da es gegen Baiern noch feindlicher stand, als gegen Frankreich. In Sachsen war gar keine Aussicht, und auch in Norddeutschland fand sich nirgends der gehoffte Zuzug, nirgends ein allgemeinerer Beitritt des Volks. Gute Wünsche genug, Hoffnungen wenige, thätige Theilnahme nur von Einzelnen, nicht immer Solchen, die der Sache im Volke Ansehen und Nahrung gaben. Ueberhaupt war in Deutschland auf eigenmächtige Volkserhebungen nicht zu rechnen. Dieses Volk wirkt andauernd nur unter der geordneten Führung seiner Obrigkeiten, Behörden und Regierungen. Wenn diese in einer Sache, die die Sympathieen des Volks hat, den Anstoß geben, die geordneten Bahnen eröffnen, die Bewegung autorisiren und deren Leitung im Ganzen und Einzelnen übernehmen, dann füllt dieses Volk die bereitete Bahn mit gewaltigem Eifer aus und wirkt mit Aufopferung, Heldenmuth und Ausdauer. Ohne den Vorgang der Regierungen und gesetzlichen Autoritäten bleibt Alles nur Sache von Einzelnen, die dem Volke oft in zweideutigem Lichte erscheinen, im günstigsten Falle von ihm gerühmt, aber niemals wirksam unterstützt werden. Der so verschiedene Gang, den die Dinge 1813 in Preußen und in dem unter westphälischer und französischer Herrschaft stehenden übrigen Norddeutschland, bei ganz gleichem Sinne des Volks, nahmen, bewährt das Bemerkte.

Der Zug des Herzogs von Braunschweig gehörte nicht in den Kriegsplan, denn der Krieg war schon geendet, gehörte aber wesentlich in die Reihe der Handlungen des Widerstandes, an denen sich die Volksmeinung stimmte und die das Feuer des Befreiungskampfes erweckten. Braunschweig-Oels, wie man ihn damals nannte, und seine Schwarzen wurden Volkshelden, und sein Bild, neben Schills und Hofers, war in Schloß und Hütte zu finden.

Friedrich Wilhelm von Braunschweig war durch den Tod seines Vaters, der an den Folgen der bei Jena erhaltenen Wunden gestorben war, und durch die Erblindung und Entsagung seines älteren Bruders, des Herzogs August, zur Regierung berufen. Das Land war aber von den Franzosen besetzt, und die Hoffnung, es im Frieden von Tilsit zurückzuerhalten, schlug fehl. Napoleon verfügte darüber, als über erobertes Land, und theilte es dem Königreich seines Bruders, des Jerome

von Westphalen zu. Der junge Herzog blieb von Land und Heimath vertrieben. Ihm blieb sein Recht und die Sehnsucht seines Volks. Ihm blieb seine Würde als Fürst, mit ihren geheiligten Rechten und ihrem stolzen Bewußtsein seiner Bestimmung. Als Oesterreich 1809 abermals sein Banner gegen Frankreich erhob, eilte der Herzog zum Kriege und schloß als Reichsfürst einen Vertrag mit Oesterreich wegen Stellung eines Hilfscorps ab, mit dem er als Oesterreichs Verbündeter und als Souverain sein Kriegsrecht gegen Frankreich üben wollte. Dies ein letztes Denkmal jener Zeiten, wo ein deutscher Fürstenname, der Ruf des Kriegers und etwas Geld zum Anfange einen Mannsfeld, Braunschweig, Anhalt, einen Bernhard von Weimar ermuthigen mochten, mit den größten Mächten in den Streit zu gehen. Das Geld schöpfte der Herzog aus dem Verkauf von Staatspapieren und Kunstschätzen, und einiges soll der gleichfalls vertriebene Kurfürst von Hessen hergegeben haben. Damit ward ein meist aus Preußen bestehendes Corps geworben; ein Freicorps, das sich die Legion der Rache nannte, vom Volke die Schwarzen genannt wurde und sich — vielleicht in Erinnerung der schwarzen Husaren des siebenjährigen Krieges — durch kurze schwarze Röcke mit hellblauen Aufschlägen und Helme mit Todtenköpfen auszeichnete. Während des Krieges durchstreifte er Sachsen, und gehörte also damals allerdings mit zu dem auf Norddeutschland berechneten Plane, der nicht zur Ausführung kam. Nach der Schlacht von Wagram hätte sich der Herzog der Sicherheit des Waffenstillstands theilhaftig machen können, wenn er sich hätte als österreichischer Corpsführer betrachten lassen wollen. Aber er fühlte sich als souverainen Fürst, der mit seinem Feinde Krieg geführt, und wollte so auch vor Jedermann gelten. Er erkannte zugleich, daß jetzt in Deutschland nichts zu machen sei, und beschloß deshalb, sich nach England durchzuschlagen. Er hielt fest den alleinigen Zweck: das Meer zu erreichen, und wußte ihn mit Muth, Geschick und Entschlossenheit, in seiner kurzen, einfachen Weise als ein Mann verfahrend, der seiner selbst in jeder Lage gewiß ist, durchzuführen. Er hatte kaum 2000 Mann, die ihn jedoch freiwillig begleiteten, und ward von 15,000 verfolgt. Dennoch führte er seine Leute, mitten durch Feindesland, unter 11 Gefechten, in 14 Tagen von der böhmischen Gränze bis an die Nordsee, und von da in

Sicherheit. Auch Braunschweigs Herzog reihte sich den großen Namen des Tages, den Helden des Volks an, und in der Nacht, die er in der Hauptstadt seines angestammten Landes zubrachte, nahm er in einer Weise Besitz von seinem Erbe, die des Welfensohnes würdig war.

Mehr dem Gerücht, als der sichren Geschichte gehört es an, was der Herzog weiterhin, von England aus und vielleicht durch persönliche Ueberkunft nach Norddeutschland, für die fruchtlosen Pläne und Unternehmungen gewirkt hat, in denen sich der deutsche Unmuth wenigstens zu thun machte, wenn auch erst größere Kräfte und Wendungen auftreten mußten, um die großen Geschicke ernstlich zu bestimmen. Die aber blieben nicht aus.

Auch Napoleon trieb es, wie einst Karl XII. von Schweden, seine Heere gegen Rußland zu führen. Die Menschen konnten sie schlagen, dem Land, der Natur waren sie nicht gewachsen, und auch dem Entschluß eines Kaisers nicht, der bereit war, eher nach Sibirien zu weichen, als Frieden zu schließen, dem Charakter eines Volks nicht, das Haus und Heerd verließ und seine Hauptstadt in Flammen aufgehen ließ, dem Feind zu schaden. Der Brand von Moskau leuchtete durch die erstaunte Welt, Vielen ein Hoffnungszeichen. Nach banger Spannung kam aus dunklen Gerüchten die kaum begriffene Gewißheit des furchtbaren Ausganges. Auch Schweden entschied sich nicht für, sondern wider Frankreich. Preußens König sprach zu seinem Volke, und in Begeisterung stand es auf, die Wiedergeburt des Vaterlands zu erkämpfen. Oesterreich rüstete in ruhiger Haltung, und als der Feind die Hand des Friedens übermüthig und arglistig zurückwies, da legte es seine gewaltige Macht in die Wagschale der Freiheit. Durch ganz Deutschland erwachten die volksthümlichen Sympathieen, und welcher Staat Freiheit hatte zur Wahl, der schloß sich der deutschen, der europäischen Sache an. England streute mit offenen Händen sein Gold, seine Kriegsmittel aus. Ein Gedanke durchdrang und belebte Alles, ein Einziger, in den Alles aufging: den Feind aus den Marken des Vaterlandes zu treiben, das bittre Joch und die Schmach zu tilgen. Jung und Alt erhob sich und strömte zum Kampfe für Gott, König und Vaterland. Die Siege des Feindes schreckten Keinen und besserten seine Sache nicht. Enger und enger ward er umstellt, auf Siege folg-

ten Niederlagen und endlich die großen Tage, in denen in der Völkerschlacht bei Leipzig der Zweck des Krieges erfüllt ward.

Mit der französischen Uebermacht in Deutschland stürzte auch das westphälische Reich, bereits in innere Auflösung und Mißachtung verfallen, zusammen, und auch Wilhelm von Braunschweig konnte das Erbe der Väter antreten und die Heilung der tiefen Wunden beginnen, welche der Krieg und die Fremdherrschaft dem treuen Volke geschlagen. Aber wie er auf seinem kühnen Zuge von 1809 nur eine Nacht in dem Schlosse seiner Väter weilen konnte, so waren es auch jetzt nur wenige Monate, die ihm gelassen waren, und als er wieder schied, war es, um lebend nicht wiederzukehren. Napoleon kam von Elba zurück und führte abermals seine Schaaren gegen Deutschland. Ihm entgegen warfen sich als die Ersten: Britten, Niederländer, Preußen und andere Norddeutsche, und Herzog Wilhelm, der schon bei seinem Einzuge in Braunschweig ausgesprochen: jetzt sei der erste, heiligste Zweck, des Vaterlands Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen und zu sichern, eilte auch jetzt in die vordersten Reihen. Während Napoleon den Blücher bei Ligny schlug, war Marschall Ney, im Rücken der Preußen, gegen den rechten Flügel der Engländer gezogen, den der Prinz von Oranien führte. Schon hoffte Ney auf den Sieg, als der Herzog von Braunschweig mit Braunschweigern und Hannoveranern anlangte und das weitere Vordrängen hemmte (16. Juni 1815). Ney zog zurück, und Waterloo ward durch Quatrebras möglich. Der Sieg aber war mit dem Blute des heldenmüthigen Fürsten erkauft worden, der, von einer Kugel getroffen, bewußtlos und für immer vom Pferde sank. Er fiel, seiner Ahnen würdig, mit seinem Blute die Freiheit Europa's besiegelnd.

Der Sieg von Quatrebras, so mühevoll errungen und so theuer erkauft, hielt der Niederlage von Ligny die Wage. Bald hätte diese ein gleichfalls kostbares Leben geopfert. Rasch und unerwartet war Napoleon, dessen Heere nur 270,000 Mann zählten, und der an den nördlichen Grenzen nur 120,000 Mann bereit hatte, gegen die Niederlande gestürmt. Denn es galt ihm, in kürzester Zeit einige glänzende Siege zu erfechten, damit von Neuem Glück und Victoria vor seinen Adlern schwebe der Muth und die Gunst der Franzosen frisch belebt, der Krieg in Feindesland versetzt, vielleicht der Bund seiner

Feinde gesprengt werde. Er wußte nicht, wie sehr sie ihn haßten und wie gänzlich und rettungslos er alles Vertrauen bei denen verloren hatte, die ihn und seine Wege kannten. Aber vor Allem kam es ihm darauf an, zu siegen, bevor die furchtbare Gesammtmasse, die sich, 1,300,000 Mann stark, von allen Seiten gegen ihn heranwälzte, bereits zur Stelle gelangt sei. Deshalb sein rascher, unerwarteter Anfall, auf den Wellington und Blücher, die die Vorwacht in Belgien hielten, nicht gefaßt waren. So ward schon am 15. Juni Ziethen bei Fleurus zurückgedrängt. Der alte Blücher aber, der Mann der Thatkraft, zog eben so rasch seine Truppen zusammen, während von den Festen in Brüssel bereits Wellington seine Mannen entsendete. Noch einmal sollte die launische Glücksgöttin Napoleon, der so lange ihr Liebling gewesen, mit ihrem trügerischen Lächeln äffen. Er siegte bei Ligny, ein Sieg, den selbst in so kurzer Zeit das Gerücht in die fernsten Gegenden mit tausend Uebertreibungen verbreitete, die Franzosen schon in Frankfurt verkündigend, bis nur zu bald der hinkende Bote nachkam. Damals war es, daß auch der wackere Blücher, vom Pferde gestürzt, die wilde Flucht und die tobende Verfolgung an sich vorbeigehen sah und dem Tode, oder dem Schlimmeren, der Gefangenschaft verfallen wäre, wenn nicht sein Nostitz bei ihm ausgehalten, ihn unter dem Pferde vorgezogen und glücklich zu den Seinen gerettet hätte. Die Rettung dieses einzigen Mannes wog den Sieg Napoleons auf. Das sollte der Tag von Waterloo lehren. Blücher war der lebendigste Ausdruck des glühenden, an Abschen grenzenden Franzosenhasses und des Gefühls der unbedingten moralischen Nothwendigkeit, bis zum Aeußersten und bis dahin unversöhnlich mit diesem verhaßten Feinde zu kämpfen; dabei kühn, immer für's Zuschlagen und doch sich des Mangels höherer strategischer Kenntniß und Kunst bewußt genug, um dem Rathe vertrauenswürdiger Sachkundigen fügsam zu sein; ohne persönlichen Ehrgeiz, nur auf die große Sache blickend; im einfachen Gemüth für jene divinatorischen Eingebungen empfänglich, die in großen Momenten weiter führen, als alle Berechnung; in seinem derben, schlichten Wesen überaus geeignet, in unbewußter, natürlicher Weise zu erreichen, was keine absichtsvolle Geschicklichkeit erkünsteln kann: sich und seine Sache volksthümlich zu machen und die Massen durch ein Wort zu elektrisiren.

Dazu sein Siegesvertrauen, was nicht aus Dünkel und Ueberhebung, sondern aus dem tiefinneren Bewußtsein der Gerechtigkeit der Sache, des lauteren, ernsten Willens und — wie bei dem alten Ziethen — aus echtem Vertrauen auf Gott floß.

Solch ein Mann war in der großen Entscheidungsschlacht vom 18. Juni, die, wenn sie verloren ging, zwar nicht wieder Napoleons Universalherrschaft aufgethürmt, aber die Wehen des Krieges und der Verwirrungen auf Jahre verlängert haben möchte, nöthig. Aber auch ein Mann wie Wellington war es: so fest, so ruhig, so unerschütterlich im Vertrauen auf seinen Verbündeten und so seiner Krieger Herr. Mit eiserner Standhaftigkeit hielten die Engländer bis zum späten Abend, unter furchtbaren Verlusten, die immer wüthender und erfolgreicher erneuerten Angriffe der Franzosen aus; denn der alte Blücher hatte Wellington sein Wort gegeben, daß er komme; Wellington traute ihm und Blücher hielt Wort. Schon wähnte Napoleon sich des Sieges gewiß; da erschien Bülow, zuerst und nur mit wenigen Brigaden, mit denen er sich sofort auf den Feind warf; bald folgte Ziethen, dann die Uebrigen und die Massen der Preußen, die sich zum Kampfe drängten, wuchsen immer. Napoleon wagte noch einen verzweifelten Angriff auf die Engländer, der aber von den durch die Nähe ihrer Verbündeten Neubelebten kraftvoll zurückgewiesen ward, und als nun die Engländer zum Angriff schritten, die Verbündeten von allen Seiten angriffen, löste sich das französische Heer in gänzliche Flucht auf. Daß diese einzige Niederlage die ganze Sache Napoleons rettungslos brach, bewies, daß sie längst von der Sache Frankreichs getrennt und nur noch auf ihn und sein Kriegsglück gestellt war. Nicht so war es in den Tagen Franz I. und Ludwigs XIV.

Schön aber ist es, wie diese letzte Waffenthat des großen Kampfes die wichtigste Quelle seiner Erfolge nochmals in reinster Kraft gezeigt hat: die Einigkeit und das Vertrauen der Verbündeten. Kleinlich, daß man nachher gestritten hat, wem die Ehre des Sieges zukomme. Wahr wohl ist es, daß ohne der Preußen Eintreffen das tapfere, aber kaum noch widerstandsfähige englische Heer einer Niederlage sicher verfallen wäre. Aber ebenso wahr, daß Wellington diese Schlacht nicht angenommen, oder sich zeitig zurückgezogen haben würde, wenn er

nicht so unerschütterlich fest auf die Preußen vertrauet hätte, und daß der Zug der Letzteren verfehlt gewesen wäre und sie leicht in schlimme Verwickelung führen konnte, wenn Wellington nicht mehr zur Stelle war. Das Verdienst, noch zur rechten Zeit zur Rettung anzulangen, ist nicht größer, als das, unter so verzweifelten Umständen so lange auszuharren und sich gegen so gewaltige Angriffe zu behaupten. Beide, Engländer und Preußen, haben an diesem Tage ihre Pflicht gethan, als Soldaten und Bundesgenossen, und mit Recht wurde die Schlacht als die Schlacht von Belle-Alliance bezeichnet, wie denn England und Deutschland in der That zu der innigsten, festesten und wohlthätigsten Verbindung berufen sind, da sie beide ihre Freiheit, ihr Recht und ihren Frieden, nicht aber Eroberung, Herrschaft und Unterdrückung wollen.

Der ganze Kampf war nicht ein Kampf zweier Mächte um eine Scholle Land. Er galt der Bestimmung Europa's, die gegen ein erdrückendes Uebergewicht eines Theiles, gegen ein naturwidriges Joch zu retten war, dessen Auflegung nur durch die unerhörtesten Ereignisse und Verwirrungen momentan gelingen und das niemals Dauer gewinnen konnte. Als das Maaß voll war, floß es über und aus allen Völkern erhoben sich entschlossene und begabte Männer, und wirkten zusammen zur Rettung und Befreiung. Vor Allem doch aus Deutschland. Aber wenn wir die Männer feiern, die den letzten Kampf zum Siege geleitet, so laßt uns auch derer gedenken, die in den Tagen der Bedrängniß für die Ehre Deutschlands gewirkt und gestritten und die Funken der Begeisterung lebendig erhalten hatten: dieser Karl und Johann von Oesterreich, Andreas Hofer, Friedrich Wilhelm von Braunschweig.





